This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1642e19

Deutſcher Glaube und Brauch

im Spiegel der heidniſchen Vorzeit

von

Prof. E. L. Rochholz.

Erſter Band.
Deutſcher Unſterblichkeitsglaube.

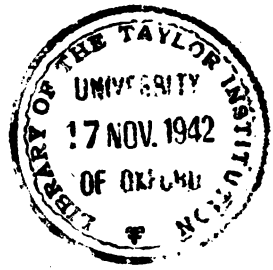
Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann.)
1867.

Deutſcher Unſterblichkeitsglaube

von

Prof. E. L. Rochholz.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann.)
1867.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
17 NOV. 1942
OF OXFORD

Vorwort.

In den nachfolgenden zwei Bändchen wird Glaube und Brauch des deutschen Volkes im Spiegel seiner heidnischen Vergangenheit angeschaut und nach den zwei Hauptfragen zerlegt: Auf welchen Wegen ist der sich selbst überlassene Mensch der Urzeit zum Glauben an die Macht und Dauer des Geistes gelangt, und wie ist er zur Gründung bürgerlicher Ordnung allmählich emporgerückt? Diese Doppelfrage wird hier in einzelnen für sich bestehenden, obwohl gegenseitig verwandten Vorträgen verhandelt, und diese schöpfen ihre Beweismittel und Thatsachen theils aus unsern Geschichts-, Rechts- und Sprachalterthümern, theils ebenso aus der fortdauernden Tradition und Sitte des Volkes. Gelehrtes Wissen und persönliche Erfahrung haben sich hierbei fortwährend die Hand zu bieten. Hat nun aber der ausreichende Quellenkunde und Erfahrungsfrische beiderseits ihr Material mit Bienenemsigkeit entdeckt und eingesammelt, so soll es auch an jener ordnenden Meisterin nicht mangeln, die dieses Vielerlei zum symmetrischen, Genuß gewährenden Bau abschließt. Neben der Strenge der Forschung soll die Geschmeidigkeit der Darstellung einhergehen, damit ein Werk, das sich dem Fachmanne und der Lesewelt zugleich anzubieten wünscht, vor Beiden bestehen, Beiden sich nützlich erweisen könne. Eben nach dieser Rücksicht glaubt der Verfasser hier noch eine kurze Erklärung ab-

geben zu müssen. Er hat in seinem Buche mancherlei von ihm zuerst gefundene Schriftwerke gebraucht und sie deshalb nach ihrer Herkunft umständlicher erwähnt. Ebenso hat er eine nicht geringe Zahl von Thatsächlichkeiten, Sagen und Bräuchen hier zum erstenmale aus seinen handschriftlichen Sammlungen mitgetheilt und nach ihrem besonderen Fundorte genau zu bestimmen gehabt. Ferner treten die Belegstellen zuweilen angehäuft und in verschiedenen Sprachen mitten in den Text herein. Sie alle sind die Leibwache, zwischen denen eine neu erworbene Einsicht, ein geglückter Fund sicher einhergeht, sie legitimiren Beides in gleicher Weise, wie man der Gesellschaft einen neu eingeführten Gast vorzustellen pflegt. Sie stehen mitten im Texte; weder unter denselben hinabgerückt, wo sie den Leser vom Festhalten des Zusammenhanges abziehen; noch in einem besonderen Anhange, wo das Vor- und Zurückblättern uns zum Verdrusse, dem Buche zur Quelle von Druckfehlern zu werden pflegt. Im Texte selbst dagegen überschlägt man sie nicht alle, und wenn hier etliche in ihrer gehäuften und buchstäblichen Angabe vielleicht sogar überflüssig scheinen, so wird auch von diesen bei näherer Betrachtung Lessing's Wort (Sämmtl. Werk. 6, 283) gelten können: „Ich habe das Unnütze nicht unnützlich gelesen, wenn es von nun an dieser oder jener nicht weiter lesen darf."

Aarau, 14. October 1867.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Gold, Milch und Blut. Mythologisch 1
I. Das goldene Zeitalter 3
II. Das Milchmeer 11
III. Das schreiende Blut 38
Ohne Schatten, ohne Seele. Der Mythus vom Körperschatten und vom Schattengeist 59
I. Vom Körperschatten 73
II. Vom Schattengeist 92
Oberdeutsche Leichenbräuche 131
Die Leidfarbe Weiß 133
Volksthümliche Redensarten für Sterben 140
In die Holzbirnen gehen 140
Den Löffel aufstecken, fallen lassen 142
Der Tod hat ihn am Bendel 142
Voranzeichen 143
Das Lispeln und die Wehklage 143
Das Todtenuhrlein 144
Die Hausschlange 146
Die Biene 147
Thiere als Todesboten 149
Die Grabvögel 151
Der Kibitz 154
Die Eule 155
Der Rabe 156
Die Maus 156
Der Hund 158
Die Katze 160
Roß und Stier 163
Lebenslicht und Sterbkerze 165
Das Auströsten und der Todeskampf 168

Seite

Ausfahren der Seele 171
Die Seelenüberfahrt 173
Das Zügenglöcklein 178
Das Sterbſtroh 179
Leichenwaſchung, Haar- und Nägelſchnitt 181
Leichenkleid und Todtenſchuh 185
Mit ins Grab gelegt 187
Die Todtenmünze 189
Leichenſack und Todtenbaum 192
Die Todtenwacht und die Leidfrau 194
Einſargen, Aufbahren und Grabgang 196
Der Roſengarten 200
Die Folge und das Leichenmahl 203
Nachweinen 207
Höllenleben 209
Einzelſätze 213
Der Knochencultus 217
1. Das rituell geſchlachtete Opferthier 219
2. Menſchengebeine als Reliquien, Schädel als Trinkſchalen . 227
3. Der Erſatzknochen 237
4. Das Waſſer des Lebens 253
5. Körperverſtümmlung der Götter, Einäſcherung des Körpers bei der Leichenverbrennung und verſtümmelnde Leibes- und Lebensſtrafen 269
6. Die Beſegnungsformel gegen Gliederverrenkung 281
7. Das Beinhaus 289
Das Allerſeelenbrod. Aus der Geſchichte des deutſchen Grabcultus 297
I. Das Kornopfer 299
II. Das Kuchenopfer 323

Gold, Milch und Blut.

Mythologiſch.

I. Das goldene Zeitalter.

Das Blut, das alle Körpertheile durchdringt, gehört mit zum Inbegriff der Lebenskraft und wird entweder als die Seele selbst oder als deren Stellvertreter gefaßt. „Die Seele des Fleisches ist im Blute. Das Blut ist die Seele selbst.“ 3. Mos. 17, 11. — 5. Mos. 12, 23. War es nun der geistige Versuch eines jeden Zeitalters, die bunte Reihenfolge der selbstbewußten Wesen geordnet zu überblicken, dieselben nach dem ihnen zukommenden Maße von Geist und Lebenskraft zu überzählen, und bedarf es dazu eines allgemeinen Gradmessers, so konnte man wohl meinen, am Blute zuerst einen solchen Maßstab gefunden zu haben. Das Alterthum hat im Allgemeinen die zu höchst stehenden Wesen als die Feinblütigen und Blutreichen angesehen, als Dickblütige oder ganz Blutlose aber diejenigen, welche auf der untersten Stufe geistiger Geltung und physischer Kraft standen. Vollständiger Blutmangel galt als vollständiges Aufhören von Leben, als vollständige Abwesenheit von Geist. Insgesammt bedürfen die alles erschaffenden und erhaltenden Götter ihres eigenen Geblütes, hierin allein schon liegt der Grund alles blutigen Opfers; denn je blutreicher ihr göttlicher Körper durch den Genuß eines gediegenen Opfermahles gemacht werden kann, um so ewiger wird ihre Gottheit und um so herrlicher vermögen sie fortzufahren, eine immer in den Tod zurück sinkende Menschheit zu entsühnen, zu erlösen, zu verjüngen. Die natürlichste Folge dieser Voraussetzung muß sein, daß solcherlei Götter auch verwundbar sind und ihr eigenes Blut vergießen, dieses aber muß, damit es sich

vom menſchlichen unterſcheide, bald Gold, bald Milch, bald Milch und Blut zugleich ſein.

Den Götterhimmel mit all ſeinen Geſtirnen, den Leib der Götter ſelbſt, nicht minder auch den ihrer Lieblingsweſen, ihrer Gefolgs- oder Wappenthiere durchrinnt ein Geblüt, das pures Gold iſt. Dies wird hier ſofort zum Erweis gebracht.

Den ganzen Himmelsraum durchrinnt ein goldenes Liebes- und Glückſeligkeitsblut. Die Sonne ſtreut im Aufgange Gold aus und geht im Weſten wieder zu Golde. Morgenſtund hat Gold im Mund. Wo der Regenbogen ſeinen Schenkel auf die Erde ſetzt, glaubt man die goldenen Ateispfenninge und Regenbogenſchüſſelein zu finden. Als das gutherzige Mädchen ihr Stück Brod, ihr Häubchen und Kleid der Reihe nach an die bettelnden Kinder hingegeben hat und zuletzt auch noch das Hemdchen, daß es Nachts nackt im Walde daſteht, fallen darüber alle Sterne gerührt vom Himmel in den Wald herein und laſſen ſich als Sternthaler aufleſen. KM. Nr. 153. Als das Marienkind im Märchen ein wenig an den Glanz der Dreieinigkeit rührt, wird ihm davon der Finger golden. Das Graumännchen erlaubt dem Knaben nicht, das ſiebente Zimmer, das verſchloſſen gehaltene im Hauſe zu betreten, nicht im Garten bis an den Brunnen zu gehen. Als der Knabe hierauf den Finger wenigſtens durchs Schlüſſelloch jener ſiebenten Thüre ſteckt, als er dennoch in den Brunnen hineinlangt, wird der Finger drüber golden, denn dort hat er in den Himmel, und da in deſſen Milchmeer (von welchem noch hernach) hinein gegriffen, und auf den erſten Trunk aus dieſem wäre das Kind ganz golden geworden. Letzteres erweiſt ſich im Märchen von den Goldkindern Nr. 85. Als da der Goldfiſch gefangen und verzehrt iſt, bekommt des Fiſchers Roß zwei Goldfüllen, des Fiſchers Frau zwei Goldſöhne, und dazu wachſen noch zwei goldene Lilien auf. Da nun der eine Sohn auszieht zu freien, muß er ſich und ſein Roß erſt in ein Bärenfell verhüllen, als ob er nur ein armer grober Bettler wäre. Sobald er aber einmal im Königsſchloſſe über Nacht behalten wird und ſeine Bärenfelle vor dem Bette abgeworfen liegen, erblickt man ſtau-

nend in diesem Schläfer einen herrlichen goldenen Mann. Der König schlägt nach dem armen Mädchen Allerleirauh, das bei ihm im Schlosse Magd geworden ist, einmal mit der Peitsche, da bekommt ihr Rauhmantel einen Riß, ein prächtiges Goldkleid schimmert drunter hervor, neugierig reißt der König den Riß größer und sie ist entdeckt als die schönste Königstochter der Welt (KM. 3, 116). Solcherlei Züge zeigen uns also die Göttergestalt ganz golden; sie würden aber nur liebliche deutsche Zufälligkeiten heißen können, wenn sie nicht durch alle Welt giengen und bei allen Völkern wiederkehrten.

In den tatarischen Heldensagen, die Castrén aus dem Munde der altaischen Völker gesammelt hat (Ethnologische Forschungen, Petersburg 1837), kehrt unser Hans mein Igel und Allerleirauh wieder. Alten-Arga, d. h. Goldmädchen, entflieht den Liebeswerbungen des Alten-Aira, d. h. Goldknoten. Mittelst eines umgeworfenen Federhemdes schwingt sie sich durch die Lüfte, wird aber von ihm erreicht und von seiner Peitsche getroffen; dadurch platzt das Federgewand mit Adlerschwingen ihr auf dem Rücken entzwei und sie stürzt als nacktes Goldmädchen auf die Steppe herunter, pag. 187. Ebendaselbst entflieht Alten-Bürtjük, d. h. das Goldblatt, vor der gewaltthätigen Bewerbung des Alten-Taktai; sie verwünscht sich erst in die zottige Gestalt einer Fischotter und entfliegt dann in einem Kleide mit Adlerschwingen. Jeder Leser vermag hiebei an das „wunderlich gewant" der Donauweiber im Nibelungenliede und an das Schwanenhemd der Walküren zu denken, durch welches man sich in Vogelgestalt verwünscht, um so den strahlenden Goldleib eines himmlischen Wunschmädchens unter rauher Vogelbefiederung zu verhüllen. Bekanntlich genügt oft schon die bloße Schürzung eines Knotens zu solcher Vergestaltung, aber auch dann blitzt ein Streifen Goldes noch durch diese schmalste Hülle. Im KM. Nr. 41 hat das in ein Rehkälbchen verwandelte Brüderchen ein goldenes Strumpfband als Halskette um, sowie ja auch Kerynitis, jenes Hind der Artemis, ein goldenes Halsband trägt und darüber vom jagenden Herakles bis zu den Hyperboreern verfolgt werden muß. Mit einer Goldkette ist die

hohe Uferhecke umſpannt und muß mit dem Schwerte zerhauen werden, daß Blut aus ihr hervorquillt; dann überſteigt man ſie mit dem aus den fünf Brunnen heraufgeholten goldenen Apfel und gewinnt ſo die fünf Prinzeſſinnen, die der Drache zum Drachenſtein entführt hat. Kuhn, weſtfäl. Sag. 2, 260. Daß dieſe Goldkette hier ganz die homeriſche iſt, an welcher die Himmelsgötter gegen Zeus wettziehen, erweiſt ſich aus einem Kinderſprüchlein bei Montanus, Volksfeſte 1, 88:

Sagt man Regenbogen,
So ſagt der Teufel, ich will's mit dir wögen!
Sagt man aber Himmelsring,
So ſagt Maria: du biſt mein Kind!

Wir ſollen alſo die Himmelszeichen nicht gröblich nach ihrer elementariſchen Erſcheinung, ſondern ehrfürchtig nach ihrer himmliſchen Weſenheit benennen und ſchätzen.

Beinahe überflüſſig erſcheint der Nachweis, daß der Körper aller den Göttern geheiligt geweſenen Thiere von Gold durchronnen war. Vergoldet man doch heute noch dem zu Oſtern und Pfingſten umher geführten Feſtochſen das Gehörne, und iſt ſogar der Bärendreck, jener den Kindern wohlbekannte ſtangenförmig gebackene Lakrizenſaft, ſtets an beiden Enden vergoldet; denn auch Gold iſt's, was ſolche Thiere von ſich geben. Aber daſſelbe wandelt ſich ſtets zu ſüßem Blute, zu honigvollem Meth, zu labender fetter Milch, und eben auf dieſerlei Transſubſtantiirung des Thierblutes ſoll hier als auf eine noch wenig beachtete Anſchauung hingedeutet werden. Denn wie die goldene Sonne alles ausreift und würzig macht, ſo muß auch alle ihr geheiligte Creatur Gut und Blut beſcherend für uns werden.

Ich wähle dazu unſer geringſtes Käferchen aus und zugleich unſer größtes jagdbares Thier, den Käfer Siebenpunkt und den Hirſchen.

Die coccinella septempunctata wird vom Schweizerkinde auf die Finger geſetzt zum Auffliegen und dabei um die Lebensdauer befragt: Wie lange ſoll ich leben? Daſſelbe thut mit ihm das ſchwediſche Mädchen, indem ſie ſagt: er zeichnet mir

meine Brauthandschuhe. Auf Nukö bei den Inselschweden heißt er Gullhena, Goldhühnlein (Rußwurm, Eibofolke), in England Ladycow, in Deutschland Frauenkühlein, Sonnenkalb, und im Aargau wird er um Milch und Milchbröcklein angerufen, wobei ein goldenes Löffelchen nicht mangeln soll (Alemann. Kinderlied Nr. 184). Dies kleine Thierchen ist also aufgefaßt als eine Milch und Butter, oder eine Butter- und Zuckerbrod gebende Kuh, durch die zugleich Lebensdauer und Liebesglück entschieden wird, weil sie unserm Herrgott oder U. L. Frau im Goldhimmel zugehört. Viel bedeutsamer sind dagegen die an den Hirschen geknüpften Beziehungen, und es kostet Mühe, sich hier in Kürze darüber zu fassen. In der Oswaldlegende schmieden 12 Schmiede den Goldhirschen, kein Krieger oder Jäger vermag ihn einzufangen, er wird der Braut allein zu Theil; wie aber dieser große Hirsch gebaut und durch ihn zugleich die Hand der Königstochter erworben wird, bis sie eines schönen Knäbleins genest, das gleichfalls den Namen Goldhirsch bekommt, das erzählen J. W. Wolfs deutsche Hausmärchen, pag. 73. Als Graf Botho den Hirschen im Harz für Kaiser Barbarossa eingefangen, bekommt er dafür die ganze Grafschaft Stolberg-Wernigerode und dazu den Hirschen ins Wappen gesetzt; seitdem sind dorten die Wirthshäuser zum goldenen Hirschen geschildet. Pröhle, Harzsag. 2, 195. Das würtembergische Haus führt ein Hirschgeweih im Wappen, aber als Sophia, die Tochter des Schwabenherzogs Christoph, starb, soll ein solches Geweih an ihrer Zimmerwand geblutet haben. Birlinger, schwäb. Sag. Nr. 375. Golden ist der Hirsch, weil er der Leben nährenden Sonne angehört, darum knüpft sich Machtbesitz, Eheglück und Kindersegen an ihn. Auch sein Bluten wird sich sogleich erläutern. Das Geweih des nordischen Sonnenhirschen Solarhiötr und des eddischen Himinhrjodhr besteht, wie der Name zeigt, aus Sonnenstrahlen. Darum steht der Hirsch Eikthyrnir oben auf Valhölls Dache und während er da die Gipfel der Esche Yggdrasil benagt, entspringt aus seinem Geweih solche Honigfülle, daß aus der einen Schaufel 12 Ströme durch der Asen Wohnsitz rinnen, aus der

andern 13 solche zu den Menschen und bis in die Unterwelt. Wer von solcher Methfülle trinkt, wird hirschtrunken, d. h. selig. Der meth- oder begeisterungstrunkene Odhinn wird dann entweder zum waidwerklustigen Nachtjäger Muet, der selbstvergessen bis ans Weltende jagt, oder er nimmt selber Hirschgestalt an, um Jungfrauen heimzusuchen, Helden zu weisen und Begegnende zu beglücken. Nach Aufzählung aller Trunkenheitsgrade handelt Aegyd. Albertinus „De conviviis et compotationibus“ (München 1601, 75) vom Hirschtrunkensein: „vnd in diese hirschtrunkene Zunft gehören alle diejenige, welche wann sie doll vnd voll sein, keine Ruhe haben, sondern nur hinausjagen, pürschen vnd beißen, vnd nur des nachts reisen wöllen; Gott geb, es ergehe ihnen darüber wie es wölle.“ Hier verwerthet sich nun erst recht jene Jägersage, welche sich in Grimms Myth. 877 den Mecklenburger Jahrbüchern von Lisch nacherzählt findet. „Blut sollst du haben und ein Hintertheil vom Hirschen dazu“, sagt Wuotan zum Mecklenburger Bauer, der ihm jagen geholfen hat; „zieh den Stiefel aus und nun wandere mit Blut und Fleisch zu Weib und Kind!“ Der Bauer gieng hinweg mit krummem Rücken, die Last ward ihm schwerer und schwerer, kaum vermochte er sie zu tragen. Endlich erreichte er seine Hütte, und siehe da, der Stiefel war voll Gold und jenes Hinterstück vom Hirschen ein Lederbeutel voll Silber. Wer von Blut träumt, der wird Gold gewinnen, lautet ein Sennenspruch auf der Göschenen Alp. Lütolf, Fünfort. Sag. S. 557.

Dies ist jener in zahlreichen Sagen abgeschilderte Hirsch, der mit brennenden Lichtern auf dem Geweih Nachts die Prinzessinnen des Weges leitet und Ursache wird, daß diese die erste Kirche, das älteste Stift in der noch heidnischen Landschaft erbauen. Aargau. Sag. 1, 246. In ihm fließt Gold, Feuer, Blut und Honigseim als in einer Quelle, weil ja sein Himmel dies Alles zusammen hat. So ist bald der glanzvoll leuchtende Blick im Heldenauge, bald die Flamme, die sich auf dem Haupte schlafender Jünglinge zeigt, bald der goldene, „ritschrothe Stern“ auf der Stirne Neugeborner (KM. Nr. 9 und 96) Zeichen

hoher Abkunft; „es giebt aber auch Geschlechter, wo bei jedem Mitglied, wenn es heftig von Zorn oder Scham bewegt wird, ein scharf gezeichneter rother Blutstreif auf der Stirne sich zeigt, und so erzählt es von Pappenheim Schiller in der Gesch. des 30jähr. Krieges“ (KM. 3, 175). Somit wäre bereits gezeigt, daß Göttern, Heroen, Gestirnen und Götterthieren ein gleiches Mischungsverhältniß des Blutes eigen ist, daß sie goldblütig und dadurch einander blutsverwandt sind. Es ist nur noch die heilige Pflanze zum Ende dieses ersten Abschnittes zu besprechen übrig. Auch der Saft der Pflanze besteht der Reihe nach aus Gold, aus Blut oder aus Milch, denn das Leben der Seele kehrt in die Pflanzenwelt zurück oder entspringt neu aus derselben. Die Zauberwurz Alraun besitzt goldausbrütende Kraft, verliert diese aber, wenn man aufhört, die Pflanze in Wein (Blut) zu baden und mit Milchbrei zu füttern. Nicht anders als nur mittelst eines Goldstückes soll das Johannisblut (hieracium pilosella) in der Nacht der Sommersonnenwende mit der Wurzel aus dem Boden gegraben werden. Freyja's goldene Thränen finden sich in der orchis mascula wieder, die wir Frauenthräne, Marienthräne nennen, gleichwie aus den Thränen der Sonnentöchter das, was vorher nur Harz der Bäume gewesen ist, zu goldenem Bernstein wurde. Myth. 1234. Die Rebe thränt oder blutet nach dem Beschneiden, es giebt ein Reben- und Traubenblut, aber zugleich auch eine Liebfrauenmilch, jenen zunächst Worms wachsenden Edelwein. Dagegen stellt sich ferner auch die Pflanzenmilch dar in der Wolfsmilch (euphorbium), in der Butterblume (caltha pallustr. und leontod. taraxac.), welche in Angermanland trîmjölksgräs heißt, weil ihr Futter die Kühe täglich dreimelkig macht; in der Mistel und in der Donnerwurz (sedum tectorum). Der weiße Saft dieses Donnerkrautes stillt Wundenblut, und so hängt auch von einem milchigen Mistelzweig, der aber bei Virgil aurum frondens, ramus aureus genannt wird, das Leben des Jugendgottes Baldr ab. Am deutlichsten faßt sich Pflanze und Baum als Mittel der Wiederauferstehung, und hier beginnt die roth- oder die weiß-

blühende Blume ihre Farbensymbolik. Wenn Kleinchristel im schwedischen Volksliede ihren Bräutigam eingesargt vor sich liegen sieht, ruft sie jammernd über dieses unabänderliche Loß: „Wer nun bricht mir das Laub von dem Lilienbaum!“ Wenn aber Joringel im Suchen nach der verlornen Jorinde die blutrothe Blume findet, in deren Mitte ein Thautropfen von Perlengröße steht, so wird alles, was er damit berührt, von Zauber frei und unter den hundert damit erlösten Nachtigallen ist auch seine Jorinde; denn ahd. bluot bezeichnet sowohl Blüthe als auch Blut, und der Begriff beider ist Art und Geschlecht. Die im eben erwähnten Märchen gemeinte Pflanze ist lythrum salicaria, aargauisch Blutströpfli. Drei Lilien, oder die Studentenblume, die Narcisse und Rose sprossen aus dem Grabe der Eltern und ihres Kindes, ebenso die Blutbuche aus demjenigen schuldlos Gemordeter, oder es fliegen aus dem Gezweige Nachtigall und Taube zusammen auf, die Seelen des hier bestatteten Paars. In der portugiesischen Romanze vom Grafen Nillo heißt es:

Aus dem Grab des Grafen Nillo
Hob sich ein Cypressenbaum,
Ein Orangenbaum erhob sich
Aus der Königstochter Grab.
Beide wuchsen, und mit Kosen
Küßten sich die Wipfel sanft.
Haut mir ab die beiden Stämme!
Rief der König; es geschah.
Edles Blut entfloß dem einen,
Königsblut dem andern Stamm,
Und geboren aus dem Blute
Ward ein kosend Taubenpaar.

So weit reicht das unserm Zwecke dienende Material, und nun ist noch der Schluß daraus zu ziehen. Der seinen Tag auf der Weide und seine Nacht unter freiem Himmel zubringende Nomade sucht die Götter nicht hinter Geheg und Mauer, sondern über sich in dem unbegrenzten Himmel. Hier sind sie ihm nothwendig die Leuchtenden und Erlauchten, und so sind

sie wirklich genannt in allen arischen Sprachen. Aus der Wortwurzel div, leuchten, entspringt sanskrit dêvas (ursprünglicher daivas), latein. divus oder deus, und ist auch für das Deutsche erhalten in dem nord. Plural tîvar. In einem leuchtenden Himmel konnten nur goldstrahlende Götter sein. Diese Naturanschauung aus der Urzeit der Menschheit erscheint uns aber bei weitem erhabener, als sie in Wirklichkeit selbst sein wollte; auch von ihr muß unser Sprichwort gelten: Es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Denn die Götter mußten ja schon längst als goldener Sternenhimmel geglänzt haben, noch ehe das Metall des Goldes bekannt, in irgend ein Werthverhältniß gebracht oder zum Tauschmittel gemacht war. Erst die selbst heruntergebrachten Spät- und Halbgottheiten, die kleinen Zwerge, bieten dem noch kunstlosen Menschengeschlechte das Metall geschmiedet an; erst mit Heidr, dem ersten Zauberweibe, ist das Böse in die Welt gekommen, denn sie ist mit dem Geldwort begabt, durch das erst der Unterschied von Böse und Gut geworden ist; erst dem sinkenden Römerreiche wird der Goldhunger zur geheiligten Mode. Aber der Hunger nach Milch und Brei war schon der unserer heerdenweidenden Patriarchen, wie er noch der kindlich aufrichtigste ist; er findet Gnade vor Gott und den Menschen, ohne daß er mit Gold zu zahlen braucht. Das Gold des ältesten Götterhimmels war nicht Metall, sonst würde es im Vorausgehenden nicht schon allenthalben auf Milch und Blut des Himmels geführt haben, sondern es war goldrahmige Milch, goldgelb gebuttert vom goldhaarigen weißhäutigen Arier im goldenen Vliese der Lämmer. Darüber soll sich der zweite Abschnitt ausweisen.

II. Das Milchmeer.

Die homerischen Fürsten werden Rinder- und Schafhirten genannt und die in ihren Diensten stehenden Schweinehirten göttliche, denn das Baarvermögen nomadenhafter Völker liegt

in ihren Heerden; statt der Scheidemünze dient ihnen Milch und Käse. Es führt lat. pecus zu pecunia, im altnord. Runenalphabet bezeichnet die Rune fêu erst Vieh, dann Geld. Bei den Lappen gilt geronnene und zerstückte Milch (Ziger) als eine Art Münze. Grimm G. D. S. 1016. Das Käsekönigreich zu Dürkheim in der baierischen Pfalz hat bis zur Zeit der französischen Revolution bestanden; jener Bürgerssohn, der dabei alljährlich zum Käsekönig gewählt wurde, hatte mit seiner berittenen Mannschaft auf allen mit Dürkheim almendgenössischen Dörfern und Höfen den Zins in Käsen einzusammeln, und kehrte mit einem gekrönten Käse heim, hier empfangen von Kranzjungfrauen und dem armirten Bürgerausschuß. Schöppner, baier. Sagb. 325. Der Käsegötze ist in Schlesien der Name eines Festbrodes (Weinhold, Dialectforschung 111), denn wie die Hirtengottheit den Käse beschert, so wird er ihr auch geopfert. Brod und Käse wirft man den Feen zum Opfer in den See von Brecknock in Südwales. Rodenberg, ein Herbst in Wales 1857, 173. Der Schotte nennt die Quelle auf der Spitze des Minch-muir in Peeblesshire die Käsequelle, Cheesewell, weil man Käse in sie zum Opfer hineinwarf. Liebrecht, im Gervas. Tilbur. 101. — Ein St. Galler Nonnengebet zeigt, daß man die Last der begangenen Sünde an dem Gewichte eines Kirchencrucifixes gegen Käse und Brod aufwog (Wackernagel in Haupts Ztschr. 7, 134) und daß also Käse ein kirchliches Entsühnungsmittel war, gleichwie der Friese und Angelsachse das Gottesurtheil des corsnæd, das judicium casibrotiae, damit vollzog, daß er einen priesterlich verwünschten Bissen Käsundbrod zum Erweise der Unschuld zu verschlucken wagte, ohne Nachtheil dadurch zu nehmen. Hier vertrat also Käse den Reinigungseid, wie später die geweihte Hostie; Gottes Anwesenheit wird in beiden Substanzen vorausgesetzt und soll den von ihnen meineidig Genießenden auf der Stelle den Tod geben. Die kleinsten Diener der Gottheit, die Zwerge sind in Tirol allenthalben die käsenden Kasermand'ln und Almstrudler, sie verschenken in der Schweiz goldene Käse (Aargauer Sag. 1, pag. 327) oder unerschöpflich sich erneuende

Gemskäslein, wie ſolcherlei der Zwergenkönig auf Zweilütſchinen genügſamen Menſchen giebt. Wyß, Idyllen 1, 312. Daß Quark (=käſe) und Twarg im deutſchen Norden bis Lievland beides, Zwerg und Käſe bedeutet (vgl. mhd. querx und twerc) hat Förſtemann gezeigt in Kuhns Ztſchr. f. Sprachf. 1, 426. Somit käſen die ſogenannten Unterirdiſchen; aber nicht minder die Ueberirdiſchen. Denn Sternſchnuppen und Irrlichter werfen, wenn man ſie böslich reizt, mit faulen Käſen. Wolf, heſſ. Sag. Nr. 219. Dies kann gar nichts auffallendes mehr an ſich haben, wenn ſogar der Mann im Mond, der ſonſt nur ein wegen Sonntagsentweihung in den Nachthimmel verſetzter frierender Holzdieb iſt, zugleich beim Schwaben, Graubündner und Schleswig-Holſteiner — alſo auf einem ſehr weiten Umkreiſe, — als ein käſender Senne gilt, der den Melkeimer auf dem Rücken trägt. Im Oldenburger Hirtengebete gelten ſodann die beiden Mondſpitzen nicht etwa ſinnbildlich als Hörner der Kuh, ſondern als die beiden Hinterzitzen am Melkeuter, und demnach geſtaltet ſich zuletzt in der däniſchen Sage der Mond zu einem aus den Molke der Milchſtraße zuſammengeronnenen Käſe, wie er denn auf den frieſiſchen Inſeln, im Hennebergiſchen und im Glarnerlande geradezu auch Käslaib genannt wird. Die Nachweiſe über dieſe bedeutſamen Einzelheiten ſind bereits gegeben in den Naturmythen pag. 251. Einem Bildungsmenſchen, der erſt von heute iſt, mag eine derartige Ausdrucksweiſe erſchreckend trivial erſcheinen; indeß er beruhige ſich und ſchlage, wenn ihm die Himmelswieſen voll Lämmerheerden aus dem A. Teſtament nicht mehr erinnerlich ſind, nur in ſeinem Lieblingsautor Schiller jenes Räthſelgedicht nach von den Sternen als Lämmern und dem Mond als ihrem Schäfer, und er findet eben daſſelbe Sennengleichniß darin:

Ein Hirt iſt ihnen zugegeben
Mit ſchöngebognem Silberhorn.

Der Nomade, der allen Reichthum in der Heerde, allen Wohlgenuß in Milch und Käſe, alle Freiheit und Glückſeligkeit auf Wunn und Weid ſucht, wird ſeine reichen, genießenden und freien Götter in derſelben Lage denken müſſen und ſie

über sich im Sternenraume heerdenweidend wieder finden. Die keltische Göttin Ceridwen erscheint als Mond sowohl, als auch in der Gestalt von Stute und Kuh. Mone, Gesch. des Heidenth. 537. Wie man ersieht, befindet man sich bei diesen Benennungen mitten in einem großen altepischen Gleichnißkörper, dessen verschiedene Glieder das eine Bild von Gold und Milch, von Gold und Käse, von Milch und Blut immer weiter fortbewegen, neugestalten, hinüberspielend in die nächstverwandten Realitäten, um diese alle als die naturgemäßen Theile einer landwirthschaftlichen Erfahrung zuletzt unter der höhern Einheit des religiösen Gedankens zusammen zu fassen. Der Naturforscher und der Naturmensch stimmen beide überein in der Einsicht, daß der Mensch seinen Gewinn an Milch und Butter, an Käse und Fleisch ohne den Einfluß der Gestirne nicht machen kann. Nur erwartet dabei der Senne gewöhnlich alles von einem einzigen Gestirn, z. B. vom Monde je nach dessen Phasen; die ganze Reihe von Vermittelungen, alle secundären Ursachen erklärt er sich als die Wirkungen jenes geheimnißvollen Nachtgestirns. Wir dagegen verschieben die Ursache ins Ganze, ins sogenannte Kosmische, um dieses alsdann als nicht minder unbegreiflich auf sich beruhen lassen zu müssen. Einer solchen mechanischen Nebulartheorie mit ihrem Schlepp von physikalischen und chemischen Einzelprozessen setzt das volksthümliche Denken einen Himmel mit Göttern, Geschöpfen und Producten entgegen, die unter sich selbst wahlverwandt und dem Menschen dadurch ganz begreiflich erscheinen, daß er selbst sammt seinen Geschöpfen und Producten ihr urältestes körperliches und sittliches Abbild ist. Aus sich selbst also construirt er sich den Himmel und dessen Götter.

Im goldenen Zeitalter sind die Götter gegossene, das Blut in ihren Adern ergießt sich golden; in der Periode des Nomadenlebens, das der Kürze wegen die Milchzeit heißen mag, sind sie gegorene und geronnene, das Blut in ihren Adern fließt milchig. Wie der runde Formkäse in den deutschen Gemeinden Piemonts der Guß heißt, Fonta, Fontina, so sind ihre Gliedmaße aus Molken gegossen. Das Blut in den Adern der

homerischen Götter ist „Ichor, der unsterblich machende weiße Saft." Das griechische Wort erinnert an latein. acor, Milchsäure, so wie an mundartl. achens, womit man zu Gressoney (eine der deutsch-piemontesischen Gemeinden) die gelabte Wellmilch im Käsekessel bezeichnet. Als Aphrodite durch Diomedens Lanze ins Handgelenk verwundet wird (Il. V.), fließt der unsterbliche Blutsaft Ichor, wie er den Wunden der Götter entfließt, die nicht Brod essen, nicht Wein trinken und daher nicht Blut gleich den Menschen haben. Als Diomedes den Ares gleichfalls verwundet hat, fließt auch die Wunde dieses dorten doch ins Riesige gezeichneten Gottes nur von klarer Milch:

Wie vom kräftigen Lab die Milch in der Butte gerinnet,
Flüssig zuvor, schnell aber verdickt sie sich, während man umrührt.

Das homerische Gleichniß, dem wir sogleich bei den Germanen wieder begegnen werden, drückt mythologisch diejenige Wahrheit aus, die naturwissenschaftlich längst feststeht, daß nemlich Milch und Blut eins sei, insoferne der im animalischen Körper aus dem Speisebrei sich bereitende Milchsaft, Chylus, durch die für ihn besonders bestimmten Gefäße in das Blut übergeht und dasselbe fortwährend neu erzeugt. „Hast du mich nicht wie Milch gemolken und wie Käse lassen gerinnen!" betet Hiob 10, 10 in erhabener Unterwürfigkeit zum Herrn, indem er die Bildung des menschlichen Fötus dem Processe der Coagulation in der Milch gleichstellt. Aber in ganz physiologischem Sinne berichtet das nordische Alterthum denselben Vorgang. Nicht bloß ist's ein alter Märchenzug, daß der Vater Riese sein Kind selbst säugt. In der Floamannasaga wird erzählt, daß Thorgil, um sein zartes Kind zu ernähren, dessen Mutter ermordet worden war, sich in die Brustwarzen schneiden ließ. Zuerst kam Blut, dann Molken, endlich Milch, womit das Kind gesäugt wurde. Jac. Grimm, der hievon in den KM. 3, 159 handelt, verweist daselbst zugleich auf A. v. Humboldt, Relation historique 3, cap. 4, wo eines andern Falles gedacht ist, daß ein Mann mit seiner eigenen Milch so sein Kind gesäugt habe. Milch und Blut, die eigentlichen Ursubstanzen und Urflüssigkeiten zur Ernährung des Lebens, können also dem Alles

ernährenden Himmel, den einflußreichen Gestirnen und den allmächtigen Göttern am wenigsten mangeln. Voraus muß die Göttermutter eine kinderstillende sein. In der Milchstraße erblickte das Alterthum eine verschüttete junonische Milch, und im Berner Oberland wird sie Rômweg genannt; letzteres nicht deshalb nur, weil sie angeblich bis nach Rom führt (wo nach dem bekannten Nornenspruch die drei Mareien im goldigen Haus wohnen, d. h. im Himmel), sondern weil sie aus dem Milchrahm besteht, der mundartlich rôm, flos lactis heißt, wie auch räume der Milchansatz in der Breipfanne genannt ist. Während droben die hl. Maria ihr Kind zu stillen beschäftigt ist, fällt dann ein Tropfen aus ihren Brüsten auf die Erde herab; wo derselbe hinfällt, erwächst für die Winzer edelster Wein, die Liebfrauenmilch zu Worms; oder es sprießt auf den Alpen die Fülle der märchenhaften Milchkräuter empor, jene Muttern und Nitz (meum mutellina und luzula spadizea), von deren Ursprung Alfons Flugi in den Volkssagen aus Graubünden Uebereinstimmendes erzählte. Ein Silberfläschlein mit Mariennilch war einst aufbewahrt in der Michaelskirche zu Lüneburg, wurde aber nebst der berühmten goldenen Tafel darten im Jahre 1698 durch den Räuber Nikol List gestohlen. Antiquarius des Elbstroms 1741, 705. Im Nebenschiff der Rupertuskirche bei Bingen, von der hl. Hildegard 448 gegründet, war auf einem Wandgemälde ein hier i. J. 1361 geschehenes Mirakel zu sehen: Milch und Blut floß aus einem Marienbilde, in das ein Soldat, um einen Edelstein heraus zu bohren, mit dem Dolch gestoßen hatte. Rheinischer Antiquarius 1744, 580. Hans Gämperlin, ein Katholike aus luzernisch Thriengen, während des ersten Villmergner Religionskrieges zu aargauisch Schöftland wohnhaft und des dortigen Junkers von Rued Ziegelbrenner, erklärt im Schöftlander Wirthshause am 2. August 1651 gegen drei Reformirte: Obschon die feindlichen Zürcher jüngst eine Kapelle gestürmt und dem Marienbilde drinnen den Kopf abgeschlagen hätten, so habe dasselbe nachwärts doch wieder Milch von sich gegeben. Lenzburger Vogtei-Akten im Aargauischen Staatsarchiv,

„Lenzburg H.", pag. 781. Solcherlei Kirchenwunder hoffen wir in dem dritten Abſchnitt dieſer Arbeit zu ihrer Verwerthung zu bringen.

Wie vorhin vom Oldenburger Monde als den Zitzen einer Kuh geredet worden, ſo heißt auch die Milchſtraße im Gröningerlande kaupât. Kuhn, nordd. Sag. S. 457. Ueber dieſe Sinnbildlichkeit iſt bereits in den Naturmythen S. 52 ſehr ausführlich gehandelt, und die noch lebende Sage erweiſt dorten, daß die vom Gewitter halbverdeckte Milchſtraße oder ein nur unvollſtändig erſcheinender Regenbogen die Halbe Kuh genannt wird. So ſpricht man zu Purtein und Filiſur in Bünden von einem hundertäugigen Kuhbauch, der während eines nächtlichen Hochgewitters von der Alp zu Thal gerollt kam und dieſem den Namen gab Val della stermentusa notte, Thal der Schreckensnacht. Vonbun, Beitr. z. Myth. 1862, 121. In dieſem Bilde hat man die in eine Kuh verwandelte Jo wieder, zugleich mit dem allſehenden Wächter Argus, dem tauſendäugigen Sternenhimmel. Bevor die goldlockigen, blondbärtigen, blitzäugigen und gliederblanken Germanengötter ihren Meth und Wein in Walhall zu trinken hatten, ſpendete ihnen die Ziege Heidhrun den täglichen Milchtrank der Unſterblichkeit. Sie ſelbſt alſo, nicht bloß ihre Götterfrauen, mußten von Anblick milchweiß ſein, ſchön wie Milch und Blut. Nicht bloß die Waſſerjungfern mit ihrem verblendenden Körperreiz, ſogar der rauhhaarige Sohn des Waſſermanns hat daher dieſe zarte Milch in den Adern. Oft genug hat uns nun die Sage dieſen Satz vorgeſagt, immer noch hatten wir ihn gedankenlos angehört. Rauh an Geſicht und Händen, rußig als ein Schmied, ſitzt der Sohn des Nix auf dem kleinen See Darmſſen bei Bramſche und ſchmiedet den Bauern gute Pflugeiſen. Als er ſich vom Vater in den Darmſſen zurückgerufen hört, darüber aber durch die Bauern wiederum verzögert worden iſt, ſagt er ihnen zum Abſchiede: „Ich fürchte, die Zeit iſt ſchon abgelaufen, die mir mein Vater geſetzt hat, Ihr werdet nun ſelbſt ſehen, welches mein Schickſal iſt. Komm ich zu ſpät, ſo erſcheint Blut auf dem Waſſer, im guten Falle aber Milch, ſo

daß daſſelbe davon ganz weiß wird. Als nun die Wellen ſich über ihm ſchloſſen, da wurde der See roth von ſeinem Blut." Kuhn, weſtfäl. Sag. 1, pag. 50. Grimm, der Myth. 464 darüber eine beſondere Aufzeichnung hat, verweiſt auf Mone's Anzeiger 3, 93, wo eine Localſage dieſes Zeichen der aufſteigenden Milch oder des Blutes auch den weißgeſchleierten Nonnen, Waſſerjungfern, beilegt. Unſelige Geiſter wie Moosweibchen und Zwerge entbehren dieſer Himmelsmilch und bringen ihre Neugebornen den Bäuerinnen zu, um ſie von ſolchen Ammen ſtillen zu laſſen; andere Hausgeiſter ſind ſchon befriedigt, wenn man ihnen nur ein wenig Milch aufſtellt, und wär's im Katzenſchüſſelchen, ſo daß ſie daher Katzenveit, Hinzelmann, Katermann, Napfhans heißen; zum Entgelt ſtriegeln und füttern ſie dann das Milchvieh im Stalle, fegen die Milchpfannen in der Küche, ſtoßen aber auch ſchlampigen Melkmägden den Milchkübel um. Myth. 478. Alle dieſe Hausgeiſter ſind koboldartig klein, häßlich, runzlich. Und trotzdem, daß ihre Kinder erſt zu dieſer Stunde geboren werden und noch blutjung ſind, erſcheinen auch dieſe ſchon ſteinalt. Denn alle ſind im eigentlichen Sinne des Wortes blutarm, ſie haben blutwenig Blut. Sie ſind deshalb theils äußerſt blutgierig, wie der grauſame Nix, theils milchlüſtern und diebiſch, wie die greiſenhaften Zwerge. Das Gegentheil ihres Zuſtandes iſt die Götterjugend, deren höchſtes Schönheitsprädicat ſchön wie Milch und Blut heißt, ein Ausdruck, welcher Körperfriſche, Jugendfülle, Zierlichkeit des Gliederbaues und reizende Hautfärbung zugleich in ſich ſchließt. Bei dieſem Worte angelangt, wird es unverwehrt ſein, einen ganzen Satz hierher zu nehmen aus Jac. Grimms Einleitung zu Liebrechts Ueberſetzung von Baſile's Pentamerone, da dieſes Buch wenig Leſern zur Hand ſein wird und wir das vom Meiſter Geſagte für unſern Zweck hier nicht beſſer auszudrücken wüßten. Dort 1, XXII heißt es:

„Zweier Märchen Eingänge im Pentamerone (4, 9 und 5, 9) ſind darauf angelegt, daß ein Jäger im Wald eines Raben Blut auf ſchneeweißen Marmor triefen ſieht, oder beim

Gastmahl aus einem Fingerhut Blutstropfen auf gelabte Milch niederfallen; beidemale versenkt dieser Anblick in Sinnen und Trachten, und der Wunsch entspringt, eine geliebte Frau zu besitzen von der reinen Schönheit solcher Farben. Dieselben Wünsche steigen auf in dem Märchen vom Machandelbom und vom Snewitchen. Die Mutter schält einen Apfel und schneidet sich in den Finger und das Blut fällt in den Schnee, oder die Königin näht und sticht sich in den Finger, aus welchem Tropfen in den Schnee fallen; da sehnt sie sich ein Kind zu bekommen, so weiß wie Schnee, so roth wie Blut. Schon in der alten Dichtung von Parzival, bei Wolfram sowohl als mit epischer Abweichung bei Chrestien, wird der Held zu tiefen sinnenden Gedanken an die Schönheit seiner fernen Gemahlin gebracht, als der Falke auf einen Vogel stößt, dessen Blutstropfen in den Schnee fallen. Ich habe dargethan, daß auch irländischen Sagen die nämliche Verknüpfung der Gedanken zum Grunde liegt und will hier noch eine Stelle aus Schmidts Geschichte der Ostmongolen (Petersburg 1829, 139) anführen. Elbek Nigüles-sukschi Chaghan erlegte an einem Wintertag durch Pfeilschuß einen Hasen, und als er des Hasen Blut auf dem Schnee erblickte, rief er aus: „Gäbe es doch ein Weib mit einem Gesichte so weiß wie dieser Schnee, und mit Backen so roth wie dieses Blut!“ — Sicher lassen sich aus andern gleich fernen Gegenden diese Beispiele vermehren; aber nicht aus der Mongolei oder Irland nach Italien und Deutschland brauchten diese Geheimnisse der Gedanken eingeführt zu werden; sie sind unmittelbar der menschlichen Brust entquollen und der epische Ausdruck für die den Dichtern aller Völker geläufige Vergleichung der Schönheit mit Milch und Blut. Wie gelegen kommt ein solches Zeugniß denen, die sich Rechenschaft geben wollen von der unbegreiflichen und doch natürlichen Ausbreitung der einfachen Märchenpoesie.“

Nur aus dem frühesten, überall gleichen Nomadenleben der Völker können diese Gleichnisse abstammen. Der Gete trank Pferdeblut mit Stutenmilch gemischt, der Altpreuße zusammen Milch und Blut der Spannthiere (Grimm, GDS. 721)

und der dem Aelplerleben immer zugewendete Oberdeutſche füllt ſeine großen Blutwürſte noch nicht anders, als indem er in das zu kochende Blut zugleich Milch mit hinein rührt. Er trinkt ſeine Koſt, während wir ſie bloß eſſen, ſogar unſer Tabakraucher iſt ihm ein Tabaktrinker, das Milch- und Zigereſſen heißt ihm Sürflete (sorbere), ſein Brei sûfmuosli, Suffi heißt ihm die zum zweitenmale erwellte Milch, Schotten und Ziger zuſammen ſind ihm die Kasesuffen. Argovia 1861, 40. Uns dürſtet nach Gold, den Römer hungert darnach: auri sacra fames. Unſer Dichter iſt ein Schöpfer (skôp, von skapjan, haurire), ein trockener und wäſſeriger Poet iſt uns der allerſchlechteſte, weswegen der Rathsherr Harsdörffer für ſolche eine Poetik verfaßte, die der Nürnberger Trichter heißt. Wein, Weib und Geſang heißen ſeit Luther die drei Grundſäulen unſerer Lebensweisheit. Bienen kommen ſo weit als Bären, ſagt das nordiſche Sprichwort, weil der Methtrinker eben ſo viel vermögend iſt als der Fleiſcheſſer. Und bei Eichendorff ſteht gleichbedeutſam:

Das Eſſen bringt nicht weiter,
Das Trinken iſt geſcheiter,
Das ſchmeckt ſchon nach Idee.

Im Olymp ſind Hebe und Ganymed die Mundſchenken, in Walhall ſtellen hundert Wunſchmädchen das Methhorn auf. Zwar genießen die Olympier Ambroſia und die derberen Aſen Fleiſch, allein Odhinn bedarf ausdrücklich keiner Speiſe, und was ihm davon an der Tafel vorgeſetzt wird, das wirft er ſeinen zwei dienſtbaren Wölfen vor, dem Geri und Freki, dem Giermaul und dem Schnappauf. Auch von jenem Fleiſchmahle bei Tantalus, wo den Göttern eine Kinderleiche zur Speiſe vorgeſetzt wird, ſagt Pindar 1 Olymp. Vers 82 mit Indignation:

Aber ich mag wütenden Hungers
Keinen der Seligen zeihen.

Als Gangleri in ſeiner Katecheſe über die himmliſchen Dinge den Altgott Har befragt, ob in Walhall Waſſer getrunken werde, antwortet dieſer, das ſei eine wunderliche Meinung,

daß Allvater die Könige, die Jarle und Edeln zu sich laden werde, um ihnen Wasser vorzusetzen; da würde gar Mancher dafür halten, er habe den Wassertrunk mit Wunden und Schlachtentod zu theuer erkauft. Vergl. Weinhold, Altnord. Leben. In den Lateingedichten des X. und XI. Jahrh. ed. Grimm-Schmeller, wird dem Mainzer Bischof Heriger ebenso von der christlichen Himmelswirthschaft vorerzählt, der Zuhörende aber macht gerade dagegen seinen Einwurf, daß Petrus der Meisterkoch des Himmels sein solle, und bei dieser gleichen Anschauung verbleibt dann auch die folgende Zeit. Lieber dachte der Gläubige sich selbst als ein Gefäß, in das die Gottheit ihre Weine umfüllt. So in Hoffmanns Kirchenl. pag. 101:

Jesus, du bist der Eiperwein,
und ich dein irdisch Häfelein.

Es sind dies freilich immer noch heidnische, aber deshalb noch keine bloß trunksüchtigen Vorstellungen, wenn es in einem andern geistlichen Liede heißt, bei Uhland Volksl. pag. 881:

als in dem himelriche da schenkt man Eiperwin,
da sond die edlen selen von minne trunken sin.
die mägde da ze tische gand, die engel singent schôn,
der hailig geist ist schenker, Maria kellerin.

Erst später, wenn die nationalen Vorstellungen erblassen, rückt das Pöbelhafte vor und das bäuerische Prassen geht auf den Himmel über. So z. B. in Simrocks Volksliedern Nr. 339, 340:

Margareth backt Küchlein gnug,
Paulus schenkt den Wein im Krug.
Lorenz hinter der Kirchenthür
Thut sich auch bewegen,
Tritt mit seinem Rost herfür,
Thut Leberwürst drauf legen.

Wie wenig solche gröbliche Nahrung ausreichen könnte zur begehrten Seligkeit, zeigt das schwed. Volkslied von Stolzgretchen (in Hoffmanns schles. Volksl. erwähnt pag. 5), wo auf einen einzigen ersten Trunk das selige Vergessen alles Erdenjammers erfolgt: da holt der Bergkönig, der das Erdenweib

geheirathet und Kinder mir ihr gezeugt hat, sie von ihrem Besuche bei der irdischen Mutter wieder in seine Behausung zurück zu ihren eignen Kindern:

Einen goldnen Stuhl brachte das Eine heraus:
Da, traurige Mutter, ruhe dich aus!
Das Eine bracht' ein gefülltes Horn,
Hinein warf das Zweite ein vergoldetes Korn;
Den ersten Trunk aus dem Horn sie that,
Und Himmel und Erde sie ganz vergaß.

Jetzt erst kann das Märchen zu Wort kommen, um der Reihe nach zu erzählen, wie jener Nektar und Göttertrank entspringt. Eines aus der Schweiz mag beginnen.

Die großen Leute, die ehedem das Simmenthal bewohnten, haben einen Schlag von Rindern besessen, der für alle Ställe zu groß war, und man ließ daher das Vieh stets im Freien. Jede Kuh gab des Tages drei Eimer Milch, daher molk man sie, anstatt in Gebsen, in einen Weiher. Die Treppe, die zu ihm hinab führte, war aus Käslaiben gebaut, den Anken füllte man in hohle Eichbäume. Mit Anken polierte man Hauswand und Scheunenthor, mit der Milch wusch man Geschirr und Stubenboden. In einem Einbaum fuhr man auf dem Weiher, um die Nidel abzurahmen, und warf sie mit Schaufeln statt mit der Gone ans Ufer. Bei einem großen Sturmwinde trat dieser Milchweiher einmal aus und ersäufte die großen Leute mit einander. (Mündlich aus dem Kanderthale im Bern. Oberland.)

Anderwärts lautet das Ende so: Jeden Abend mußte der Sennenbube in einem Weidling auf dem Milchweiher herumfahren und die Nidel abschöpfen. Als er dabei unachtsam gegen einen Felsen anfuhr, der ein von selbst entstandener Ankenballen war, giengen Schiff und Sennbube unter. Doch beim Ausbuttern fand man nachher seine Leiche wieder. Man begrub ihn in einer von den Bienen erbauten Wachshöhle, und jede Honigwabe darin war größer als die Stadtthore zu Freiburg oder zu Brugg. — Hievon berichtet die Sage im Berner Oberlande, im Freiburger Ormund, im Urnerlande, im

Brugger Aarthale. Man vgl. Bridel, Conservateur Suisse 4, 267 und Dalp, Ritterburgen der Schweiz, Bd. 1. — Plutarch, Pyth. or. 29, erwähnt ein Milchland Böotiens, τὸ Γαλάξιον, wo einst Apoll erschien und wo Milch aus den Schafen sprang gleich dem Wasser aus den Quellen. Welcker, griech. Götterlehre 1, 485. In Haupt-Schmalers wend. Volkslied. 2, pag. 174 wird Gleiches von dem Teich hinter der Scheune erzählt. Treibt man da das Roß zur Tränke und bindet ihm etwas Lab an den Schwanz, so hat man soviel Molken und Quarkkäse fertig, daß der Bauernhof und das Dorf sieben Jahre lang satt bekommt. Es ist bisher bereits zu merken, daß der Aelpler seinen Milchsegen der Kuh zuschreibt, der Grieche dem Schaf, der Slave der Stute; es folgt noch der Skandinavier mit seinem Schmalvieh. Er nennt die Götterziege Heidhrûn, aus deren Euter täglich ein Gefäß voll Meth fließt, das für alle Göttergenossen in Valhöll genügt. Sehr merkwürdiger Weise hat sich die Sage hierüber im bairischen Wald lebend vorgefunden und steht nun in Schöppners baier. Sagenb. Nr. 88: Vor uralter Zeit weidete eine Gais auf dem Hohenbogen im baierischen Walde, welche so ungeheuer groß war, daß ihr Rücken die Wipfel der höchsten Bäume überragte. Tag für Tag weidete sie zwei Morgen Landes ab. Einmal lag sie schlafend am Rande des Hohlweges, ihr strotzendes Euter hieng über ihn herab. Ein Holzwagen, der aus dem Bergwalde kam, riß im Vorbeifahren eine Zitze weg. Sogleich ergoß sich daraus ein Wolkenbruch von Milch und schwemmte sieben Dörfer am Fuß des Berges mit fort. „Das war — fügt die Erzählung noch besonders hinzu — das erste und letzte Mal, daß Milch stromweis geflossen ist im gelobten Lande Baierwald.“ Dieser Nachsatz scheint uns äußerst gewichtig, er spricht sich in ganz gleichem Sinne und für einen ähnlichen Zweck bereits bei Beda de ratione temporum aus, wenn dieser Autor erklären will, warum die Angelsachsen ehemals den Monat Mai Thrimilci genannt hatten, d. i. die Zeit, da die Kühe dreimelkig werden: Thrimilci dicebatur, quod tribus vicibus in eo per diem pecora mulgebantur. Talis

enim erat quondam ubertas Britanniae vel Germaniae! Dies ſind förmliche Orakel, voll ſchlagenden Aufſchluſſes über jenes früheſte Zeitalter, da aller Geldwerth und alle Menſchenausſicht allein noch in den Milchthieren lag und die Milchnahrung noch Alles zuſammen befaßte, Meth und Honig, Ael und Wein, Fleiſch und Brod. Sogar die älteſte Eintheilung des Jahres gewinnt hieraus die Erklärung. Denn was drückt unſer Wonnemonat anderes aus als die Zeit der wieder offen werdenden Wunn und Weide, mit welcher ja immer wie im ags. Monat Thrimilci, Milch und Honig aus den dreimelkig werdenden Kühen fließt. Grimm, GDS. 111 fügt dieſem ſchon von ihm berührten Verhältniſſe noch den neuen Umſtand bei, daß das altindiſche Jahr zwei Frühlingsmonate zählte, die in ihrem Namen gleichfalls unſere Mythe gänzlich unterſtützen; der eine hieß mâdhu, Meth, der andere mâdhava, Honigſüß. Sodann gedenkt er pag. 657 jener Ströme in Altſachſen und England, die den Namen des Meths tragen: In der Weſergegend Medofulli (poculum mulsi), in der Landſchaft Kent die in die Themſe mündende Medway, deren zweite Worthälfte ags. væge, altn. veigcu, polum iſt, wozu ags. ealovæge (Aelbecher) aus Beowulf ſtimmt. Wie Griechen und Römern das Gewäſſer aus dem Horn des Flußgottes ſtrömt, folgert Grimm, ſo mag auch unſer Alterthum Bäche und Flüſſe aus dem umgeſtürzten Methkrug eines mythiſchen Weſens geleitet haben, woher dann der Quelle Name. Ich glaube, dieſes hier vermuthete Göttergefäß ſogleich aufzeigen zu können, und will hier nur beifügen, daß übereinſtimmend mit jenem altn. veig poculum, die Milchſchüſſel für den Milchkeller altbaier. Weiherling, ſchweiz. Weiggelin (Stalder 2, 443) genannt wird, wie auch der aus Rahm und Brodteig gemachte Kuchen Rahmwaejen. Der rein ſinnliche Begriff dieſes Wortes heißt ſchütten und ſchütteln, woher ja die Schotte ſelbſt ableitet, die Nachmolke, der Milchreſt im Alpkeſſel, nachdem Käſe ſowohl als Ziger bereits daraus gewonnen ſind.

Doch die Vorzeit will ſowohl jenes gigantiſche Milchgefäß, wie auch die Bereitungsweiſe des dafür beſtimmten Milch-

trankes näher bezeichnen und wir hören nun ihren neuen Erzählungen zu.

Die im Volksmärchen ſtets genannten drei Wunderdinge ſind ein paar Schuhe, ein Stab und drittens die Schale oder der Wunſchſäckel; letzteres hat ſich immer von Friſchem mit Nahrung oder mit Gold anzufüllen. Durch das neu auflebende Sanſkritſtudium iſt nun auch eine Einſicht in das hohe Alter dieſes einzelnen Märchenzuges gewährt. Der Dichter Soma Deva aus Kaſchmir hat zu Anfang unſeres XIII. Jahrhunderts eine indiſche Märchenſammlung begonnen (überſ. von H. Brockhaus) zur Erheiterung der Großmutter des Königs von Kaſchmir, des Harſha Deva. Darinnen wird unter anderem erzählt, wie durch dieſe drei Wunderdinge die Gründung der hl. Stadt Palibothra veranlaßt wird, welche im Sanſkrit Pâtaliputraka heißt, Wohnſitz des Reichthums. Als nemlich der vertriebene König Putraka in der Fremde umher irrt, betrifft er zwei Brüder, die ſich um ihr Erbe ſtreiten, über Schale, Stab und Pantoffeln. Wer dieſe Pantoffeln anlegt, ſagen ſie, der hat die Kraft zu fliegen; was mit dieſem Stabe gezeichnet wird, das entſteht ſogleich, und was in dieſe Schale hineingewünſcht wird an Speiſen, die ſind auf der Stelle drinnen. Der ſchlaue Putraka veranlaßt die Streitenden, einen Wettlauf um den ungetheilten Beſitz der drei Dinge anzuſtellen, und während ſie liefen, zog er die Pantoffeln an und flog mit Stab und Schale zu den Wolken empor. Erſt bei der ſchönen Stadt Akarſhika ließ er ſich wieder herab. Hier wohnte die Königstochter Patali, bewacht vor jedem Freier in einem feſt verwahrten Schloſſe. Putraka flog bei Nacht in die Fenſter ihres Schlafgemaches, erweckte ſie mit einem Kuſſe, vermählte ſich mit ihr, nahm ſie in den Arm und flog durch die Lüfte mit ihr davon. Aber am Ufer des Ganges ermattete die Geliebte; alſo ließ er ſich mit ihr herab zum Fluſſe und erquickte ſie durch Speiſen, die auf ſein Geheiß ſich in der Schale zeigten. Dann zeichnete er ihr zu Gefallen mit ſeinem Stabe eine Stadt in den Sand und ſchuf ſich dazu ein mächtiges Heer. Dort wurde er König und beherrſchte die Erde bis zum Meere

hin. So war die Stadt mit ihren Bewohnern durch Zauber geschaffen und wurde nach den beiden Namen der Gatten Pâtaliputraka genannt. Vergl. Jolowicz, Polyglotte der orient. Poesie, S. 234.

Unser Anhaltspunkt liegt hier nur in der wunderbaren Schale. Wo der Fürst mit ihr aus dem Flusse schöpft, schöpft er die Hülle und Fülle erquickender Speise, und nicht bloß die hl. Stadt Palibothra wächst sogleich zauberhaft am Gangesufer empor, sondern der Zauber der Frauenschönheit selbst, die allen andern Freiern versagte Königin Patali, rastet an diesem Strome zum erstenmal in erwiedernder Liebe und wird mit dem Gatten Herrscherin bis zum Meere. Es ist die schaumgeborne Göttin der Schönheit selbst; aber ehe sie ins Leben getreten ist, geht ihr hier wie in den sogleich folgenden Berichten ein alter Rangstreit oder Erbfolgekrieg voraus. Einen solchen haben im indischen Epos Ramayana zwei Götterreihen gegen einander erhoben, und als sie sich aussöhnen, beschließen sie gemeinsam sich den Unsterblichkeitstrank Amrita zu bereiten. Sie buttern nun das Milchmeer um. Ihr Butterstempfel ist der Berg Mandara mit allen seinen Wäldern und Waldbewohnern. Ihn umschlingt dienſam der Schlangenkönig Çesha als Strick, Devas und Asuras packen das verstrickte Riesenthier an Haupt und Schwanz und drehen, gegenseitig ziehend, damit den Berg wie einen Quirl im Milchmeer herum. Alle Löwen und Elephanten des Waldberges, all seine Bäume und Heilkräuter stürzen mit in den Ocean, werden zermalmt und zerbuttert; vom beständigen Drehen erglüht zuletzt der Mandara selbst und schüttet alles Erz seines Innern geschmolzen ins Milchmeer aus. Dies wird goldene Butter, und schon wollen die Riesen diese für sich allein gewinnen, zum Nachtheil der Aethergötter. Allein aus ihr steigt nun in buttergelbem Gewande, Alles bezaubernd und Alle bändigend, die Segensgöttin Sri hervor, und die weiße Schale, die sie trug, war angefüllt mit Amrita. Eine Version fügt hier bei, Gott Wischnu habe die Gestalt dieses reizenden Weibes angenommen, dadurch die Riesen überlistet, des Gefäßes mit der Amrita sich bemächtigt

und dann in seiner wirklichen Gestalt die Gegner mit der Waffe des Blitzes zerschmettert. Dies scheint nur eine Selbstentlehnung aus dem schon anfänglich erwähnten Götterkriege, um die am Ende der Erzählung nutzlos werdenden Riesen dadurch ganz beseitigen zu können. Aber wir werden dem gleichen Ungeschicke einer eben hierin falsch abschließenden Erzählung in der Ovasirsage wieder begegnen. Dies ist deutlich: aus dem Ende des Götterkrieges erst entspringt die unbeschränkte Dauer der Götterwonne. Aber die Milch der Unsterblichkeit wird auf einem zweifachen Wege gewonnen. Entweder wird sie aus dem Blute des in diesem Kampfe fallenden Schlachtopfers zubereitet, oder, was viel ursprünglicher ist, aus dem Honigflusse, aus dem Milchmeere steigt die schaumgeborne Schönheitsgöttin empor, auf einer Muschel stehend als der Trinkschale. In Griechenland ist es die eine Aphrodite, zubenannt von Aphros, Schaum; in Indien sind es die 53 Millionen Apsarasen, von Ap zubenannt, dem Wasser. Beide Male ist es ein Jungbrunnen. Aus der Edda ist ein ähnlicher Vorgang zwar bekannt genug, er muß aber der daran zu knüpfenden Beziehungen halber hier mit in die Erzählung aufgenommen werden.

Die beiden Götterreihen der Asen und Vanen haben sich nach langem Unfrieden wieder geeinigt und bringen nun den Friedensschluß unter einer eigenthümlichen Ceremonie zu Stande. Sie treten von beiden Seiten zu demselben Trinkgefäße und spucken ihren Speichel hinein. Um dieses Einigkeitszeichen nicht mehr untergehen zu lassen, nahmen es die Asen und schufen den Mann Ovasir daraus, d. h. den gegährten Gischt und Geist. Ihm war die höchste Weisheit eigen, in seinem Blute gohr der Strom der Begeisterung. Mit dieser einfachen Erzählung begnügt sich die Jüngere Edda noch nicht, denn Ovasirs Meth- und Milchblut muß ihr zu wirklich trinkbarem Blute werden. Sie berichtet daher ferner: Als Ovasir weisheitlehrend die Welt durchzog, kam er auch zu den Zwergen, diese erschlugen ihn und gaben vor, er sei in der Fülle seiner Weisheit erstickt. Sein Blut aber vermengten sie mit Honig,

gewannen daraus einen koſtbaren Meth und faßten ihn in ein dreifaches Geſchirr. Durch neue Gewaltthätigkeiten kam dieſes alsdann erſt an den Rieſen Suttungr (Suptunger iſt der Supper, Trinker, Suffitrinker) und an deſſen Tochter Gunnlöd, und als es hier Odhinn geraubt hatte, kam es ſchließlich wieder an die Aſen. Seitdem begeiſtert dieſer Trank den Odhinn ſelbſt zur Dichtung, er heißt Odhhrörir, der gemüthsaufregende Trank, und ebenſo iſt davon die Skaldenkunſt Qvaſirs Blut geheißen, denn wer von dieſem Trank koſtet, wird ein Dichter oder Weiſer. Auch in der griechiſchen Sage wird Dionyſos von den Titanen zerriſſen und ſein Blut in jenem Becher geſammelt, in welchem der Gott zuvor die erſte Weinſpende gemiſcht hatte. Dem Hellenen wird aus dem Blute, dem Germanen aber aus der Milch der berauſchende Lebenstrank ausgegoren. Wir wiſſen durch Caſtrén, wie die Tataren aus Kuhmilch das Airan, aus Stutenmilch das Kumys ſich bereiten; aber A. Humboldt und Klaproth waren auf ihrer Reiſe in ruſſiſch Aſien Augenzeuge, wie man im Zelte eines tatariſchen Häuptlings ihnen zu Ehren den „Quas“ in derſelben Weiſe zubereitete, wie der eddiſche Trank Qvaſir entſtand. Die ins Zelt Eintretenden wurden eingeladen, in einen am Eingang ſtehenden, mit Milch gefüllten Eiſennapf zu ſpucken, um alsbald darauf mit dieſer dadurch in raſchere Gährung verſetzten Milch bewirthet zu werden.

Aufs anmuthigſte hat das finniſche Epos Kalewala im zwanzigſten Geſange dieſen Vorgang der Gährung poetiſch verkörpert, um die Erfindung der Bierbereitung daran zu knüpfen:

„Wann wohl kommen wir zuſammen,
Kommt das Eine zu dem Andern?“
Summt vom Baum herab der Hopfen,
Spricht vom Felde her die Gerſte.

Die beiden Jungfrauen Osmotar und Rapo ſieden endlich Gerſte und Hopfen zuſammen, aber immer noch bleibt die Gährung aus. Ein Eichhorn brachte ihnen Tannenzapfen dazu, dennoch hob ſich der Sud nicht; der Goldmarder brachte Schaum

aus dem Rachen kämpfender Bären, gleich vergeblich, bis zuletzt ein Bienchen Honigseim von jener Wiese herbei getragen bringt, in deren Gras ein Mädchen schlummernd liegt. Da stieg das Bier im Fasse und floß über alle Ränder. Es war braven Männern gut zu trinken, brachte die Weiber schnell zum Lachen und die Thoren bald zu Streichen. — Besser läßt sich die epische Formel, Schön wie Milch und Blut, nicht verdeutlichen: ein im Grase schlummernd liegendes Mädchen, von einem naschenden Honigbienlein umflogen.

Höchst unterrichtend durch ihre Vollständigkeit lautet die keltische Sage vom Tranke, der allen Wissensdurst stillt; sie umfaßt nemlich gleich den eleusinischen Mysterien Beides zugleich, des Dionysos Wein und des Triptolemus Brod. Mone, Gesch. des Heidenth. 2, 519 erzählt sie ausführlichst, hier genügen schon die Hauptpunkte. Mutter Ceridwen hat sich einen Kessel gebaut, ihn mit Heilkräutern gefüllt, ihn Jahr und Tag lang sieden lassen und den fremden Knaben Gwion zur Aufsicht daran gestellt. Zürnend jagt dem Fliehenden die Mutter nach, ihn durch alle Elemente und Wandlungen verfolgend. Als er sich zuletzt in ein Weizenkorn verwandelt, pickt sie es auf, wird davon schwanger, wird nach neun Monaten eines Knaben entbunden, den sie auf ihres Mannes Anstiften in einem Boote auf dem Meere aussetzt. Als die Fischer dorten am ersten Mai ihre Reuße nach dem gewohnten Maienfisch von hundert Pfund Werth durchsuchen, finden sie statt dessen das Kind und nennen es seiner Schönheit wegen Taliesin, Strahlenstirne. Sogleich dichtet der aufgefundene Knabe ein Lied, worin es heißt: „Ich bin der erste Barde, geistbegabt durch den Kessel der Ceridwen. Wasser hat die Eigenschaft, daß es Segen bringt: es ist unbekannt, ob mein Leib Fleisch ist oder Fisch. Daß doch die Menschen kämen, alles Wissen bei mir zu suchen, denn ich kenne Alles, was gewesen ist und was sein wird!“ u. s. w. Man fühlt sich an die Faustische Hexenküche erinnert; der Kessel siedet über dem Feuer, Mephistopheles verlangt einen Becher voll für seinen Freund, und die Hexe überreicht den Feuertrank unter dem berühmten Spruch:

Die hohe Kraft, die Wiſſenſchaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt, dem wird ſie geſchenkt,
Er hat ſie ohne Sorgen.

Dieſelbe Hexe kehrt wieder in der keltiſchen Sage vom Volkshelden Bran le Béni, ſie hinterläßt dieſem zum Danke für die in Cambrien bei ihm genoſſene Gaſtfreundſchaft ein Becken, mit dem eine tödtliche Wunde geheilt und das Leben wieder gegeben wird. Bran le Béni hatte eine Fehde mit dem iriſchen Fürſten Martolouch; nach Beendigung derſelben lud er ihn zu einem Friedensmahle ein, bei welchem die Speiſen in dem zaubermächtigen Becken aufgetragen wurden und ſich immer von neuem ergänzten. Er ſchenkte es zum Pfande des Friedens dem verſöhnten Fürſten; doch als die Fehde abermals losbrach, erwies ſich dieſes Becken als der mächtigſte Bundesgenoſſe des Feindes und erweckte dieſem jeden Krieger wieder, der eben gefallen war. Eine andere britiſche Sage erzählt vom Horne des Bran Galed, worin man jeden Trank fand, den man ſich wünſchte. Dieſe zwei Sagenzüge führt Lang an, Sage vom hl. Gral, nach dem Werke von Heinrich: Le Parcival de Wolfram d'Eschenbach. Paris 1855, pag. 50.

In den Naturreligionen gilt Keſſel, Becken und Becher als Sinnbild des Anfangs der Welt aus dem Waſſer. Drei Tropfen aus Ceridwens Keſſel enthüllen alle Zukunft; eine Tränke aus dem Fluſſe am erſten Mai macht die Milchthiere dreimelkig, ſowie am erſten Mai ſtatt des begehrten Fiſches der Gott Talieſin ſelbſt in der Reuße gefunden wird. Der Becher des Perſerheros Djemſid iſt ſelbſt nach dieſem Fürſten aus dem goldenen Zeitalter benannt. Er fand ihn, als er den Tigris überbrückte und den Grund legte zur Stadt Perſepolis. Das Gefäß vermochte den Aether in ſich nieder zu ziehen und unaufhörlich Wein zu ſpenden. Der Orientale weiſſagte aus dem Becher. Einen ſolchen beſaß auch Joſeph in Egypten und läßt ihn zur Liſt in Benjamins Kornſack verſtecken. Als der Haushälter ihn hier entdeckt, ſpricht er: „Iſt es nicht das, da mein Herr aus trinket und damit er weiſſaget?“ Gen. 44, 5.

Der Satz „in vino veritas“, Wein ist ein Weissager, will also mehr sein als ein bloßes Erfahrungswort. Allem Volke sodann diente einmal des Jahres im Salomonischen Tempel das große eherne Meer zum Geschirr. Dasselbe faßte 200 Bath, die der Theologe Bunting (de monetis etc. sacr. scripturae 1616, 21) zu fünfthalbhundert Ohm Weines berechnet hat, „das Ohm zu 40 Braunschweiger Stübichen.“ Von einem gleichen Riesengefäße berichten Hymiskvidha und Gylfaginning.

Wenn die Asen im Frühlinge vereinigt ihr Gastgelage halten, trinken sie Meth aus einem meilenweiten Braukessel, der des Meeresriesen Gymir Eigenthum gewesen war. Fünfzig Männer können daran sitzen und trinken, ohne daß einer den andern sieht. Oder sie versammeln sich beim Meergotte Oegir auf dem Meeresgrunde in einer golderhellten Halle. Da wird das Becken des Meeres selbst zum Kessel, in welchem er ihnen das Gastbier braut. Statt des einen Bechers, den der König von Thule ins Meer wirft, oder den der Taucher aus der Charybde heraufholt, ist hier noch die Charybde selbst das unergründliche Trinkgeschirr für Götter und Gestirne, und unser Goethe giebt den besten Grund dafür an:

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer,
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?

Muß das Geschirr beides bieten, Speise und Trank, so wandelt sich seine Form zugleich in Napf und Kelch, in Schüssel und Becher. Dies ist bekanntlich der Gral, das in unserer Ritterdichtung so hoch gepriesene Zaubergefäß, von dessen Beschaffenheit und Wirkung nun noch der Schluß dieses Abschnittes handeln soll.

Eine Reichenauer Handschrift aus dem XI. Jahrhundert, abgedruckt in Mones badischer Quellensammlung 1, 67, erzählt cap. 9, wie Azan aus Corsica an Kaiser Karl eine Schüssel überbringt, in welcher des Heilands Blut war: ampula, de salvatoris sanguine plena. Diese Schüssel galt als ein 28pfündiger Smaragd, wurde ans Kloster Reichenau vergabt und

dorten auf 600,000 Dukaten geſchätzt. Insula fortunata Reichenau, oder zehente Jubiläumspredigt 1724, v. H. Meyer S. J. pag. 19. Der Reiſende Andreä überzeugte ſich jedoch i. J. 1763 (Briefe aus der Schweiz. Zweite Ausgabe, pag. 65), daß dieſer angebliche Smaragd ein grüner Glasfluß ſei, wenn auch wegen Größe, Härte und ſeines Feuerglanzes willen ein ſehenswerther. Das hl. Blut, das darin geweſen, wird heut zu Tage, wie Schnars berichtet (der Bodenſee 2, 168), daſelbſt in einem goldenen Kreuze und unter mehrfachen Schlöſſern verſperrt im Altar aufbewahrt. Ein zweites ſehr ähnliches Gefäß befindet ſich in Genua, il sacro catino genannt. Nach der Erzählung des Genueſer Chroniſten Jacobus a Voragine haben die Genueſen bei der Eroberung von Cäſarea 1101 zum Lohne ihrer Tapferkeit ein großes Gefäß aus der Beute zugetheilt erhalten und es daheim der Kapelle Johannes des Täufers geweiht. Dieſe hl. Schüſſel ſollte durch die Königin von Saba an Salomon geſchenkweiſe überbracht worden ſein; ſie ſoll ferner die Schüſſel ſein, aus welcher der Heiland das Oſterlamm gegeſſen, oder die Schale, in welcher Joſeph von Arimathia das Blut des Gekreuzigten aufgefangen. Sie hatte gleichfalls für einen einzigen ungemeinen Smaragd gegolten, bis i. J. 1806 Napoleon bei Wegnahme Genuas den catino mit nach Paris entführte, woſelbſt dieſer Schatz ſich gleichfalls als ein bloßer Glasfluß erwies. Noch giebt es eine andere kirchliche Schüſſel, die santissima scodella im hl. Hauſe zu Loretto, in welcher Maria den Brei für das Jeſuskind angemacht haben ſoll. Correggios bekanntes Madonnenbild, in welchem die Raſt unter den Palmen dargeſtellt iſt, wird nach dieſem Gefäße de la scodella zubenannt. Die Breiſchüſſel führt auf den Mushafen hinüber; das Wappen der Mundſchenken war im deutſchen Mittelalter bekanntlich ein umgeſtürzt und geſchnäbelt abgebildeter Hafen. Und ſo muß hier noch darauf hingewieſen werden, daß gerade unſer berühmter Gralbichter Wolfram ſelbſt einen rothen Hafen als Schild- und Helmzeichen im Wappen führte. H. Holland, Geſch. der altd. Dichtkunſt in Baiern, pag. 114.

Nicht den Gral haben wir zu ſchildern, ſondern die an ihn geknüpften Vorſtellungen; dabei wird ſich zeigen, daß dieſe von einer urſprünglich würdevollen Anſchauung raſch ins Widrige und Grauſenhafte herabgeſunken ſind.

Die durch Grieshaber herausgegebenen deutſchen Predigten des XIII. Jahrhunderts, 2, 123 beſchreiben das Brod, womit die Iſraeliten vierzig Jahre lang in der Wüſte geſpeiſt wurden, als ein in alle Speiſe und Trank ſich wandelndes Gralsbrot: Wan daz himelbrôt was in dem munde reht als süez als ain honech. an swaz spîse si denne gedâhton, daz daz brôt reht denne smahte als ob si die selbon spîse hêten in ierem munde. âmerôt si vische alder vlaisches, sô dûhte si reht si hêten vische unde vlaisch in dem munde. Dieſelbe Anſchauung vom Gral und von ſeiner Ergiebigkeit iſt bei Wolfram ausgedrückt:

swâ nâch jener bôt die hant,
daz er al bereite vant
spîse warm, spîse kalt,
spîse niwe unt dar zuo alt,
daz zam unt daz wilde.
wan der grâl was der sælden fruht,
der werlde süeze ein sölh genuht:
er wac vil nâch gelîche,
als man saget von himelrîche.

Dazu iſt es die reinſte Magd und jungfräulich Schönſte, die Freudeverbreiterin Repanse de schoye, welche den Gral zur Gaſtfeier aufträgt; gleichwie die ſchaumgeborne Schönheitsgöttin jene Milch der Unſterblichkeit kredenzt, die das Haar nicht mehr ergrauen läßt, leiblich verjüngt und zugleich den Wiſſensdurſt ſtillt. Alle am Gralstiſche Verſammelten ſind herz- und blutsverbrüderte Commenſalen, die gimâzun einer massenîe, welche bei Gott ſelbſt tiſchfähig geworden ſind. Denn das älteſte Wort unſerer Sprache für eßbares Fleiſch, ſagt Grimm GDS. 1009 — heißt bei Ulfila mims, ahd. mias, geht durch die altſlaviſchen Sprachen und drückt wie das latein. mensa den Fleiſchtiſch aus, welcher urſprünglich der Opfertiſch

gewesen sein wird. Eben an diesem pflegte der dankbare Mensch mit seinen Göttern zu theilen und wird daher von diesen gleichfalls zur Tafel gezogen. Dies verheißt Virgil, Eclog. IV., dem Knäblein Pollio: deus hunc mensa, dea dignita cubili est. Der Tisch mit den Schaubroden im jüdischen Tempel sollte sämmtliche Stämme des Volkes als eben so viele Brode Gott beständig vor Angesicht legen. Wer erinnert sich nicht des Sonnentisches der Aethiopen, der sich jede Nacht mit Fleisch frisch deckte, des Herodoteischen Heliotrapezon. Die Tischstadt Trapezus hatte ihren Namen eben davon bekommen, daß hier die Götter ihren mit den Menschen bis dahin getheilten Gasttisch für immer umstießen, empört über den frevlerischen Arkaderkönig Lykaon, der ihnen sein geschlachtetes Kind zum Mahle vorgesetzt hatte. Zwei solcher hl. Tische reichen in unser Mittelalter herein. Als der Westgothenkönig Roderich in der Schlacht bei Xerez 711 Thron und Leben an die arabischen Sieger verloren hatte, fanden sich unter den Beutestücken zwei kostbare Tische. Der eine war das Missorium, massiv golden, fünfhundert Pfund schwer, der römische Feldherr Aëtius soll ihn nach der catalaunischen Schlacht dem Gothenkönig Thorismund zum Geschenke gemacht haben; der andere Tisch war noch höher gepriesen, seine Goldfüße waren wie die Tage des Jahres 365, drei Perlenreihen faßten ihn ein, man schätzte ihn auf fünfhunderttausend Goldstücke. Je vier Gralsritter essen bei Wolfram zusammen an einem Tische, je zwei Templer hatten der Ordensregel gemäß aus einer Schüssel zu essen. Dieselbe Satzung wiederholt sich noch unter Ludwig dem Baier. Dessen Vater, Herzog Ludwig der Strenge, hatte durch Albrecht von Scharffenberg Wolframs Titurelfragmente fertig dichten lassen; der ritterlich nachschlagende Sohn kam als Kaiser auf den Gedanken, in dem oberbaierischen Ettal eine Gralsburg zu erbauen und sie nach der Art von Munsalväsche mit Templeisen zu besetzen. Der so gegründete Orden bestand aus 14 Priestern und 13 Rittern. Letztere alle hatten ihre Frauen, Knappen und Mägde im Stifte bei sich, zusammen ist ihnen das gemeinsame Liebesmahl der Tafelrunde vorgeschrieben. Es

heißt darüber wörtlich: Ez sullen beide, ritter und frawen, alle bei einander ezzen, zwen ritter und zwo frawen mit einander. H. Holland, Kaiser Ludwig und sein Stift Ettal. 1860, 13. Also genau so lautend, wie jene Ritterfatzung, die in Grimms GDS. aus dem spanischen Romancero angeführt ist: que a una mesa comen pan.

Eine Reihe von Verumständungen brachte es mit sich, daß diese Vorstellungen vom Gral nicht lange rein und ungekränkt verbleiben konnten. Vielleicht daß schon der Name selbst die Sache untergrub. Noch jetzt zwar braucht man in Südfrankreich die Wörter grazal, grazau, — grial, grau für mancherlei Gefäße, aber dennoch machte die mißverstehende Wortdeutung auch aus franz. gréal ein san gréal und dann aus diesem ein sang réal, aus dem Becher ein Königsblut. Anlaß hiezu gab eine durch dieses Wort und dessen Mythe zurückreichende Erinnerung und dunkle Grübelei; litthauisch kraujas sanguis, ist welsch crau, cruor; sanskrit kravja caro; alles zusammen drückt blutiges frisches Fleisch, Blut selbst aus. GDS. 1010. Wird aber der Gral einmal als Tafelkelch zum trinkbaren Blut gemacht, so wird er auch zur Erbschüssel, worauf das frische Schlachtopfer liegt, und das heilige Ritterbündniß, zu Gottes Ehren geschlossen, scheint dann ein frevelhaftes Bluttrinken verschworener Catilinarier zu werden, oder gar ein Kannibalen-Essen von heimlichen Menschenschlächtern. Dieser gräßliche Verdacht brachte dem ganzen Orden der Templer Verderben und Tod. Der Gral selbst erscheint im Mabinogion als eine Schüssel, in der ein blutiges Menschenhaupt liegt; nach dem franz. Parcival des Menessier legt der Gralkönig am Johannistage sein Gelübde ab, und einer der Wolframischen Gralkönige ist der Priesterkönig Johannes. So wird die Johannislegende in die Gralmythe verschlungen. St. Johannis Minne, kirchlich getrunken, trifft schon im Kräuteraberglauben zusammen mit dem St. Johannisblut, das zur Zeit der Sommerwende an den Wurzeln des Sonnewendgürtels gegraben wird, zuletzt fällt der Gral selbst zusammen mit jener Schüssel, auf welcher Johannes des Täufers Haupt vor Herodes getragen

wird. Aus der Repanse de schoye wird dann eine liebebrünstige Herodias, aus dem Täuferhaupte endlich ein Talisman mit magischen Kräften, den man in Gestalt eines Menschenhauptes abbildete und nach romanischer Sprache Mafomet und Baphamet nannte. Wilcke's inzwischen neu erschienenes Werk „Die Tempelherren" zeigt, wie dieser Orden einem deistischen System huldigte, dessen Ceremonien der Verehrung Johannes des Täufers galten. Der Provinzialmeister Tanet sagte in dem Prozesse gegen die Templer aus, auf dem Pilgerschlosse bei Accon sei ein solches zweiköpfiges Haupt bei Ordensfeierlichkeiten auf den Altar gesetzt und unter Kniebeugen mit der Formel angebetet worden: Gesegnet sei der Heiland meiner Seele! Das schauderhafte Ende der Templer ist bekannt, sie bezahlten ihre mystische Blutsbrüderschaft mit ihrem eigenen Blute.

So wären wir über die beiden Themen unserer Arbeit, Gold und Milch, zum letzten, dem Blute gekommen. Ehe wir damit beginnen, fassen wir das vom Gral Gesagte in einer Ueberschau zusammen, um dem bisher Vorgetragenen seine Endgiltigkeit zu geben.

Die Kirche des Mittelalters hieng bewußt und unbewußt dem Blutcultus an; ihr gehören die mannigfachen Legenden und Mirakel an vom Blute des Gekreuzigten, wie dieses aufbewahrt und später in das Abendland gebracht worden sei. Sepp, Leben Jesu, hat im fünften Bande ein reiches Material hierüber angesammelt, woraus nur etliche Angaben über die berühmtesten Blutpartikeln hier folgen. Ein Theil des Kreuzigungsblutes kam in die Marcuskirche nach Venedig, ein anderer 1048 nach Mantua. Von diesem kamen zwei Theile nach Rom in die Kirche des hl. Kreuzes und zu St. Johann von Lateran; ein dritter Theil gelangte an Kaiser Heinrich III., gieng an den Grafen Balduin von Flandern über und dann an dessen Tochter Judith, der nachmaligen Gattin des Baiernherzogs Welf IV. Judith theilte diese Blutpartikel wieder in zwei. Die eine kam an bairisch Kapel in Unterammergau, ist aber da schon ums Jahr 1680 verschollen; das Originalgefäß dafür hat man dagegen vor kurzem dorten wieder aufgefunden,

einen Speisekelch mit abnehmbarem Deckel, auf beiden Seiten gothisch gethürmt und mit Figuren verziert, die mit jenen Personen übereinstimmen sollen, welche bei Auffindung des heil. Blutes in Mantua 1048 beschäftigt waren. Schöppner, bair. Sagenb. Nr. 1191. Die andere Partikel gab Judith an das schwäbische Kloster Weingarten, wo es jetzt noch alljährlich am blutigen Freitag, unmittelbar nach Christi Himmelfahrt, unter großem Gepränge gefeiert wird. Das Blut lag hier in einem Gefäße von arabischem Gold mit Edelsteinen besetzt, das man auf 70,000 Gl. schätzte. Franz Sauter, Kloster Weingarten nach handschriftl. Quellen. Ravensburg 1857, 33. Zwei weitere gleiche Blutreliquien werden in Marseille und zu Brügge in Flandern verwahrt; beide werden an jedem Freitag wieder flüssig; eine ähnliche Reliquie ist auch in der Cistercienser Abtei Stams in Tirol. Dieser Eindrücke vermochte die Ritterpoesie sich nicht zu erwehren, um so weniger, als sie ja nur eine Tochter der ihr vorausgegangenen Mönchspoesie war; und wo sie den Versuch machte, sich kirchlich zu emancipieren, wie in dem Nibelungen-Sagenkreis, verfiel sie ins Reckenhafte, Heidnische. So kommt denn der Blutcultus auch in den Gral-Sagenkreis. Bei der Ueberfülle des irdischen Segens und in stetem Anschauen der Paradieseswonne lebend, ist der Gralkönig Anfortas doch unrettbar siech; ja als sein vorbestimmter Erretter Parzival in der Burg ankommt und mit an der silberstrotzenden Tafel sitzt, wird unter allgemeinem Wehklagen der Templeisen eine bluttriefende Lanze im Gastsaale zur Schau umher getragen. Dies sind die beiden Seiten unseres Themas selbst, großartig zurückgespiegelt im Epos. Der Unsterblichkeitstrank wird von der Schönheitsgöttin kredenzt als Milch oder Meth, oder goldener Wein; aber ein Frevel der Dämonen oder Menschen tritt dazwischen und verwandelt die reine Milch in den Greuel frischvergossenen Menschenblutes, in „schreiendes Blut." Bei aller Herrlichkeit der Wolframischen Beschreibung wird dann gerade der Gral selbst etwas Dauerloses. Er wird plötzlich in einer Nacht aus der abendländischen Gralburg wieder nach Indien zurück versetzt, als seiner ersten Heimath, und

nachdem hier die Gralkönige der Reihe nach gestorben sind, speist auch der Gral die Seinigen nicht mehr, da er nun wieder in dem Lande ist, „das selbst von Milch und Honig fließt." Diese Schlußversicherung des Gedichtes war aber der Ausgangspunkt unseres Aufsatzes. Wie hat nun die deutsche Göttin dieses Paradieses geheißen, da wir bei Wolfram nur eine romanische nennen hören? Es ist die durch das eine Merseburgerlied festgestellte Volla, Freyjas Schwester, Göttin des Ueberflusses und der Fruchtfülle, die domina Abundia und dame Habonde der Romanesen. Ihr Cultus mußte mit dem Naturleben innigst verknüpft gewesen sein; dies erweist Grimm (GDS. 85—109) aus dem ihr nachbenannten Erntemonat, welcher der Folmânet, Fulmânt und Fülmont geheißen hat.

III. Das schreiende Blut.

Menschenblut zum Zwecke der Genesung von Krankheiten zu trinken, ist ein Brauch, der von der ältesten Zeit an fortgedauert hat bis auf diesen jetzigen Augenblick. Plinius erzählt hierüber zweifaches H. N. 26, 5 und 28, 2. Es ließen sich nemlich die ägyptischen Könige zur Heilung von der Elephantiasis Bäder aus Menschenblut bereiten; und ferner war es eine von ihm selbst noch mitangesehene Ueblichkeit zu Rom, daß Fallsüchtige das Blut tranken, das die Fechter dorten im Circus vergossen. Sie schlürfen es, sagt er, warm und rauchend aus dem Menschen selber ein und halten es für ein kräftiges Heilmittel. Beide Arten der Anwendung, das Blutbad und Trinken des Blutes, sind heute noch keineswegs verschollen. Der Negerkönig von Dahomey hat erst in diesen Jahren und trotz der Einsprache englischer Handelsconsuln Massenabschlachtungen Kriegsgefangener vorgenommen und mit Menschenblut einen dafür bestimmten Teich ausgefüllt. Allg. Augsb. Ztg. 20. Oct. 1862. Das Morgenland hat Sagen von Königen, die jeden Tag einen Menschen aus ihrem Volke für ihr Leben brauchen,

und Grimm (Arm. Heinrich, S. 219) bezieht darauf die vielfach gewendete Thierfabel von der Heilung des Löwenkönigs durch die noch frisch und blutig umgeschlagene Wolfshaut; denn eben dies erinnert an ein ganz ähnliches Mittel der heutigen Volksarzneikunst, wonach Gequetschte in eine abgezogene Kalbshaut gewickelt, oder verletzte Glieder in einen frischen Kalbsmagen gesteckt werden. Während nach dem Aberglauben durch das Katamenienblut alles damit in Berührung Gebrachte zu Grunde gerichtet wird: der Weinstock geht ein, die Feldfrucht stirbt ab, alle gährenden Stoffe wie Milch und Wein stehen um, die Bienen verlassen ihren Stock, der Glanz der Spiegel erlischt, das Schermesser wird stumpf (Schindler, der Aberglaube 165): so wird durch Jungfern- und Kinderblut das schwerste Uebel geheilt. Die Berliner medicin. Zeitschrift von 1862 hebt hervor, daß die sich häufenden Schändungsfälle, mit denen unsere Schwurgerichts-Verhandlungen so oft beschäftigt werden, aus dem Wahne entspringen, als könne das Uebel der männlichen Gonorrhöe durch Vermischung mit einem noch unmannbaren Mädchen geheilt werden. Der nach dem Aussatze zubenannte Rüefengüggis oder Grindteufel hat schon eilf Jungfrauen abgeschlachtet, um in ihrem Blute sich heil zu baden. Vgl. Aargauer Sag. 1, Nr. 14, wo weitere hier einschlägige Züge aus Geschichte und Sage mit verzeichnet sind. Der Glaube an die Wirkungen des Menschenbluttrinkens sitzt überhaupt noch durchaus fest. An der Aare lautet hierüber die Meinung also: Wenn ein Fallsüchtiger vom warmen Blute eines eben Hingerichteten trinkt und gleich darauf sich in Schweiß lauft, so stirbt er entweder plötzlich, oder ist mit einem male geheilt. Der im verwichenen Jahre (1861) hingerichtete Mörder Bellenot aus dem bernischen Jura gestand im Verhör, er habe die von ihm erschlagene Frau, die wegen Verkaufs selbstgesammelter Heilkräuter das Docterfraueli hieß, umgebracht, um ihr Blut zu trinken und sich dadurch von dem Weh zu befreien, mit dem er behaftet gewesen sein soll. Aargauer Ztg. 19. Mai 1861. Derselbe Glaube wiederholte sich bei der zu Trogen in Appenzell Außer-Rhoden im Juni dieses Jahres stattgehab-

ten Execution eines Metzgers. Ein Weib in einem außerrhodischen Armenhause litt an Epilepsie und erhielt von dem zuständigen Vorstande der Anstalt die Erlaubniß, am Tage der Hinrichtung nach Trogen zu gehen und das grausige Heilmittel zu versuchen. Drei Schluck müssen unter Anrufung der drei höchsten Namen warm hinabgetrunken werden. Bereits stand sie am Schaffot, als ein neuer Anfall ihres Uebels losbrach und die Ausführung des Plans verhinderte. Dies berichtet die Appenzeller Zeitung selbst. Aargauer Nachrichten vom 26. Juli 1862. Diese drei Schluck in den drei höchsten Namen scheinen gerade das besonders Bedeutsame zu sein; es sind die aus Wolframs Parzival (282, 21) schon in dem vorigen Abschnitte berührten drî bluotes zäher rôt im Schnee, bei denen der Ritter so tief der Geliebten Kondwiramur gedenken muß. Drei solche Tropfen fallen aus dem Himmel herab, wenn der Treffschütze sein Gewehr gegen das Gestirn abschießt. Dreie fallen jenem Knaben ins Gesicht, der zur Waldtanne nach dem droben herabschreienden Wetterkinde emporschaut, Aargauer Sag. 1, Nr. 75. Von drei Blutstropfen hängt des Menschen Leben ab, drei zeigen den Tod des Tauchers an (Kuhn, westfäl. Sagen 1, Nr. 380), aus den drei ersten des Neubegrabenen sprossen Grabblumen auf. Die verbreitetste Kinderangst besteht in dem Glauben, mit dem einen Tröpfchen Blut aus dem Finger, in den man sich geschnitten, könnte auch die Seele herausfahren. Auch soll man, heißt es, nicht kopfüber im Bette liegen, sonst fällt dem Schläfer ein Blutstropfen aus der Nase und von diesem heißt es abermals: „d'Seel ist em ûsse.“ Eine aus dem Bernerlande gebürtige Dienstmagd wiederholt uns mündlich: Ueber den Augen in der Stirne hangen an einem Knöchlein drei Blutstropfen, davon fällt der erste ab nach Verlauf der Kindheit, der zweite, wenn die Jugend vorüber ist, der dritte beim Tod. Im Trauerlied Reinmars des Alten auf Liupolts v. Oesterreich Tod heißt es:

dô man mir seite er wære tôt,
dô viel mir daz bluot
vonme herzen ûf die sêle mîn.

Wenn einer am Schlagfluß ſtirbt, ſo erklärt dies der gemeine Mann ſich alſo: es ſei ein Blutstropfen aus dem Gehirn urplötzlich zu dem Herzen gefallen und habe daſſelbe erſtickt. Dieſen Blutſturz, der durch einen einzigen Blutstropfen entſteht und deſſen Folge die Apoplexie ſein ſoll, nannten die Aerzte das Gutt (Joh. Wittich, Consil. apoplecticum. Leipz. 1602, pag. 10), wogegen die Paralyſis, der lähmende Schlag, der Tropf hieß, beides gedeutet aus gutta sanguinis, der fallende Blutstropfen. „Halber guttſchlag iſt paralysis, ſo man auf den ſchlag lam wirt an eim glid." Büchlj von einfaltig Mittlen. Mſc. aus aargauiſch Brugg. Anno 1643 kam ein Gutſchlag über Pfarrherr Breitinger und 1645 ſprach er, von einem ſchweren Gutſchlag getroffen, die letzten Worte. Hanhart, Schweiz. Geſch. 4, 352. Alle eben angeführten Namensformen der Krankheit zuſammen finden ſich bei Geiler, Evangelibuch Bl. 159a. „Da bracht man einen dar, vff eim bet, den het der schlack geschlagen oder der tropfft oder das parli oder wie du es nennen wilt, du merkst wol was ich mein. sie sagen, das der brest im hirn sei, vnd die ederli, die zuo dem hirn gond, wenn sie gantz verstopffet sein von wuost, so werd sant veltins siechtag daruss, so sprechen jr, es hangen drei tropffen am hirn. Die hinfallende Krankheit wird noch der Valentin geheißen, und daß dieſelbe aus den eben erwähnten drei Gehirnblutstropfen entſtehe, wird auch von den Aargauer Beſegnungen wiederholt, die ich in Wolfs Zeitſchr. f. Myth. Bd. 4 mitgetheilt habe:

Es ſtehen drei Roſen auf Gottes Stirn (pap. 125).
Ihr Menſchen, ſeht mich an einen Augenblick,
Bis ich euch drei Blutstropfen verwirkt (pag. 136).

Nach aargauiſcher Volkstradition fällt einem Beckerknecht in der Fremde beim Teigkneten ein Blutstropfen ins Mehl, und er erfährt nachher, um dieſelbe Stunde ſei damals daheim ſein Vater verſchieden. Darüber predigte Abraham a Sta. Clara, in der Lobrede auf den hl. Franz Xaver. Salzb. 1684, 13: „So Jemand ein Geſchwiſtrigen hat über hundert Meyl und derſelbe etwas leidet, empfindet auch dieſer, ſo hundert Meyl von

ihm entlegen, in seinem Geblüt eine schmertzliche Veränderung, daß ihme, wie oft pflegt zu geschehen, gelbe Fleck in den Händen auffahren oder die Nasen schweißet; so sagt Ihr, das bruderliche Geblüt sagt und schlagt zusammen."

Diese auf die Schneefläche oder ins Backmehl fallenden, unvergänglich wiederkehrenden drei Blutstropfen gehören dem Himmelsgestirn an, aus dessen Gold, Blut oder Milch die Reihe der Creaturen fortwährend nachgeschaffen wird; denn die schöpferische Gottheit wohnt in den Gestirnen, und alle Welt ist der Leib Gottes. Auf diesem Grund beruhen jene sonderbar lautenden Märchen vom Schneekind, vom Sonnenkind, denen, so alt und weitverbreitet sie sind, noch wenig Sinn abgesehen worden ist. Zwei Beispiele dieser genügen hier, das eine unserer Gegenwart, das andere dem XIII. Jahrhundert angehörend. In Pröhle's Harzsagen 1, 188 spricht ein Wilddieb, dem sein kleiner Junge unrettbar krank lag, in väterlicher Verzweiflung: „Stirbt mir das Kind, so schieß ich den lieben Gott todt!" Als das Kind darauf wirklich starb, legte der Mann seine Büchse an und schoß in die helle Sonne. Kurze Zeit nachher begab es sich, daß seine Frau einen kleinen Jungen gebar, und alle Nachbarn, die das verstorbene Kind gesehen hatten, erkannten in diesem Kinde das erste wieder. Dasselbe lebt noch; es konnte schon nach den ersten Wochen sprechen und erzählte oft von seiner Himmelsreise. Der Vater ist hernach 1853 durch Unvorsichtigkeit eines Jägers In der Sieber erschossen worden. Der jugendliche Menschenkörper mit Fleisch und Blut wird hier aus den Gestirnen ausgeboren; nur stirbt darüber der Vater dieses Sonnenkindes, weil er diese Geburt zwangsweise mittelst eines gegen das Gestirn gerichteten Treffschusses veranlaßte, während die Mutter folgerichtig entweder durch das aus der Sonne fallende Blut oder durch den bloßen Sonnenstrahl schwanger geworden ist. Das Maere des snewes sun, nun in v. d. Hagens Gesammtabenteuer Nr. 47, ist eine noch allenthalben lebendige Volksanekdote, wonach ein Kaufmann, nach vierjähriger Abwesenheit heimkehrend, sein Weib mit einem zweijährigen Knäblein vorfindet. Auf seine

Frage nach dem Vater, berichtet die Frau, wie sie voll sehnsüchtigen Verlangens nach dem Gemahl inzwischen durch bloße Schneeflocken gesegneten Leibes geworden. Platen, im romant. Oedipus, läßt das Weib sagen:

Ich lag am Fenster, als es eben schneite,
Da flogen, Schatz, mir in den Mund die Flocken,
Wodurch ich augenblicks gewann an Breite,
Bis dieses Kind zuletzt zur Welt ich brachte
Und meines lieben Ehgemahls gedachte.

Das Märchen gedenkt nicht weiter der befruchtenden Kraft des Schnees und sucht daher die Begebenheit mit einem Scherz abzuschließen, als ob es hier gälte, die bloße Weiberlist zu überbieten. Denn der Vater nimmt das größer gewordene Söhnlein mit auf die Kaufmannschaft, kann es in der Fremde um 300 Mark verkaufen und berichtet heimgekehrt der Frau, ihr Flockensohn sei ihm beim Ueberschreiten des Gebirges im heißen Sonnenstrahl zerschmolzen. Demnach wird also hier das Schneekind wieder ebenso von der Sonne zurück genommen, wie dieselbe jenem Schützen ein Ersatzkind statt des verstorbenen gewährt hat; denn die Sonne droht kleine Kinder zu fressen, der Mond verschluckt sie, die er über läßt, macht er mönig. Darüber handelt der Aufsatz: Ohne Schatten, ohne Seele. Daß das Tag- und Nachtgestirn wirklich in diesen Ideenzusammenhang gehört, läßt sich aus nachfolgender Besegnung erweisen, welche aus dem Munde einer Dienstmagd zu Aarau aufgezeichnet wurde. Die Formel wird gegen die Kindsgichter angewendet:

Gott der Herr ist mein Hort,
Der sandte vom Himmel drei gewahre Wort.
Das Erste ist die heilige Sonne,
Das Zweite ist der heilige Mond,
Das Dritte ist das heilige Brod,
Mit diesen schlag ich die wilden Gichter all zu todt.
Im Namen Gottes d. V. S. u. hl. Gst. Unser Vater.
Dieses soll mit Glauben gebetet werden.
Sonne und Mond, und zum Dritten das Produkt beider,

das Brod, erſcheinen hier als die Allvermögenden. Sie laſſen ſich durch Bitte oder Zwang das dem Menſchen unentbehrlich Scheinende abgewinnen und gewähren es häufig in Geſtalt von Blut, Milch und Brod. Eine Art der ſie zwingenden Nöthigung iſt der ſog. Freiſchuß und Treffſchuß. Im Nachfolgenden iſt es nicht darum zu thun, den Sagenkreis von den Treffſchützen zu beſchreiben oder zu erſchöpfen, über welchen ſchon Wolf Beitr. 2, 16 reichlich geſammelt hat, ſondern aus ſolcherlei Sagen das von uns hier geſuchte Reſultat unleugbar herzuſtellen. Wir laſſen dabei die Erzählungen aus dem früheren Alterthum vorausgehen.

Der Schuß gegen Himmel ſoll die Gerechtigkeit der Götter anmahnen, in ſchwierigen Fällen den Entſcheid zu geben. Da König Dareios erfuhr, die Athener ſeien es, welche ihm ſeine Stadt Sardis eingenommen und verbrannt hätten, legte er einen Pfeil auf und indem er damit in die Wolken ſchoß, ſprach er: „O Zeus, verleihe mir Rache an den Athenern!“ Herodot 5, 105. Derſelbe Autor berichtet 4, 94 von Thrakern, ſie ſchöſſen gegen Donner und Blitz in den Himmel, den Göttern drohend, und daß eben daſſelbe die afrikaniſchen Zauberer von Mapongo heute noch thun, um dadurch Regen zu machen, berichtet neuerlich Baſtian, afrikan. Reiſen 1859. 1, 204. Der Regen wird alſo mittelſt eines gegen den Himmel gerichteten Pfeilſchuſſes eliciert und erfolgt je nach Abſicht des Schützen bald als erſchreckender Blutregen, bald als Erquickungsſtrom.

Als König Bel ſeinen Thurm fertig gebaut hat, erprobt er deſſen Himmelshöhe, indem er auf der Zinne ſtehend einen Pfeil in die Sonne ſchießt. Mit blutiger Spitze kommt hernach der Pfeil zur Erde, eine Warnung für den erfrechten Stolz deſſen, der ſich ſchon den Göttern zunächſt glaubt. Anders iſt das Motiv in der Heraklesſage. Als Herakles ſeine Fahrt zu Geryon macht und ſich von den Strahlen des Helios ſchonungslos gequält fühlt, ſchießt er ſeinen Pfeil gegen den Lenker des Sonnenwagens. Und nicht mißfällt dieſer Muth dem Sonnengott, er beſänftigt des Helden Zorn durch einen goldenen Becher. Dorten quillt Blut, hier aber rinnt Gold

in Form eines durststillenden Gefäßes aus dem durchschossenen Himmel. Es fehlt uns zum Wein nur noch das Brod; dies wird uns aber von der christianisierten Sage hundertfältig mitgenannt. Der Treffschütze in Müllenhoffs schlesw. holst. Sagen, pag. 366, lädt sein Gewehr vorerst mit einer vom Kirchenaltar entwendeten Oblate, dann stellt er sich im Walde auf ein ausgebreitetes weißes Tüchlein und schießt gegen die Sonne. Sogleich bricht ein Unwetter los und die Stelle seiner Fußstapfen wird mit frischem Blut gezeichnet. Es geht also auf den Schuß ein Blutthau oder Blutregen nieder. Und da auch der Mond zu den Zeiten, da Krieg oder Pestilenz droht, voraus blutroth sich färbt, so wird er selbst nach der Schleswiger Sage (Müllenhoff 362) der Wohnort des brudermörderischen Kain, und nach Hildesheimer Glauben (Schambach-Müller, niedersächs. Sag. 344) gilt die Figur des Mannes im Mond als ein im Anschlag liegender Schütze. Derselbe gleicht also gänzlich dem badischen Freijäger in Mones Anzeig. 1838, 223, der ebenfalls auf ein untergebreitetes Tuch knieend einmal gegen die Sonne, zum andern gegen den Mond, das drittemal gegen den lieben Gott selbst schießt; da fallen vom Himmel die drei Blutstropfen auf sein Tuch.

Schon läßt sich aus der Litteratur einer in unserer eigenen Landschaft spielenden Legende weit zurück nachweisen, daß das Bluten der Gestirne eine der deutschen Sage frei zustehende Vorstellung gewesen ist. Die Wallfahrt zum hl. Blut in der Kirche des luzernischen Städtleins Willisau hat seit 1553 kirchlichen Bestand und ist seit 1554 beschrieben: Ein erschreckliche vnd Wahrhafftige Geschicht von dreyen Spilern in der Stadt Willisow ꝛc. Nürnberg bei H. Halmesing. (Vergl. Gödeke, Grundriß 1, 294.) Der Inhalt ist kurz dieser. Auf dem öffentlichen Willisauer Spielplatze an dem Wiggerflüßchen hatte Ulrich Schröter an zwei Gesellen all sein Geld verspielt, und darüber erzürnt schleudert er seinen Dolch mit der Spitze gegen Himmel unter der Drohung, er wolle dem Herrgott in seine linke Seite werfen. Der Dolch blieb aus, fünf Blutstropfen (nach der Zahl der fünf Wunden Christi) fielen auf die

Scheibe des Spieltiſches herab. Sie wurden noch friſch aus der Tafel geſtochen, und ſind bis heute dorten in der Kirche zur Verehrung ausgeſetzt. Schröter ſelbſt wird unmittelbar nach ſeinem Frevel von einem Wirbelwind in die Lüfte entrafft und geht verloren, ſeine Mitgeſellen werden mit Ausſatz und Wahnſinn geſchlagen. Ein Geſchick, das auch bei Homer dem gegen die Göttin die Lanze werfenden Diomedes geweiſſagt iſt: „Der Thor! nicht hat er bedacht, daß nicht lange beſteht, wer ſelige Götter befehdet.“ Abgemalt zu ſehen iſt Schröters Geſchichte als das einundfünfzigſte Bild auf der Kapellenbrücke zu Luzern. Aber die Legende ſelbſt datirt aus früherer als aus der vorhin genannten Zeit, da ſchon i. J. 1499 Geiler von Kaiſersberg zu Straßburg über ſie gepredigt hat: „sicut ille, qui quum in ludo amisisset, gladium versus cœlum iecit et cruentatus decidebat.“ Noch früher aber erwähnt ihrer des Thomas Cantipratensis Bonum universale de apibus, pag. 450, und viel alterthümlicher greift da der verlierende Würfelſpieler zu Bogen und Pfeil, worauf letzterer mit Blut gefärbt aus dem Himmel zurückfällt. Ganz richtig verknüpft Wolf, Beitr. 2, 16, mit dieſen Schüſſen die Abſicht des Schützen, Wuotan den Sturmgott zu treffen und durch den Schuß zu zwingen, weil dieſer der Schirmherr des Glücksſpiels iſt und als Wilder Jäger zugleich Weidmannsheil verleiht. Allein noch allgemeiner verräth ſich dabei ein ſtarrköpfiſcher Zauber- und Rachebrauch des Heiden und des heidniſch denkenden Chriſten, wenn beide ihren Willen rückſichtslos und ſollte es auch ihr und der ganzen Welt Schaden ſein, durchzuſetzen gedenken. Es finden ſich in der katholiſchen Bevölkerung unſeres Nachbarkantons Solothurn noch Spuren ſolcher Zauberverſuche. In einer Bauernfamilie des Dorfes Däniken hat ſich die Zauberkunſt vom Vater auf den Sohn bis heute fortvererbt. Der jetzt Aelteſte dieſes Geſchlechtes hat Nachfolgendes hierüber berichtet, obwohl nach längerer Weigerung und erſt nachdem die Weinflaſche zugleich ihre Wirkung gethan hatte. Um ein ſchweres Hauskreuz noch rechtzeitig abzuwenden, oder auch um das Blut bei einer lebensgefährlichen Verwundung zu ſtillen, nimmt man

einen Halm vom eigenen Strohdach in den Mund, tritt mit gezogenem Meſſer vor ein geweihtes Herrgottsbild und ſpricht: „Gott Vater, Sohn und heil. Geiſt ſollen mich verdammen! Jetzt, Teufel, nimm das Unglück hin!" Hiemit ſtößt man die Meſſerklinge in das Bild.

Es liegt dieſer ſo entmenſcht lautenden Fluchformel der uralte Glaube zu Grunde, die hl. Dreifaltigkeit werde gegen den Teufel in den Wettkampf eintreten um eine ſich ſelbſt verloren gebende Seele, es müſſe das tiefſte Unglück eines hilfloſen Menſchen die Gottheit ſelbſt zum Eingreifen nöthigen; und ferner ſpricht ſich dabei der ebenfalls begreifliche Aberglauben aus, der an Gottes Blut verübte Frevel müſſe das ſtrömende Blut eines Schwerverwundeten augenblicklich erſtarren, alſo gerinnen laſſen. Um die weiter drohenden Folgen kümmert ſich der allzeit kurzſichtige Frevler nicht, und ſo iſt es gar nicht zu verwundern, daß ganz derſelbe Vorgang, aber mit einem ungeheuerlichen Ergebniß, bereits im ahd. Muspilli erzählt iſt. Elias und der Höllenwolf ſtreiten hier einen Wettkampf um den Beſitz der auferſtandenen Seelen. Elias, unter dem des Donnergottes Geſtalt verborgen iſt, kommt dazu aus den Geſtirnen herab, fona himilzungalon; der Rieſe Altfeind, der Höllenwolf, der Urböſe kommt aus dem Abgrunde, fona pehhe. Der Sternen-Elias wird verwundet, und wir müſſen uns hinzudenken, dies ſei durch einen gegen ihn empor geſchleuderten Speer oder Pfeil geſchehen. Sobald der Altrieſe dieſen Schuß gethan hat, bricht jener Blut- und Glutregen los, der Alles und ſomit ihn ſelbſt verſchlingt. Denn ſobald des Elias Blut auf die Erde trieft, beginnt der Himmel in Lohe zu kochen, fällt der Mond herunter, ſteht die weite Welt mit Gebirg, Strom und Meer in Flammen, und nicht eher endigt dieſe Vernichtungsſcene, als bis ein doppeltes Göttergeſchlecht hier zuſammen eingreift, ein heidniſches und ein chriſtliches: denn von der einen Seite her ſtößt der Wächter an der Regenbogenbrücke ins Gjallarhorn, und von der andern Seite wird das errettende Frohkreuz herbeigetragen, woran der heilige Chriſt erhangen ward.

Von blutſchwitzenden Tempelſtatuen, worin man ein Vorzeichen großer Gefahren ſah, reden bekanntlich die Römer, aber ſie wußten eben ſo wenig einen tieferen Sinn daran zu knüpfen, als wir an unſere ähnlichen Mirakelbilder. Vielleicht daß dies uns beſſer gelingt, wenn wir noch etliche Legenden ſolcher Art hier kurz zuſammenfaſſen. Ein Huſſite ſpaltet mit dem Schwert dem hölzernen Marienbilde das Haupt, ſeitdem beſteht zu Neukirchen die Wallfahrt zum hl. Blut. Schöppner, bair. Sagb. Nr. 536. Oder ein Jude ſticht mit einer Nadel in die ihm verkaufte conſecrierte Hoſtie, ſie blutet und in zahlloſen Kirchen wird ſeither ein Blutstropfen hergezeigt. In den ſchweizer. Mediationsunruhen ſchwitzt die Holzfigur eines Feldkreuzes Blut ſchon auf die lügneriſche Kundſchaft hin, mit deren Ausbreitung man die politiſchen Gegner unterſtützen will. Aargauer Sagen 2, Nr. 354. Zu Landshut und in Markt Geiſenfeld in Oberbaiern gab es kirchlich oder giebt es wohl noch zwei wächſerne Heilandsfiguren blutſchwitzend. Der Zweifel behauptete von ihnen, ſie ſeien hohl und mit rothgefärbtem Waſſer angefüllt, dies werde durch miteingeſchloſſene Goldfiſchchen in Bewegung erhalten und tropfenweiſe durch die künſtlichen Poren des Wachſes herausgetrieben. Wir wiſſen bereits, daß die mit ſolchem hl. Blute veranſtalteten Feldprozeſſionen, namentlich der Blutumritt in ſchwäbiſch Weingarten, Gelände und Gewäſſer mit Fruchtbarkeit zu ſegnen haben, daher trifft das aus dem geſchändeten Bilde rinnende Blut ſo oftmals zuſammen mit der heiligen und profanen Speiſe, mit Broden und Fiſchen, ſchließlich ſogar mit baarem Gelde. Ueber Letzteres ein Beiſpiel. Im Solothurner Dorfe Zuchwil hängt im Wirthshauſe zum Schnepfen ein Chriſtusbild, in das ein Spieler in Wuth über ſeinen Spielverluſt das Meſſer geſchleudert hat. Alsbald nach dieſem Frevel entſtand hier eine Wallfahrt. Allein die Kantonsregierung beſtrafte zugleich den Schnepfenwirth, weil er etwa nicht zu rechter Zeit abgewehrt haben mochte, um eine ſo hohe Summe, daß er ſie nicht erlegen konnte; er mußte daher alljährlich den Zins davon bezahlen. So gieng dies auf ſeine Nachkommen über, bis ſich dieſe ſeit dem Jahre 1854

durch Abzahlung des Kapitals endlich von dieſer Laſt befreiten. Nicht ſo aber würde der Ahnherr dieſelbe Servitut abgekauft haben, wenn er es auch vermocht hätte. Vormals hatte nemlich das Bild zu einer alljährlich wiederkehrenden Proceſſion verholfen gehabt, durch deren Ertrag dem Wirthe jene Strafſumme ſtets mehr als gedeckt wurde. Als aber ſeit dem Jahre 1798 mit den Neufranken auch neue Ideen ins Land einrückten, blieben hier die Wallfahrer aus; man fühlte an dem Hausmirakel nichts mehr als die Laſt einer jährlich wiederkehrenden Geldbuße und befreite ſich gleichzeitig von ihr und von dem Hauswunder. Schweiz. Illuſtr. Kalender, St. Gallen 1854, 112. Wie behilft ſich nun der moderne Verſtand, wenn ihm ſolche bis auf unſern Tag reichende und noch unter unſerer eigenen Juſtiz gerechtfertigte Blutwunder begegnen? Er ſucht eine Moral dahinter, die für Alles paßt und kein Kopfbrechen koſtet. Gott will, heißt es, dem Schänder ſeines Abbildes mindeſtens es augenfällig machen, wie begründet die Verehrung ſei, die dieſem Abbilde erwieſen wird; oder ein mehr nach der Urtheilsweiſe des Proteſtantismus Verfahrender leugnet zwar das eben erzählte Wunder des Gänzlichen, unterlegt ihm aber doch den Sinn des allgemeinen Sittengeſetzes, und gerade ſo findet es ſich ausgeſprochen in Rückerts geſamm. Gedichten 3, 115:

Jäger gut!
Bewahr dein Rohr vor Uebermuth.
Schieß nach keinem Heiligenbild,
Obgleich aus ihm kein Blut nicht quillt.
Ziel nach keinem Himmelsſtern,
Obgleich er ſteht dem Schuß zu fern.
Wenn auch dein Rohr nicht ſündigen kann,
Sündhaft iſt der Gedanke dran.

Obgleich ſich derlei ganz artig lieſt, ſo iſt doch eine ſolche Deutung viel zu allgemein, und die ihr zu Grund liegende ſittliche Empfindung beſitzt nie jenes ſchöpferiſche Vermögen, aus welchem die erwähnten Volksſagen ſelbſt entſprungen ſind. Der waſſergeſättigte Gips, gewöhnlich Mondmilch genannt, heißt beim Aelpler Bergziger; nicht bloß daß man

dieſe milchig ausſehende Erde früherhin häufig aß und gleich der Milchſpeiſe des Zigers zubenannte, der Entlebucher Senne glaubt beſtimmt, daß die Mondmilch und die übrige Milch ſeiner Heerde dem günſtigen Einfluſſe des Mondes zuzuſchreiben ſei. Naturmythen, pag. 252. Zu derſelben Anſchauung führt der Volksglaube mit ſeinem Hundert von Erbſätzen. Man darf, heißt es, mit dem Finger nicht in den Himmel deuten, ſonſt greift man einem Engel ins Auge; im Felde ſoll man den Heurechen nicht mit der Zahnreihe gegen Himmel legen, bei Tiſche das Meſſer nicht nach oben gekehrt, denn alles dies ſticht in den Himmel. Die Räuber legen beim Eſſen die Spitze des Meſſers umgekehrt gegen ſich; der Jäger aber von ſich, wie ſich's gehört. „Ich leg's wie ein Jäger," ſpricht er, „ihr aber legts wie Spitzbuben!" Grimm KM. 3. Nr. 105. Als man zu Anfang des Jahrhunderts bei uns die Blitzableiter einführte, weigerte ſich das Aargauer Landvolk ſehr dagegen und behauptete, damit wollten die franzöſiſchen Heiden und ihre Anhänger dem lieben Gott nur die Augen ausſtechen. Folgerichtig kehren ſich dieſe Sätze auch um und lehren, wie nützlich es ſei, in der Gabe ſchon den Geber zu ehren, wie man mit der beobachteten Schonung des Himmliſchen auch zugleich des Irdiſchen ſchone.

Man ſoll die Milch nie mit einem ſchneidenden oder ſtechenden Inſtrument umrühren, ſonſt empfinden die Milchkühe Schmerzen am Euter, ergeben rothe Milch. Man ſoll die Milchſuppe nur einbrocken, nicht aber einſchneiden, ſonſt wird man zugleich mit der Brodſchnitte auch der Stallkuh „den Nutzen" die Milchergiebigkeit abſchneiden. Beim erſten Schnitt, den der Mann, welcher zugleich ſteinreich und ſteinhart iſt, zur theuern Zeit ins Brod thut, fließt Blut aus dem Laib. Müllenhoff, ſchlesw. holſt. Sag. pag. 145. Grimm, deutſche Sag. Nr. 240. Märchen 2, pag. 552. Wolf, niederländ. Sagen Nr. 153. 362. 363. Selbſt wenn man das Vorbrod, ſagt der bairiſche Bauer, ehe es recht gar gebacken iſt, übergierig aus dem Ofen nimmt, ſo blutet's beim Anſchnitt. Schöppner, bair. Sagenb. Nr. 882.

Aus dieſer Zuſammengehörigkeit der erſten unentbehrlichſten Lebensmittel unter einander und mit den primitivſten Lebenkräften folgerte man eine gleiche Abkunftsgeſchichte derſelben aus dem Himmel und gab ihnen zuſammen einen ähnlichen Grad der Heiligung. Aus der greifbarſten Realität entſteht dann ein Symbol des Glaubens und des Rechtes für die Sippſchaft und den ganzen Stamm. Hier werden wir auf die Milch- und Blutsbruderſchaft geführt. Einen Bund, ſagt Herodot 4, 70, machen die Skythen auf folgende Art, ſie mögen ihn machen mit wem ſie wollen. Sie gießen Wein in einen großen irdenen Krug, vermiſchen ihn mit dem Blute derer, die da den Bund ſchließen, indem ſie ſich mit einem Meſſer ſtechen oder mit einem Dolch ein wenig die Haut aufritzen. Sodann tauchen ſie in den Krug ein Schwert, Pfeile, eine Streitaxt und einen Wurfſpieß. Und wenn ſie dieſes gethan, halten ſie ein langes Gebet, ſodann trinken die den Bund Schließenden davon und auch die Angeſehenſten aus ihrem Gefolge. Eine ähnliche Verbrüderungsſitte der Tataren nebſt den einſchlägigen Bräuchen der Geten iſt nachzuleſen in Grimm's GDS. 136. Das Bluttrinken bei den Germanen muß lange in Schwang geweſen ſein, ohne daß dieſe rauhe Sitte durch eine beſonders erdachte Zuthat gleichſam gemildert und zahmer gemacht worden wäre. Schon ſind die Nibelungen durch Feuer und Schwert überwältigt, allein zum Tod verſchworen bleibend, ſchöpfen ſie Alle neue Kraft, indem ſie an die Leichen der Gefallenen niederknien und aus deren Wundenblut den Durſt ſtillen: dâ von gewan vil krefte ir etlîches lîp. 2054. Das Volkslied, welches Afzelius, ſchwed. Sag. 3, 207, mittheilt, ſucht denſelben rohen Brauch poetiſch zu verſchleiern. Der junge Ingemar und ſeine Geliebte Malfred flüchten in die Marienkirche bei Näſum in Bleckingen, und gerathen hier in dieſelbe Nibelungennot, denn ihr Verfolger Lawmandsſon läßt die Kirche anzünden.

Das ſprach der junge Ingemar am Altare bei der Glut:
Wir ſchlachten unſre Roſſe und kühlen uns in ihrem Blut!

Ausdrücklich aber findet ſich das Bluttrinken des Skandi-

naviers abgeschafft. Nachdem der Held Oervarodd die räuberischen Wikinger vertilgt hatte, fuhr er nach Svealand, um hier den muthvollen Hjalmar vom Hofe Königs Ingwe zu bekämpfen. Nach mehrtägigem Fechten schlossen beide Frieden und stellten zusammen diese Wikingsgesetze fest: Niemals rohes Fleisch zu essen oder Blut zu trinken, niemals Bauern und Kaufleute zu plündern, niemals Weiber zu bewältigen. Diese dreifache Satzung beschwuren sie in folgender Weise nach dem alten Herkommen der Milchbruderschaft. Sie schnitten einen breiten Rasenstreifen los, befestigten die Enden in die Erde, erhoben ihn in der Mitte auf zweien Speeren, traten beide darunter, schnitten sich eine Wunde und ließen das Blut im Sande ihrer Fußspur zusammen fließen. Darauf knieten sie und schwuren, wie Brüder ihr Schicksal zu theilen und des Andern Tod zu rächen. Wedderkop, Bild. aus d. Nord. 2, 39 ff. In solcher Fußspur erschaut alsdann der Milchbruder, wie es dem Abwesenden ergeht, je nachdem sie sich mit Erde, Wasser oder Blut füllt. Grimm, GDS. 137. Das hier abgeschaffte Bluttrinken tauchte dann in halbskythischer Weise wieder an den Universitäten auf. Zu Helmstädt und Leipzig tranken einst die Hasen (sogen. Craßfüchse) Bruderschaft, indem sie aus dem aufgeritzten Arm etwas Blut in den Becher rinnen ließen und diesen kniend leerten. Ein Ueberrest hievon ist auch Folgendes: Wollen zwei Freunde einst in die Ferne hin sich Nachricht von einander geben, so lassen sie in gegenseitig gemachte Wunden Blut von einander träufen und diese verheilen; so oft der Eine dann in die Narbe sticht, fühlt es der Andere, und die Zahl der Stiche ergiebt ihm die Bedeutung. Schindler, der Aberglaube 1858, 165. Noch ist eine nun gleichfalls wieder veraltete Burschensitte zu erwähnen; man schrieb sich mit eigenem Blute gegenseitig Stammbuchblätter; in den eigenen Reisestock schnitt man des Leibburschen Namen ein und röthete diese Zeichen mit eigenem Blute, oder statt dessen röthete man später den in die Ziegenhainer geschnittenen Namen mit Zinnober aus. Noch soll man das Blatt besitzen, auf dem mit seinem eigenen Blute der große Baiernchurfürst Maximilian sich der hl. Jung-

frau verſchrieben habe: „in mancipium tuum me tibi dedico consecroque, virgo Maria, hoc teste cruore atque chirographo, Maximilianus, peccatorum coryphæus.“ Ich kenne jedoch die Quelle dafür nicht und kann auch die Angabe nicht verbürgen, als habe dem ſpaniſchen Philipp III. wegen einer bedauernden Aeußerung, die dieſem Monarchen über zwei von der Inquiſition zum Tode verurtheilte Franziskaner entfiel, ſein Beichtvater ein bischen ſeines ketzeriſchen Blutes abzapfen und gleichfalls verbrennen laſſen.

Zu Furth in der baieriſchen Oberpfalz iſt der Drachenſtich ein alljährlich wiederkehrendes, mit mehrfachen Masken im Freien aufgeführtes Volksſchauſpiel, bei dem die Georgenlegende den Verlauf der Handlung ausmacht. Aus Reifen und Leinwand wird ein Drachenleib zuſammengewölbt, in deſſen Innern der Todtengräber des Ortes dirigirt. Der gegen den Drachen dreimal anſprengende Ritter ſtößt ihm zuerſt den Speer in den Rachen, haut den ſich Krümmenden dann mit dem Schwerte, und hat beim dritten Anritt ein Piſtol gegen ihn abzufeuern. Was jetzt des Knalleffects wegen bis zuletzt verſpart iſt, mußte ehedem die erſte Angriffsweiſe und ein Pfeilſchuß geweſen ſein. Wenn der Speerſtoß des Reiters die in der Gaumenhöhlung verborgene Blaſe nicht rechtzeitig trifft, ſo zieht irgend ein Metzgermeiſter ſein langes Meſſer und durchſticht dem Drachen das rindblaſene Herz, ſo daß zur Freude des Volkes das Blut heraus ſpringt. Begierig tauchen die Bäuerinnen ihr Tüchlein darein, theilen dies in Stücke und ſtecken es fetzenweiſe in die Felder zum Gedeihen der diesjährigen Flachsſaat. Auch als ſympathiſches Mittel dient dies Drachenblut „und iſt eben ſo geſucht, wie das Blut der armen Sünder bei Hinrichtungen.“ Dieſes Volksfeſt ſoll zu Furth ſeit den Peſtzeiten beſtehen; wahrſcheinlich war es die Metzgerzunft dorten geweſen, die dem gemiedenen Orte als Todtengräber zu Hilfe kamen, wie ja auch bei der Münchner Peſt die Metzger und Scheffler ſich zuerſt wieder auf die verödeten Straßen heraus wagten, den daſelbſt hauſenden Drachen erlegten und zum Gedächtniße daran jetzt noch dorten

das Brunnenspringen und den Schefflertanz abhalten. Vergl. Holland, Gesch. d. altd. Dichtkunst in Bayern, S. 636. Somit ergiebt das an beiden Orten vergossene Drachenblut hier frisches Ochsenfleisch und neu gebundenen Wein, dorten Flachswuchs und Körperstärke. Zuletzt darf dabei auch das Brod nicht mangeln. Dies bringt jener von St. Clemens, dem ersten Heidenbekehrer Lothringens, zu Metz erlegte Drache herbei, den man daselbst den Graoulli nennt. Wenn alljährlich dieses riesige Drachenbild durch die Straßen geführt wurde, so hatte jeder Bäcker der Stadt die Verpflichtung, dem am Hause vorbei ziehenden Thiere die lange Stachelzunge gänzlich mit Weißbroden zu bestecken. Alleszusammen wurde den Stadtarmen ausgetheilt. Hievon handelt Hockers Schrift: Die Mosel, und zugleich ein brieflicher Bericht von A. Stöber in Mülhausen, an den ich die Bitte richte, hiefür meinen besten, freilich schon verspäteten Dank hier entgegen zu nehmen.

Wenn nunmehr noch der Rechtssage vom schreienden Blute und den Satzungen der Blutrache Grund und Zusammenhang mit dem Bisherigen zugewiesen sein wird, so hat damit die vorliegende Arbeit ihr Ende erreicht.

Die Kirche nennt solche Sünden himmelschreiende, welche dem uns eingebornen Rechtsgefühle widersprechen, das, wie der Blutumlauf in den Adern, in jedem Menschenherzen sich von selbst bewegt. Man zählte solcher Sünden viere: Arme unterdrücken, Waisengut erpressen, den Nachbar sittlich zu Grunde richten, dessen Blut vorsätzlich vergießen. In der letztgenannten Sünde sind eigentlich die drei ersten miteingeschlossen. Unschuldig vergossenes Blut hat eine Stimme, es redet, Abels Blut schreit gegen Himmel, aus Blutstropfen rufen in Märchen und Sage Menschenstimmen. So wird denn das Denk- und Sprachvermögen der Seele überhaupt gänzlich auf das Blut übertragen. Odysseus giebt den Schatten im Hades Blut zu trinken, damit diese Eidola wieder beseelt, erinnerungs- und redefähig werden. Bevor sie den Bluttrunk genossen haben, vermögen sie nur schwirrend sich kund zu geben, wie es ein stehender Zug aller Gespenstergeschichten ist, daß das Gespenst

auf unsere erste Anfrage nicht zu reden vermag, sondern bloß mit stummen Seufzern verschwindet. Alle schon entthronten Götter, alle schon verstorbenen Menschen leiden an diesem Blutmangel; zum Ersatz muß ihnen daher das blutige Opfer eines Thieres oder Menschen gebracht werden. Allem Glauben an Vampyrismus, mit dem schon die Hellenen sich trugen und jetzt noch besonders die Südslaven, liegt die Empfindung zu Grunde, der Verstorbene, des Blutes entbehrend, verlasse sein Grab, um dem Lebenden Blut aus dem Leibe zu saugen. Hexen sind alt und blutleer, darum trifft auch sie der Vorwurf, daß sie Kinder schlachten. Wenn der Hellene den chthonischen Gottheiten keine blutigen Choen mehr opfert, sondern nur noch Trankopfer von Wasser und Wein, so sind jene eben dadurch antiquirte Götter, die Herrschaft ist ihnen entzogen und nun ihren Regierungsnachfolgern, den Olympiern, gesichert. Dasselbe Schlachtopfer, das dann noch den anerkannten Unterirdischen verbleibt, verbleibt auch noch dem Teufel: Schwarzer Hund, Bock, Stier und Schwein werden der Hekate, den Eumeniden u. s. w. geschlachtet. Der Teufel, nicht minder ein gestürzter Engel, leidet an einem Blutmangel, und geizig besteht er auf dem einen Tröpfchen Blut des Menschen, der sich zu ihm in ein Schutzverhältniß begeben will. Goethes Mephisto sagt ja:

Blut ist ein ganz besonderer Saft,
Du unterzeichnest dich mit einem Tröpfchen Blut.

Hat der Todte kein Blut, liegt aber im Blut die Seele, so ist es die Pflicht des Ueberlebenden, ihm diesen Mangel zu vergüten, und zumal wenn er unschuldig den Tod erlitten hat, ihm sein Bluträcher zu werden. Von der germanischen Blutrache sind ausgenommen und befreit Geschwister gegen Geschwister, denn so verlangt es das Naturgesetz der Blut-Treue, welches als erstes vor jedem andern gilt. Erst wenn einmal Geschwister die Sippschaft brechen und Brüder sich bekriegen, erst dann wird bei so unerhörtem Frevel, wie die Edda ausdrücklich sagt, der Untergang der Welt heran nahen. Obenan steht im Gesetze die Erfüllung der Sippschaftspflichten, aber

deren erste Folge ist dann das Gebot der Blutrache. Das Rachegelübde, das der Bataver Civilis gegen die Römer schwört, das die Chatten bei Tacitus ablegen (Germ. 30) und die 6000 Sachsen (bei Paul. Diaconus) gegen die Schwaben, läßt nicht den geringen Aufschub zu, erst noch die Hände zu waschen, die Nägel zu schneiden, die langen Haare zu kämmen und in Locken zu schürzen, ein Kleid zu wechseln, bevor der Feind und Todtschläger darnieder liegt. Hilde erweckt jede Nacht die erschlagenen Hedninge auf der Walstatt durch Zaubergesänge, damit sie die unentschieden gebliebene Schlacht von neuem ausfechten; denn Blut fordert immer wieder Blut. Und dieser Kampf, sagt Skaldaskaparmal, soll fortwähren bis zur Götterdämmerung, d. h. bis zum jüngsten Tage soll die Blutrache den Odhinnsdiener nicht ruhen lassen.

Längst ist dieses furchtbare Gesetz untergegangen, gleichwohl bricht es noch allenthalben in der Empfindung und Erinnerung durch. Die Spuren rechtswidrig vergossenen Blutes lassen sich von keiner Mauer abwaschen, z. B. das Wallensteins in Eger; sie schlagen unter jeder Tünche frisch hervor. Von Konradins Tode zu Neapel gieng die Sage, ein Adler sei vom Himmel herabgeschossen, habe seine Fittiche durch das Blut des Enthaupteten gezogen und sich damit wieder in die Lüfte geschwungen, Blutrache drohend; auch die Wände der Kapelle, welche über jene Hinrichtungsstätte erbaut wurde, seien beständig feucht geblieben. H. Holland, Bayerns altd. Dichtkunst, 540.

Todschlag konnte zwar später mit Geld abgekauft werden, so daß nur der mit Blut bezahlen mußte, der keinen blutigen Heller mehr hatte, also nicht mit Gut bezahlen konnte. Aber man weigerte sich dieses Ersatzmittels; ich will, sagte der Vater, dem der Sohn erschlagen war, meines Sohnes Seele nicht im Geldbeutel tragen. Und so hatte die am Mörder vollzogene Todesstrafe darin ihren rechtlichen Begriff, daß für das vergossene Blut des Ermordeten dasjenige des Mörders zum Ersatz dienen sollte. Frisches Blut an die Pfosten des Wohnhauses gestrichen, bezeichnete beim Hebräer schon eine neuerdings

zum Leben bestimmte Stätte; an ihr gieng der Engel, der die Erstgeburt schlägt, unschädlich vorüber. Auch befiehlt Moses sowohl für den Todschläger, der eine Seele unversehens und unwissentlich schlägt, als auch für den Bluträcher selbst, Freistätten zu errichten, dahin er fliehen möge und nach Vollzug der Rache nicht noch durch die Sippschaft seines Gegners sterben müsse. Die deutsche Satzung verfügt Aehnliches. Dem durch das Gesetz Hingerichteten kommt kein Bluträcher mehr zu, Niemand aus seiner Sippschaft darf seinen Tod „äfern." Damit ist der Familie des Erschlagenen und des für den begangenen Todschlag Hingerichteten die Ausübung der Blutrache entzogen, und wie es im Alten Testamente heißt: „Mein ist die Rache, spricht der Herr," so ist hier Alles dem im Namen Gottes waltenden Gerichte übergeben. Dieses wurde nun selber die Verkörperung des um Rache schreienden Blutes; die Richter mußten nemlich einen flüchtig gewordenen Mörder an drei Gerichtsstätten zu dreien malen verschreien, oder man veranstaltete, wenn der gemuthmaßte Mörder sich stellte, jedoch die That leugnete, das Bahrgericht. Dieses stützte sich auf die Voraussetzung, daß beim Erscheinen des Mörders vor der Leiche des Ermordeten diese von neuem aus den Wunden Blut ausschwitzen oder aus dem Munde schäumen sollte. Man erwartete, wenn der Mörder den verlangten Reinigungseid meineidig ablege, so werde das in der Leiche stockende Blut unter Mitwirkung der Gottheit sich empören und neu aufwallen. Das Blut kreucht, wo es nicht hingehen kann, sagt ein niederdeutsches Sprichwort. Es konnten Gährungsausbrüche des sich zersetzenden Blutes wirklich erfolgen, die man für ein Ausbrechen frischen Blutes hielt, wie denn aus dem Munde Erstickter unter wiederholtem Schäumen Klumpen schwarzen Blutes hervorgestoßen werden. Aber auch auf künstliche Mittel verfiel man. Der Beklagte mußte die Wunden mit einem wollenen Meißel, mit einem Pfropfen aus Schafwolle und ähnlichen Reizmitteln auf Befehl auffrischen, um sehen zu lassen, ob nicht mindestens Blutwasser fließe. Oder mit nackten Füßen, vom Henker am Stricke gehalten, mußte er über die am Boden liegende Leiche

hinüber ſchreiten. Hier ſteigerte ſich die Angſt und erpreßte unfreiwillig das Geſtändniß. „Denn wo du für gericht ſolt komen und die welt ſampt deinem eigen gewiſſen dich überweiſen kan deines unreinen lebens, ſo wird dir bald das blut unter augen ſchießen.“ Luther 6, 61 in Grimms Wb. 2, 171. War das Bahrgericht unmöglich gemacht durch Verweſung der Leiche oder durch Zerſtückung und Verſchleuderung, ſo behalf man ſich mit einem Wahrzeichen von ihr; ein einzelner Knochen wurde zu Gericht gebracht, die Mordklage angehoben und der Reinigungseid unter den gleichen Vorbereitungen auf das bloße Knöchlein abgelegt. Auch dieſes ſollte den Meineidigen auf der Stelle mit Blut überſpritzen.

Hier muß ich für diesmal der Arbeit eine Schranke ſetzen. Die Rechtsſagen ſelbſt vom Bahrrecht, vom klingenden Knochen und vom Erſatzknochen kommen im vierten Abſchnitte dieſes Buches zur Behandlung.

Ohne Schatten, ohne Seele.

Der Mythus vom Körperſchatten und vom Schattengeiſt.

Es scheinen die im Volke noch lebenden Vorstellungen über den Schatten die wissenschaftliche Aufmerksamkeit nur selten erregt zu haben, wenigstens wollte es der hier folgenden Mittheilung nicht glücken, in unseren neueren Sagensammlungen Belangreicheres und Anderes darüber aufzuspüren, als was Menzels Odin S. 32 und Wolfs Beiträge 2, 347, beide auch nur vorübergehend, dazu angemerkt haben. Wichtig aber muß dieser Gegenstand gleichwohl sein, schon wegen der ausgedehnten Rolle, welche in der Landwirthschaft der physische Schatten spielt, vorerst noch ganz abgesehen von seinem Bruder, dem metaphysischen Schatten, der das Gebiet der Geisterwelt und des Aberglaubens nicht minder betriebsam fortwährend anbaut: denn nach dem physikalischen Schatten pflegt unser Landmann Alles, von seiner eigenen Person an bis zu den kleinsten Dingen herab zu verwerthen, was da von Lebendigem in seinem Besitze und seiner Umgebung ist. Er bemißt und berechnet Dinge und Wesen nach ihrem Schattenwurf, benennt sie darnach und bestimmt darnach ihre Dauer und ihr Schicksal. Er denkt sich Element, Weltgegend und Gestirne von den Einflüssen dieses geheimnißvollen Wesens gelenkt; er sieht Witterung und Jahreslauf abhängig davon; Mensch, Thier und Pflanze unterscheidet er in schattenwerfende oder schattenmildernde, in schattenhäufende oder schattenlose. Und so hat er nach jenen mundartlichen Benennungen, die er dem vielfachen Wechsel des Schattens giebt, bald entweder seine ganze Landschaft zubenannt, bald hat er dem Hauptstrom in ihr, dem Gebirge, dem Bannwald, er hat sich selbst oder seinem Grenznachbar einen

damit zuſammenſtimmenden Eigennamen beigelegt. Kurz dieſer Schatten iſt dem Aelpler und Sennen noch jetzt ſeine älteſte Stundenuhr, ſein älteſtes Grenz- und Markenmaß, ſein leiblicher Vor- und Nachtreter, ſein Doppelgänger und als ſolcher ſogar noch ſeine Lebens-Aſſecuranz. Darum giebt er dem Schatten gern die Ehre, wenn die Rede auf ſcheinbar geringe, in ihren Folgen jedoch weſentlich wichtige Umſtände kommt, und ſagt ſprichwörtlich: die Sache freilich iſt klein, aber ihr Schatten iſt lang.

Mit demſelben Sprichworte meint dieſe hier beginnende Arbeit auch auf ſich ſelbſt deuten zu dürfen. Sie hofft mit ihrem ſchmalen Gegenſtande und beſchränkt auf den Raum eines bloßen Aufſatzes mit den nachfolgenden Erbſätzen und Sagen, die der Schatten in dem Glauben der Bevölkerung des ſchweizeriſchen Aarthales beſitzt, manches in der deutſchen Sprach- und Sittengeſchichte aufhellen und damit bis zum germaniſchen Mythus vom Schatten vordringen zu können.

Betrachtet man zuerſt die Volksvorſtellungen über den phyſikaliſchen Schatten, ſo ſollte man wohl glauben, daß dem Südländer der Schatten und dem Nordländer das Licht als das vorzugweiſe Erwünſchte gelten müßte. Die beiden Racen ſollten in Verwerthung von Licht und Schatten ſich ſo widerſtreiten, wie ſich ihre Zonen klimatiſch widerſprechen. Allein dem iſt in Wirklichkeit doch nicht alſo, ſondern es ſtimmen die Beiden gerade darin vielfach überein, daß ſie Sonne und Mond, Mittag und Mitternacht, abſolutes Licht und abſolutes Dunkel als zwei gleich gefährliche Gewalten betrachten und deren Einfluß ſcheuen. Dem Südländer iſt der Mittag ein Stocken und Stillſtehen der Zeit; nichts, ſelbſt die Gottheit nicht, iſt dann mehr wirkſam und wach. Dem Griechen ſchläft dann entweder der Pan oder er iſt gar geſtorben, Apollo verſendet ſeine Peſtpfeile, das giftige Mittagsgeſpenſt der Empuſe ſchleicht umher, das ewig bewegte Weltmeer ſteht ſtille, als ein Rieſenfiſch ſtreckt es ſich in der Sonnenſchwüle zum Schlafe hin: „Auf ſchweigendes, windſtilles Mittagslager ſinkend, in Ruh gewiegt.“ (Aeſchylus, Agamemnon). Gleicher Weiſe ohnmächtig ſoll der Juden Gott

um Mittag ſein, denn die Feinde ſprechen von ihm höhnend:

Er dichtet, er iſt über Feld, er ſchläft vielleicht.

1 Könige 18, 27. Wohl läßt ſich ſolches aus dem vernichtenden Brande der tropiſchen Mittagsſonne begreifen; wenn da die heiße Luft ihr zitterndes Wogen beginnt, nennt es ſelbſt die abgehärtete, altarabiſche Poeſie die unglückſeligſte Lage, als ein Wanderer zu Fuß des Weges daher kommen zu müſſen. Ein darüber handelndes Gedicht, die Frau von Temim, hat Fr. Rückert überſetzt: Morgenländ. Sag. u. Geſchicht. 2, 33. Die durch die Sonnenhitze des Mittags entſtehende Seuche (λοιμὸς bei Homer) macht es nöthig, daß man ſich hinter vielfach geſchichteten, feuchten Thierhäuten verbirgt. Wenn Proteus, der okeanidiſche Titane, um Mittag aus den Meerestiefen emporſteigt und ſeinen Mittagsſchlaf hält, ruht er in Mitte ſeiner Robbenheerden, die einen unerträglichen Geruch von ſich geben. Um den Schläfer ſo erblicken zu können, hüllt ſich Menelaos mit dreien ſeiner Gefährten ſelber in Robbenfelle. Aehnlichen verderbenſchwangern Dunſt athmet Pan aus, wenn er des Mittags ſchläft, und die Menſchen hüten ſich dann wohl vor jedem Geräuſche, um ihn nicht zu wecken. Der Ziegenhirte bei Theokrit ſagt:

Nein, wir dürfen nicht, Schäfer, wir dürfen nicht flöten des Mittags,
Scheuend die Rache des Pan; er ſchlummert, vom Jagen ermüdet,
Immer um dieſe Zeit, und leicht iſt der Böſe zu reizen.
Zürnend ſchnaubet er ſtets aus der Naſe die bitterſte Galle.

Ebenſo betet der römiſche Hirte beim Palilienfeſte zur Pales (Ovid. Faſt. 4, 721), die Göttin möge ihn bewahren, den Faunus erblicken zu müſſen, „wenn dieſer in Mittagsglut die Felder betritt.“

Allein auch die Nacht gewährt dem Südländer nicht das Gefühl des Friedens und Schutzes. Sie geht ihm zu glanzvoll und leuchtend auf; die Klarheit ihrer weſenloſen Luft, weithin ausgebreitet über den Rand der leeren Wüſte, peinigt ihn mit der Vorſtellung grenzenloſen Alleinſeins. Das ſcharfkantige

Mondlicht, der kaltblickende Glanz des Sternbildes erinnert ihn an das blankgeschliffene Schwert des Stammfeindes und Bluträchers. Wo er zeltlos übernachten muß, da droht aus dem Nachtschatten die Seuche und der Tod auf seine Glieder niederzufallen. „Es geht daher ein Unglück von Mitternacht, ein großer Jammer, die Schatten werden groß." Jerem. 6. 1, 4. So bleibt er dem Tage und der Nacht bloßgestellt, wie ein schildloser Krieger den lauernden Pfeilschüssen der Gegner. Nicht unter diesem ehernen Himmel kann er Schirm, Schutz und Schatten finden, drum sucht er sie außer aller Welt unter Gottes Flügeln. Hievon sprechen die Psalmen 57. 91 und 121: Unter dem Schatten deiner Flügel habe ich Zuflucht: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der erschrickt nicht vor dem Grauen der Nächte und vor den Pfeilen des Tages. Der Herr ist dein Schatten über deiner rechten Hand, daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts.

Mit Anfang der Nacht, sagen die Rabbinen, läßt Gott alle Thüren des Himmels zuschließen und die Engel sitzen schweigend dabei, und schickt die bösen Geister in die wilde Welt, und wem sie in der Nacht begegnen, den beschädigen sie. Aber nach Mitternacht schreit man im Himmel aus, daß man die Thore gegen Tag wieder aufschließen möge. Das hören die Hahnen hienieden auf Erden und fahen an zu krähen. Alsdann verlieren die bösen Geister ihre Kraft. Daher lautet das Brachach oder Dankgebet, das man am Morgen beim Hahnenruf spricht: Gelobet seist du Gott, Herr aller Welt, daß du dem Hahnen Verstand hast geben. Buxtorf, Judenschul. Basel 1643, pag. 170.

Ganz Aehnliches liegt nun auch in der Naturanschauung des Deutschen. Die Sonne heißt ihm freilich vorzugsweise die liebe Frau, vom Volksliede wird der Mond der gute, und von der Edda die Nacht die Traumfreundin genannt. Und doch erscheinen dann wieder beide, Sonne und Mond, Tag und Nacht, ebenso oft als eine riesige Uebermacht, die entweder heimtückisch das Leben beschleicht, oder übermüthig plump und mit

plötzlichem Anfall es erdrückt. Nicht aus den klimatischen Contrasten allein entspringt ein solcher Widerspruch, sondern weit mehr aus der Unzulänglichkeit des menschlichen Denkens, wenn es das Höchste als ein unabänderlich und mitleidslos Angeordnetes verwerfen soll, wenn es das Unentbehrlichste als ein ewig Wechselndes und Dauerloses begreifen soll. Denn damit ist nicht abgeholfen, daß man es — wie wir neuzeitlich sagen — durch das Gefühl auffasse und es nachempfinde. Eben in der Empfindung läßt sich dasjenige nicht unvermischt fassen, was der Sinnesforschung zu tief sich verbirgt, oder was überallmächtig sich ihr aufdrängt. Alles, was so dem Denken unbegreiflich bleibt, das verwandelt sich der Vorstellung in ein Zweiseitiges und Zweideutiges, in ein Rechts und Links, kurz in unreine Symbole des Glaubens. Dann entsteht der scheckige Aberglaube und leiht den höchsten Potenzen die unwürdige Farbe seiner eigenen Halbheit und Rathlosigkeit. Bald ist ihm Bertha, wie es ihr Name besagt, die lichtstrahlende, freudeverbreitende Göttin, bald wieder eine in die Kuhhaut gehüllte, nächtlich schreckende Eisenbertha (Panzer, Bair. Sagen 2, Nr. 184). Bald ist ihm Hulda, ihrem Namen entsprechend, die allen Menschen holde Frau, bald wieder ein kinderfressendes Gespenst, Frau Holle. Der an den Wurzeln seines Wortes, gleich dem elektrischen Funken am Drahte, weiterspringende Begriff ist nicht der letzte Grund dabei, woraus diese irre Zweideutigkeit entstehen muß. Denn wenn die Wörter Huld und hold ein Geneigtsein ausdrücken, so wird die darnach benannte Göttin Hulda zwar anfänglich als ein hold sich vorwärts beugender, als ein behütender Schutzgeist sich zeigen, sie wird dann aber eben deshalb auch als ein Schattengeist aufgefaßt werden müssen, der das von ihm mit Eifersucht Behütete um so geiziger überdeckt und des Gänzlichen verhüllt und verdunkelt. Dadurch eben wurde Wodans lichte Gemahlin zur verhohlenen Schattengöttin (altnord. bedeutet huld obscuritas. Myth. 250. 899), oder zum irreführenden Zauberweibe, welches dem Wanderer in den schwedischen Einöden mit trügerischen Dampfgebilden und Luftspiegelungen gastliche Bauernhöfe vorgaukelt, Hullahöfe ge-

nannt; oder gar zur zauberſiedenden Hexe Huldr. Einem und demſelben Wortſtamme alſo impft der in ſich ſelber ſchwankende Begriff die ſich wieder aufhebenden Begriffe ein von Schatten und Licht, von Schwarz und Weiß, von Böſe und Gut, und in dieſe zwei Widerſprüche zerfällt dem irren Menſchengeiſte alles Daſein und alle Zukunft. Je nachdem eben Muth oder Verzagtheit mehr in ihm vorherrſchen, malt er ſich jene Geiſterherrin Hel doppelfarbig aus, ſchillernd zwiſchen Licht und Schatten, die Göttin der Unſterblichkeit wird ihm ein Zwitter, elſterfarbig, halbſchwarz und halbweiß. Bemerkt er das Walten der Naturkräfte, wie ſie aus dem dunklen Erdinnern und aus dem blanken Aether ausſtrömen, ſo erdenkt er ſich dafür die Reihe jener zahlloſen Licht- und Scharz-Elbe, die einen mit ihrer ſchickſalsvollen Freiheit, die andern mit ihrem nicht minder gefährlichen Humor; die einen bald negerhäuptig, kraushaarig, mißgeſtaltet und ſchwarzbemantelt; die anderen blondlockig, kinderlieblich mit Schwanenflügeln und weißen Gewändern. Es ſind dies eben ſo viele poſitive als negative Pole, die hier im Glauben und in der Vorſtellung, gleichwie anderwärts in der Phyſik, bei gegebener Berührung mit andern Körpern, bald die eine polariſche Kraft, bald die andere vorherrſchen laſſen, ohne daß doch die entgegengeſetzte als abſolut unterdrückt zu betrachten wäre. Es iſt dieſes Schwanken und Ueberſchlagen der Potenzen in ihre Gegenſätze mythologiſch bisher am rundeſten nachgewieſen worden durch Weinhold in den Sagen von Loki. Die milde Frühlingswärme ſteigert ſich allmählich zur brennenden Gluth der Hundstage, um ſich dann eben ſo raſch wieder zu verflüchtigen. Dieſem Satze gemäß läßt die Edda aus dem Feuergotte Loki (Lohe) einen ſcherzenden und ſpielenden Göttergenoſſen werden, dann einen unwürdigen Poſſenreißer, einen ſchadenfrohen Ränkeſchmied, endlich den hündiſch ſchmähenden und frevelhaften Götterfeind. Der Feuergott wird ein Geiſt der Vernichtung, ein verzehrendes und freſſendes Feuer, wie es von Jehovah geſagt iſt. Der Licht- und Wahrheitsfreund ſchlägt in den lichtſcheuen Satan um, der Lebensgott Loki wird zum außerweltlichen Schattengott Utgardhaloki; da wird er

zum kinderfreſſenden Moloch, zum Weltenwolf, welcher Sonne und Mond, ehemals die Kinder ſeiner Luſt, zugleich verſchlingt. Was noch von wirklicher Götterſubſtanz an ihm iſt, iſt allein das grob dynamiſche, die unfaßbar ausweichende Flamme, die ſich wie eine giftige Schlange glatt und behende wendet und nur ſo lange unſchädlich iſt, als ſie gleich der Lüge in ihren eigenen Schlingen gefangen, in ihrem eigenen Rauche ſich erſtickt. Feſtgebunden mit dem ſiebenfachen Bande Gleipnir liegt dann der zum Zerſtörer gewordene Erzeuger am Felſen ſeiner Pein, haßt Menſchen und Götter, Menſchen und Göttern gleich verhaßt.

Betrachten wir nun zuerſt die Volksmeinungen, welche über die Mittagsſonne bei uns gelten, ſo ergiebt ſich dieſes Geſtirn keineswegs als ein ſo vollſtändig gnadenreiches, daß es über Gerechte und Ungerechte in gleicher Milde bei uns aufgeht. Schon in Parzival (247, 26) wird die Sonne angerufen, um mit Schaden zu ſchlagen und einen Unheilſtifter zum Lande hinauszuſcheinen: ir sult varen der sunnen haz! Bei uns wird der Schein der Sonne mit Vorſicht abgewehrt und die Mittagsſonne gemieden. Da wandeln die verwünſchten Schloßjungfern umher und legen auf weißen Tüchern die weißen und ſchwarzen Bohnen aus (Aargau. Sag. 1, 225), wer ihnen nicht rechtzeitig ausweicht, der iſt den Geiſtern verfallen und muß mit nächſtem Jahre ſterben.

Vom Mittagsteufel, dem daemon meridianus, leiteten die Kirchenſchriftſteller des 6. Jahrhunderts eine Reihe Krankheiten her, es wurden ſeinetwegen die Kirchen in der Mittagsſtunde zugeſchloſſen, die ſonſt den ganzen Tag bis zum Abendläuten offen ſtehen ſollen. Die Peſt ſelbſt hieß damals morbus meridianus, wie noch die Lauſitzer Smertniza die mit dem rothen Tuche um Mittag erſcheinende Peſtjungfrau iſt. Wir werden nachher die Waldfrau Meridiana als angebliche Gemahlin und Todesbotin des Papſtes Sylveſter II. kennen lernen. Unſer Mittagsgeſpenſt heißt Kornkind, Kornengel, im Waatlande und

Kanton Wallis Le pliorant, Le pleureur, der Greiner; es liegt weinend Mittags in hohen Kornfeldern, wer aber mitleidig hin eilt, um es aufzuheben, der muß noch selbiges Jahr sterben. Aargau. Sag. 1, 344. Oder es ist die kinderraubende Kornmuhme, die Roggenfrau; ein Weib, das mit ihrer Sichel den Mädchen, welche in Leinfeldern jäten, den Kopf abzuhauen droht. Müller-Schambachs Ndsächs. Sag. und Gräßes Sächs. Sag. erzählen davon. Sie heißt in Wolfs Ndl. Sag. Nr. 491 die Lange Frau, denn sie ist noch einmal so hoch als das reife Korn, in dem sie sitzt, und nimmt zugleich die ganze Breite des Weges ein; da läuft sie den Vorübergehenden nach und schlägt die Entspringenden mit einem Aehrenbüschel ins Gesicht. Auch in Thiergestalt kommt der Mittagsgeist. Im Jura kriecht er bei ungewöhnlich heißer Sommerszeit in Drachengestalt aus dem Hochwalde herunter und heißt der Stollenwurm. Als Bock sonnt er sich am Charfreitag-Mittag bei gutem Wetter auf der Ruine Hagberg, die beim Solothurner Städtchen Olten liegt, wirft aber keinen Schatten. Als Nachmittagslamm graft und blökt er im Tobelhölzli in der Aargauer Gemeinde Ober-Siggenthal; es ist verboten, nach dem sonst friedfertig scheinenden Thiere zu gehen. Naturmythen, S. 90. Das Aleman. Kinderlied verzeichnet mehrfache Meinungen, wonach die Sonne kleine Kinder frißt; man darf die Windeln vor des Kindes Taufe nicht in der Sonne trocknen (Nr. 630), man muß das Taufkind tief überdeckt zur Kirche tragen, damit es Wind und Sonne nicht fressen (Nr. 662), man muß die Sonne bedrohen, dem Kinde ja nicht in die Augen zu scheinen (No. 962). In der Liederfibel steht als Mahnung zum Frühaufstehen:

Wenn die Sonne mit hellem Schein
Euch schauen will ins Bett hinein,
Kinder, springt geschwind heraus,
Sonst sticht sie euch die Augen aus.

Ein böhmisches Märchen erzählt, eine gütige Fee habe einmal der kleinen frommen Tochter einer in Armuth gerathenen Wittwe bestimmt, daß jedes Haar, welches dem Kinde ausgekämmt

werde, zu einem Goldfaden, und jede Thräne, die es weine, zu einer Perle werden solle; allein das Kind müsse behütet werden, daß nie ein Sonnenstrahl sein Antlitz treffe, oder es würde sonst von großem Unglück befallen werden. Einmal aber berührte doch ein Sonnenstrahl das Gesicht des Mädchens und sogleich war es in eine goldene Ente verwandelt und flog davon. Märchensaal v. Kletke. Bd. 2, S. 124. Allbekannt ist der Glaube, ein Kind werde sommersprossig, das man in seinem ersten Vierteljahre viel in die Sonne trägt, und man müsse räudig werden, wenn man in der Morgensonne bei der Feldarbeit schwitzt. Am gefährlichsten erschien dieser Einfluß der Sonne am Tage der Sommer-Sonnenwende, am Johannistage. Mit dem von seiner Höhe wieder abwärts gehenden Gestirne weicht auch die Lebenskraft auf der Erde, mit dem sommerlichen Lichte stirbt auch der Lichtgott. In Uhlands Lied Sonnenwende steht übereinstimmend:

Ihrer Göttin Jugendneige
Fühlt die ahnende Natur,
Und mir dünkt, bedeutsam schweige
Rings die abendliche Flur.

Um Johanni darf man nicht klettern, nicht baden, nicht im Gewitter spazieren gehen, sonst stürzt man zu todt, ertrinkt, wird vom Gewitter erschlagen. Der helge Zink Jan will drei Dhuden han, sagt man im Bergischen vom 24. Juni. Montanus, Volksfeste 1, 34. Im Aargau: Johanni muess drei Mä hä. Da die Sonne vom Weltenwolf verschlungen zu werden droht, so begeht man am 23. und 24. Juni zu Savilly das kirchliche Fest des Grünen Wolfes, la fête du Loup-Vert; ein Wolf, sagt man, habe der hl. Nonne Osterberta im Kloster Savilly, vier Stunden von Jumiéges gelegen, ihr Eselein zerrissen, und mußte ihr dann statt dessen die Klosterwäsche heim transportieren helfen. Der Tag wird dorten mit einem kirchlichen Tedeum, Johannisfeuern, Mahlzeiten und Festprozessionen begangen. Liebrecht, zu Gervas. v. Tilbury pag. 209. Ebenso wird in der aargau. Stadt Zofingen die Wintersonnenwende von Zechern festlich begangen; „man muß ihr helfen, sich dre-

hen," sagt man daselbst. Anderwärts wird in dieser Nacht das Johannisblut gepflückt, Hypericum perforatum; es führt den Beinamen Jagenteufel. Das Blutbad der Nibelungen tritt in der gleichen Zeitfrist ein:

ze einen sunnewenden der grôze mort geschach (2023).

Zum andern Hauptgestirn, dem Monde übergehend, würde es hier am unrechten Orte sein, wenn man sich auf die vielfachen Einzelheiten einlassen wollte, die dem günstigen oder ungünstigen Einflusse der Mondphasen zugeschrieben werden. Der Mond, sagt man bei uns, ist ein Doppelwesen, sonst würde er nicht bald kleiner, bald größer. Er wird also von der Volksmeinung ebenso, wie es in den vorausgegangenen Sätzen an der Sonne gezeigt worden, als ein Blendling und Zwitter aufgefaßt. Mithin ist in dieser laufenden Untersuchung nur dasjenige von Belang, was dem Mondlichte Gleichartiges unter jenen nachtheiligen Wirkungen zugeschrieben wird, die bereits vom Sonnenlichte geltend gemacht sind.

Man kennt die scheußlichen Kinder, die der vorhin erwähnte Gott Loki erzeugt hat, welche mit ihrem ungeheuerlichen Hunger die Weltordnung zu vertilgen drohen: der Sonnenhund Sköl und der Mondhund Hati, welche das Tag- und Nachtgestirn verschlingen. Mondblut nimmt das Schweizer Landvolk nicht als bloß etwas Figürliches, sondern als materiell Vorhandenes an, wie ihm denn der Mond selbst rein als ein leiblich lebender Geist vorschwebt. Es fallen-Blutstropfen aus dem Mond herab. Es ist daher vom kranken Mond (luna deficiens, bei Rhabanus laborans), vom bösen Wädel die Rede. Wie er selbst durch den drohenden Mondwolf leidet, so schickt er seine Wolfplagen und Krankheiten auch auf die Erde herunter und steckt diese mit an.

Zur Zeit, wo dann ein Sterben eintreten soll, wird der Mond blutroth und sein Bild in ihm gestaltet sich aus einem Schiffchen in einen Sarg um. Dies geschieht in der Mitternachtsstunde. Der Mondwolf und der Mondmann verschlingt Nachts zwölf Uhr die Welt. Es heißt der Auszählspruch im aleman. Kinderliede (No. 228);

nün, zëh: git e Chräh;
ölf, zwölf:
git es Chrätteli volle Wölf.

Und übereinſtimmend in E. Meiers ſchwäb. Kindereimen Nr. 42:

Um zwölf kommt der Mâ,
und isst Alles z'samme na (hinab).

Wenn ſich an der Bretterwand eines Wohnhauſes auf Island des Abends bei Lichte ein Halbmond (tüngl hâlfr, Halbzunge) zeigt, ſo heißt man dies einen Urdharmâni, den Mond der Norne Urdhr, und ein allgemeines Sterben wird dann folgen. Eyrbyggjaſaga, c. 52. Bei Mannhardt, Mythen, pag. 555.

Gleichwie die Sonne kleine Kinder zu freſſen droht, ſo iſt auch der Mond ein Kinderräuber, der die beiden Kinder Widfinns geſtohlen hat. In Grimms KM. Nr. 25 frißt die Sonne die kleinen Kinder und der Mond ſpricht zu ihnen, ich rieche Menſchenfleiſch. Bei unſeres Goethes Geburt wirkt er mit ſeinem Gegenſcheine, da er eben voll wird, ſo mächtig ein, daß das Dichterkind nicht eher zur Welt kommen kann, als bis jene Planetenſtunde vorübergegangen iſt. Naſchende Kinder, die zugleich läugnen wollen, läßt man in Altbaiern die Formel nachſprechen:

Hab i's tô, ve'schluck mi der Mô!

Panzer, Bair. Sag. 2, Nr. 118. Und aus Würtemberg bringt E. Meier denſelben Reim bei; aber noch auf die Sonne mit ausgedehnt (in Wolfs Ztſchr. f. Mythol. 1, 169):

haun i's daun, so komm i in Maun.
haun i gsponne, so komm i in d'Sonne.

Der Mond iſt alſo überall Wohnort der Verwünſchten. In ihm büßt die Spinnerin mit ihrem Rockenſtiel, die des Nachts zur Unzeit fleißig geweſen; in ihm der Dieterle, welcher am Feiertage bis in die Kapelle hinein den Hirſch gejagt hat; das Tangelimandli, welches die Senſe zur Nachtmahd gedengelt; das Bürdelimandli, das am Feiertage im Bannwald Reiſer gebunden hat, es muß dorten die Senſe dengeln, oder an ſeinen Reiſig- und Strohwellen fortbinden. Von den körperlichen Uebeln nun, welche der Mondſchein veranlaßt, will ich nur

einige hier aufzählen. Mit dem adject. mönig bezeichnet unsre Mundart Alles unter widriger Constellation des Mondes Erzeugte und dadurch Mißrathene. Mönige Aepfel sind verglaste, wässerige; mönige Weiber irrsinnige; mönig heißt im Roßkauf einer der sieben Hauptmängel, welche den Kauf gerichtlich rückgängig machen. Vieh, das man im mondbeschienenen Bache tränkt, geht dadurch zu Grunde; Menschen die daraus trinken, werden kropfig und kretinenhaft. In des Hypochonders Mondlied von Lenau heißt es:

Tief in den höchsten Steirerfelsen
Kenn ich ein Dörflein, wo man meint:
Der Mond wird schuld an dicken Hälsen,
Wenn er in einen Brunnen scheint.

Scheint der Mond auf ein noch ungetauftes Kind, so wird es mondsüchtig (Myth. Abgl. Nr. 1034), scheint er aufs Ehebett, und der Mann geht zum Weibe, so werden mondsüchtige Kinder daraus; daher rührt, bemerkt Schönwerth (Oberpfalz 2, 65. 66), bei unsern Bauern der Ursprung und Brauch der Bettvorhänge und des Betthimmels. Der Seemann hütet sich, im Schlafe sein Gesicht dem Vollmonde zuzuwenden, er würde mit Blindheit geschlagen werden. Myth. 678. Also tritt auch hier, wie vorher in Folge des Sonnenlichtes, ein Zustand ein, den unser Alterthum helblind, todesblind nannte, und über den nachher noch geredet werden muß, wenn von Sonnen- und Mondsfinsterniß gehandelt wird.

Nachdem nun die Vorstellungen entwickelt sind, die über Licht und Gestirn giltig waren oder sind, kommt ihr Gegentheil in Betracht, der Schatten.

Gleichwie man den Schatten physikalisch als Mangel an Licht bestimmt, so nimmt ihn die Volksrede als synonym mit schwarz, links, falsch, unfrei, schädlich und verdammt. Diese Bedeutungen sollen der Reihe nach aufgewiesen werden. Wir beginnen den ersten Abschnitt dieser Arbeit, welcher handelt:

I. Vom Körperſchatten.

Der Norden und die Nebelöde iſt die ſchwarze Weltgegend, von dorten her kommt das Kindergeſpenſt, der Schwarze Mann, über welchen ſchon Geiler von Kaiſersberg gepredigt (Prediger Teutſch. Augsb. bei Hans Otmar 1508. Bl. XLII.), gleichwie nach der Edda der Vernichtungsgott Surtr auftritt, der Schwärzer, der einſt beim Weltuntergange mit ſeinem alles verfinſternden Rauche die Geſtirne auslöſchen wird. Seinen Namen trägt die Braunkohle, die auf Island Surturbrand heißt. Das ohne Licht gelegene Land iſt das Schwarzland, gegenüber dem fruchtbaren und ſonnigen Weißland. Altn. surtr, goth. svarts, ahd. suarz, vergleicht J. Grimm GDSprache 1, 412 dem Sinne und dem Lautgeſetze nach dem lat. surdus; surda tellus iſt das unfruchtbare Schwarzland. Die zwei Nachbarſchlöſſer am Aargauer Rhein Weißwaſſerſtelz und Schwarzwaſſerſtelz ſind je nach ihrer ſüdlichen oder nördlichen Lage zubenannt. Unſere Schwarzenbäche und Schwarzachen entſprechen dem „ſchwarzen“ Cocytus in dem von dreifacher Nacht umgebenen Tartarus (Heſiod. Theog. V. 726). Die Solothurniſche Amtei Schwarzbubenland iſt ſo geheißen nach ihrer geſchloſſenen Lage im Juragebirge, und dagegen das Weißland nach einer offenen Lage im Berner Oberlande. Ein Schwarzwald (Myrkvidh) bedeckt uns den Hochnorden Skandinaviens, ein anderer das Gebirge um Einſiedeln in Schwyz, ein anderer den badiſch-würtembergiſchen Gebirgsſtrich. Schwarzwind und Wälderbiſe heißt uns der Nordwind, Schwärzibirne die wildwachſende Moſtbirne. Das Wetterloch, aus welchem an unſerem Horizonte das Unwetter aufzieht, nennen wir Chrisiloch, es umzieht ſich ſchwarz wie unſere Schwarzkirſchen. Git's Rëge? fragt man daher das Kind, welches Schwarzkirſchen gegeſſen und den Mund noch nicht ſauber gewiſcht hat.

Das behütende Dunkel wird ſelber zum verdeckenden Hut. Der Hades trägt einen unſichtbar machenden Helm. Il. 5, 845. Die Helkappe, mit der die finſtre Todesgöttin Hel im Nebellande ſich birgt, iſt Siegfrieds Nibelungiſches Tarnkleid und

jene Tarnkappe, mit welcher (im ahd. Muspilli) der Teufel sich verhüllt: daz der tiuval kitarnit stentit. Der Norden selber ist in den Aargau. Sag. (vgl. daselbst im Register: Hut und Schwarz) ein schwarzer Filzhut, und wenn mit ihm die Götter das bessere Wetter machen, heißt er Nebelspalter. Auf diese zwei Regen- und Schattenhüte bezieht sich ein Kalenderspruch:

dört durh-ab wie ne Wullhuet:
und dört durh-ab wie ne Schinhuet:
denn isch s'Wëtter guet.

Wenn der Wilde Jäger seinen Hut von glänzendem Wachstuch aufsetzt, so bricht ein achttägiger Platzregen los. Aargau. Sag. 1, 176. Der Hut des Wapper, des Antwerpner Stadtgespenstes, ist ein Eisentopf. Wolf, Ndl. Sag. Nr. 379.

Der Schwarzkünstler muß seine Beschwörung nordwärts gekehrt sprechen; nach Norden, nach Blåkulla (blå bezeichnet leichenblaß und todtenschwarz), nimmt die Hexe in Schweden ihre Ausfahrt. Der Thurmwächter zu Greifswalde darf am dortigen Nikolaithurme nur aus drei Fenstern blasen; aus dem vierten, das nach Norden geht, leidets der Teufel nicht und der Magistrat solls verboten haben. Temme, Pommer. Sag. Nr. 119. Nach Norden ist der Galgen errichtet; nur weil er kahl steht, heißt er der lichte Galgen, sonst aber der Nordhaldenbaum, der Laubloſe, der Kalte Baum. Grimm, RA. 682. 808. Nordwärts gekehrt und mit der linken Hand muß der Liebestrank getrunken, der Zaubersud und Feldschaden ausgeschüttet werden. Moses und Aaron nehmen ihre Fäuste voll Ruß, sprengen ihn gen Himmel, und böse Blattern fahren auf bei Menschen und Vieh in ganz Egyptenland. Die heidnische Hellia lag gegen Norden; drum sagt der Oberpfälzer, links der Sonne liegt die Hölle. Schönwerth, Sitt. u. Sag. d. Oberpfalz 2, 53. Jemanden zur Linken setzen, ihn an Schatten thun, heißt ihn aus der freien Sonne ins Gefängniß setzen. Der Beklagte steht vor unseren Gerichtsschranken linker Hand. Schattenhalb und Taschenhalb ist linker Hand. Taschenhalb bezeichnet uns in humoristischer Redeweise die Verwandtschaft

mütterlicher und weiblicher Seits, daher bedeutet's auch links; zwar ist die Tasche der Weiberjüppe rechter Hand, allein noch steht nach dem Landrechte dem Weibe keine eigene Hand zu, sie wird nicht unmittelbaren Rechtens, sondern verbleibt unter ihrem Vogte. Schattenhalb ist bei Gütern ihre absonnige nördliche und nachtheilige Lage, Sonnenhalb bezeichnet die entgegengesetzte. Das Links wird daher auch im Güterbesitze zu lëtz, laevus, gleichwie in der Schifferſprache Leeseite und Leebord die linke Schiffsseite bezeichnet. Die letze Vorsäß, die letzihalb gelegene Alp ist im Gebirge eine sonnenlos oder schattenhalb gelegene Alpweide. Stalder 2, 168. Schattenmaier gilt unter der Bauernsame des baierischen Algäus als Scheltname; Schattebûr ist ein an der Solothurner Aare verbreiteter Ueber- und Hausnamen. Schattebûr, Sunnebûr sind Zunamen in der Bauersame des Unt. Surbthales im Aargau. Meyer, Zürch. Ortsnamen, verzeichnet das Zürcher Geschlecht Schattli und ein einsam stehendes Wirthshaus Schatten. Die Güter eines solchen Bauern liegen im Schattenwurf der Hochwälder oder Bergkämme; sie sind schad-liem, schädlich (Stalder 2, 306), oder wie schon die Schlettstädter Glossen solche Felder nennen, scateluomi, opaca loca. W. Wackernagel altd. Leseb. Aufl. 3, pag. 179, 38. Das Gegentheil solcher Lage ist in Baiern das Land des Sunnebauern. Schmeller Wtb. 3, 259.

Es wird also Schatten und Schaden als eins genommen, wie beide Wörter als eins und dasselbe auch unter den Geschlechtsnamen vorkommen.

Der Familienname Schaten kommt einer niedersächs. Adelsfamilie zu, die im Halberstädtischen begütert gewesen (Abel, deutsch. Alterth. 2, 591), die Adelsfamilie von Schaden besteht in Süddeutschland noch. Bligger der Landschade (scato) war ein Raubritter auf Neckarsteinach, und sein Geschlecht führte ein Heidenhaupt (wohl einen Mohrenkopf) im Wappen. Bechstein, D. Sagenb. Nr. 893. Dies führt uns auf die Mythe, welche in der j. Edda von der Schattenriesin Schaden erzählt wird.

Der Gewittergott Thôrr hatte den Winterriesen Thiassi erschlagen. Des getödteten Riesen Tochter Skadhi (damnum) ist ein Mannweib, sie legt Helm und Panzer an, zieht bewaffnet nach Asgard und verlangt da von den Göttern ein Doppeltes als Mordbuße: Zur Sühne soll man ihr ein Lachen abgewinnen, und zur Vergeltung soll man ihr einen der Götter zum Gemahl geben. Gott Loki (die bewegliche Frühlingswärme), der schon ihren Vater einmal durch Schlauheit getäuscht hatte, ist durch eine schreiende Posse im Stande, die trauernde Riesentochter zum Lachen zu bringen, und so ist ihrer einen Bedingung Genüge gethan. Auch bei ihrem zweiten Begehren wird sie überlistet. Denn der von ihr zu wählende Gemahl wird ihr nur mit verhülltem Leibe vorgestellt, so daß sie nichts als seine Füße erblicken kann. Nach der Form des tadellosen Fußes rathend, meint sie den jugendschönen Baldur vor sich zu haben, und erliest sich nur den Niördhr. Ihre Ehe mit diesem fällt keineswegs glücklich aus. Skadhi wollte Thrymheim, ihr väterliches Gut droben im Gebirge, nicht verlassen; Niördhr eben so wenig seine Wohnung Noatun unten am Seestrande. Ihm gefiel nicht der Wölfe Geheul im Hochlande, ihr nicht der Möven Geschrei am Meeresufer. So verglichen sich Beide, das Jahr hindurch abwechselnd in Thrymheim und in Noatun zu wohnen. Da durchfuhr dann Skadhi neun Nächte lang (die neun rauhen Monate des nordischen Jahres) als Jägerin und Schlittschuhläuferin die Thrymheimer Berge, und nur die drei kurzen Sommermonate verweilte sie am Strande zu Noatun (Schiffstätte) mit Niördh. (Nach Weinhold, Riesen pag. 41, und Sagen von Loki, in Haupts Ztschr. 7, 50.) Die Deutung dieser Mythe ist einfach. Dem Feuergott Loki gelingt es wohl, den starren Trotz der Reifriesin in ein Lächeln aufzuthauen, und der Frühlingsgeist Niördhr vermag es drei Monatsfristen lang die nordische Winterstrenge zu mildern. Dann aber überzieht sich die Seeküste schon wieder mit Eis zum Schlittschuhlaufen und das Gebirge schneit sich ein, daß die Wölfe hungern und heulen. So erblickt man den Frühling im Norden nie in seiner ganzen Gestalt, nur an der Schönheit

ſeiner flüchtigen Fußſpuren wird er kenntlich, alsbald wieder decken Nebel und Schatten die Anhöhen bis über die Schultern herab. Niördhs Name ſieht Weinhold im Sanſkr. nîra Waſſer, und dem Suffix dh, ſanſkr. dha: enthaltend, fußend; gleich dem ſanſkr. Nîradhi bezeichnet Niördhr das Meer, denn als Gott ſtillt er Wind und Meer und bringt den Landfrieden. Sein Weib Skadhi führt, wie es dem Mannweibe in Helm und Brünne zukommt, einen Mannsnamen. J. Grimm in Kuhns Ztſchr. f. Sprachforſch. 1, 79 leitet dieſen Namen, ahd. scadari, auf ſanſkr. xatra d. i. Krieger (Kſchatrija) und auf ſanſkr. xata, vulnus. Die Göttin Skadhi iſt demnach nicht nur eine nächtliche Schattengöttin, ſondern auch eine ſchadende Kriegerin; alſo enthüllt ſie ſich als eine bewaffnete Walküre, die Nachts in blutbeſpritzter Brünne angeritten kommt, während Hagel zu Thal fällt, ſo oft ihr Roß die Mähne ſchüttelt (Helgelied). Der Name Nachtſchaden, der oberdeutſch die ausfahrende Hexe und den von ihr angeſtifteten Hagelſchlag bezeichnet, und der Pflanzenname Schwarzer Nachtſchatten (solanum nigrum und atropa belladonna) correſpondieren mit dem Namen und dem Weſen dieſer Skadhi.

Nun ſoll dieſer ſchadende Schatten aus dem Landrechte, der Sage und dem Volksglauben nachgewieſen, es ſollen Licht und Schatten im Kampfe gezeigt werden.

Den Mondes- und Sonnenfinſterniſſen ſchreibt man eine vergiftende und verpeſtende Wirkung zu. In den Eifelgegenden trieb man beim Eintritt einer Sonnenfinſterniß die Heerden von der Weide heim und deckte die Dorfbrunnen zu, in dem Glauben, es falle Gift vom Himmel. Schmitz, Eifel. Sagen 1, 99. In der Schweiz hält man beſonders den Schatten des Nußbaumes für giftig; nicht bloß iſt er dem Graswuchſe verderblich, er bringt auch dem in ihm Lagernden Kopfweh und Zahnweh, und ein Säugling, den die Mutter unter einem Nußbaum ſtillt, wird einſt viel Uebles zu erleben haben. Auffallend iſt es, wie genau dieſe Sätze mit denen übereinſtimmen, die Plinius H. N. XVII, 18 und anderwärts über den Einfluß des Schattens angiebt, er nennt ihn für manche Gewächſe

eine Stiefmutter (noverca umbra), denjenigen der Nußbäume aber heißt er für Alle, die er befällt, ein Gift. Die „Diskurse aus der quodlibetischen oder vermischt. Wissenschaft" (ein Exemplar ohne Titelblatt) handeln pag. 1271 von der Sciasophia, oder der Natur des Schattens. Der Schatten fruchttragender Obstbäume wird ein heilkräftiger genannt, dagegen der von Harzbäumen ein Fieber erregender. Wer unter dem Nußbaum Kopfweh empfindet, wird es unter dem Lindenbaum verlieren. Der von der Wasserscheu Geheilte wird unter dem Schatten eines Kornelbaumes wieder von ihr befallen; für letzteres wird ein Krankheitsfall aus Leyden v. J. 1636 angeführt. Wir lieben allerdings und selbst in der Nähe unserer Wohnungen den Schatten der Linde, der Eiche, des Hollunders; aber auch ihm verbleibt noch eine magische Wirkung, vor welcher in Sprache, Brauch und Gesetz gewarnt wird. Noch im vorigen Jahrhundert hat Hippel in den „Lebensläufen" wunderliches über die sogenannte Lindenkrankheit geschrieben, von welcher man im Lindenschatten befallen zu werden glaubte. Um dieselbe Zeit beschäftigte sich das Schauspiel „Kätchen von Heilbronn" mit dem magischen Einfluß, welcher vom Hasel- oder Hollunderstrauch ausgehen soll; der Ringelreihen im Alemann. Kinderliede Nr. 310 nimmt an, daß Kinder, die sich unter den Hollunderbusch setzen, in Krähen verwandelt fortfliegen. Freilich ist dieser Satz nicht ohne seinen Gegensatz; denn keine Hexe soll Macht haben über den, der im Schatten des Hollunderbaumes steht. Schindler, Aberglaub. des Mittelalt. 1858, 161. Fühlbar spielen hier die Namen Holler und Frau Holla in einander über. Unsere Dorfoffnungen bestimmen, wie es mit dem Schatten solcher Bäume gehalten werden soll. Ein auf der Gutsgrenze stehender Fruchtbaum ist dem Nachbaracker zinspflichtig nach dem Maße, in welchem er diesen beschattet; der überschattige Baum steht zum Nachbargute im Anriese, d. h. in dem Maße, als sein Schattenriß und sein Tropfenfall dieses Gut mittrifft, hat er an dasselbe zu steuern. Das Amtsrecht von aarganisch Meerenschwanden, an der Reuß im Freienamte, (Abschrift vom Jahre 1622, in unsrer hdf. Gesetzessammlung)

beſtimmt: wölliche (Gutsbauern) bäum oder eichen gegen einanderen habent, die dem Gut schatten gebent, da soll eines dem anderen warnen, und so er's dann nit hinweg thut, so soll der ander, dem sy schädlich sind, gewalt haben, einen ziemlichen billichen schatten abzenehmen. Es soll auch ein jeder dem andern den Abryss von den zamen bäumen, wie brüchlich, namlich den halben theil werden und gefolgen lassen.

Nach dem jetzigen aargau. Geſetze müſſen hochſtämmige Bäume zwanzig Fuß entfernt vom Nachbaracker ſtehen, Obſtbäume auf zehn Fuß, Geländerbäume zwei Fuß entfernt. Nach dem Schattenwurf des muthmaßlich jetzt älteſten Baumes in unſerem Landſtriche beſtimmt die Aargauer Sage 1, Nr. 53 das Schickſal des Landes ſelbſt. Die Welt wird untergehen, heißt es, wenn der Schatten der Linde zu Linn am Bötzberge einmal hinüber reicht auf die Ruine der Habsburg, welche, geſchieden durch das Aarthal, auf dem jenſeitigen Wülpelsberge gelegen iſt. Der Volksreim über dieſen Lindenbaum und jenes Stammhaus des Kaiſers Rudolf lautet:

Leit d'Linden ihrs Chöpfli ûf s' Ruedelis Hûs,
Se-n-isch mit alle Wëlten ûs.

Von der Wormſer Liebfrauenkirche gilt etwas Aehnliches, das ich in J. W. Wolfs Sagenſammlungen geleſen zu haben meine; es ſollen nemlich die Thurmſpitzen ihren Schatten gerade ſo weit werfen, als im dortigen Rebgelände die Liebfrauenmilch am edelſten wächſt, und was weiter drüber hinaus gewonnen wird, iſt ein minder edler Wein. Bei dieſer Legende bleibt nur ein nothwendiger Vorderſatz verſchwiegen. Die Mutter des Herrn ließ hier beim Stillen des Kindes ein Tröpfchen Frauenmilch zur Erde fallen und hat damit das Land befruchtet. So erzählen es Flury's Graubündtner Sagen. Es hat daher die der Jungfrau geweihte Wormſerkirche, ſo weit ſie überſchattig iſt, die noch immer fortdauernde Nährkraft ihres Bodens mit dem Nachbarlande nach alter Pflichtigkeit zu theilen; die Kirche ſteht zu den nächſten Weinbergen dorten im Anrieſe. Somit wird der Schatten auch ein Schatzhüter. In

dem Mittagsſchatten, den der Kirchthurm zu Mespelaer in Flandern wirft, haben die Türken eine goldene Wiege vergraben und laſſen ſie noch von Geiſtern behüten. Wolf, Ndl. Sagen Nr. 298.

Ein Marmorbild in Apulien trug einen ehernen Ring ums Haupt mit der Inſchrift: Den erſten Mai, wenn die Sonne aufgeht, hab ich ein gülden Haupt. Da bewog ein gefangener Türke den apuliſchen Fürſten Robert Guiscard, am erſten Mai bei Sonnenaufgang an derjenigen Stelle nachgraben zu laſſen, auf die der Erzreif des Statuenhauptes ſchattete, und man entdeckte da einen großen Schatz. Philonis Magiologia, p. 848, verſetzt dieſe Begebenheit ins Jahr 1060. Mit der Mai- und Pfingſtſonne muß der von den Dämonen geizig verborgene Hort aus der Tiefe heraufrücken, muß blühen. Der Schattenwurf, ſonſt ſein Hehl- und Deckmantel, muß ihn mit melden. Darum wird in der Edda die Sonne die Ueberliſterin der (ſchatzhütenden) Zwerge genannt. Ebenſo verjagt Thorr die Schattenrieſen, ſo oft ſeine Gewitter das Gebirge benetzen und ſeine Blitze es durchfurchen. Dringt dann der erſte Sonnenſtrahl in den gelichteten Bergwald, ſo erſtarren und verſteinern die hier hauſenden wilden Männer und Weiber; ihre Häupter und Glieder rollen zerſplitternd thalab, bis aus dem Schutt der nieder geſtürzten Bergwand der Frühling aufgrünen kann. Dieß geben nachfolgende Sagen zu erkennen.

Der Rieſenſchmied der Edda will den Göttern eine uneinnehmbare Burg bis zum Sommerbeginn fertig bauen, wenn ihm zum Lohn dafür die Götterfrau gegeben wird und zum Trinkgeld Sonne und Mond. Muthwillig gehen die Götter dieſe Wette ein. Der Burgbau beginnt am erſten Wintertage; noch ſind nur noch drei Tage bis zum Sommer, ſo wird der Bau fertig daſtehen. Da weiß Loki das Unternehmen zu vereiteln. Er lockt in Geſtalt einer Stute des Baumeiſters ſteinführenden Hengſt von der Arbeit hinweg. Als Gott Thorr am vorbeſtimmten Tage die Schloßpforte nicht fertig ſieht, bezahlt er dem Rieſen ſo den Lohn, daß deſſen Hirnſchädel in zahlloſe Stücke zerſpringt (Gylfaginning). In ähnlicher Weiſe ergeht

es Hrimgerde, Hatis riesiger Tochter, die gleichfalls heiratslustig aus dem Norden herkommt und mit Eheversprechungen bis zur Morgendämmerung hingehalten wird. Da, als die Sonne erscheint, ruft Etzel frohlockend: Blicke nach Osten, Hrimgerde! Der Sonnenstrahl traf sie und am Ufer, wo sie stand, erstarrte sie zu Stein. Noch heute, sagt Säm. Edda 145^{b}, steht der Fels dort. Oder der Bergriese wird zum Teufel, die Riesenjungfrau zur schönen Sennin Agnes. Diese entspringt seiner Nachstellung und schreitet mitten durch einen Felsen hindurch, den ihr die hl. Jungfrau Maria aufthut. Doch da ihr der Teufel auch hier nachdringt, wird ihr Leib in Stein verwandelt. Alljährlich nun, wenn die Sonne am Sonnenwendetage durch dieses Teufelsloch bei Berchtesgaden ihren Strahl wirft, jauchzt hier die steinerne Agnes. Panzer, Bair. Sag. 1, Nr. 12. Goethe las erst in seinen alten Tagen die Nibelungen, unsere jetzige Sagenwelt war ihm meist fremd, selbst unsere Edda blieb ihm unbekannt; er wußte also nichts von dem lichtscheuen Zwerg Alviß, welchen Gott Thôrr mit schlau erdachten Fragen so lange hinhält, bis der Strahl der Morgensonne erscheint und den Zwerg auf ewig versteinert. Um so anziehender ist es zu sehen, wie der Dichter solche echte Naturanschauungen unseres Alterthums gleichsam wieder entdeckt und neu gestaltet hat. In seinem „Märchen" (Octavausg. 1828, Band 15, 216) liefert er folgende Erzählung über Schatten und Licht.

Es wohnt ein Riese nicht weit von einem brückenlosen Flusse. Während des Mittags ist er unvermögend und schwach, seine Hände können keinen Strohhalm, seine Schultern kein Reisigbund tragen; um so mächtiger aber ist er stets bei Sonnen-Auf- und Untergang. Setzt man sich da auf den Nacken seines Schattens, während der Riese sachte nur dem Ufer zugeht, so wird man zugleich mit über den ganzen Fluß hinübergehoben. Doch man will sich nicht immer auf sein launenhaftes Belieben verlassen und erbaut daher am Wasser eine Brücke. Sobald aber diese fertig ist, beginnt nicht etwa die erhoffte ruhige Passage, sondern eine ganz neue Störung tritt ein.

So oft nemlich der Rieſe des Morgens zum Bade herabgeht, ſchlaftrunken und ſonnengeblendet ſich die Augen ausreibend, fährt der Schatten ſeiner ungeheuern Fäuſte ſo ungeſchickt unter der Volksmenge herum, daß Menſchen und Thiere in Maſſen zuſammenſtürzen und man Gefahr läuft, von der Brücke in den Fluß geſchleudert zu werden. Dieß dauert jedoch nur ſo lange bis er ganz herangeſchritten iſt und nun geradeaus auf die Himmelsthüre zugeht. Im Augenblicke, da dieſe ſich öffnet, iſt er in eine coloſſale Bildſäule von röthlichglänzendem Geſtein verwandelt. Und damit ſich das Ungethüm auch im Tode noch dienſtbar mache, zeigt ſein Schatten nunmehr die Stunden an, die auf dem Boden um ihn her nicht in Zahlen, ſondern in bedeutſamen Bildern eingelegt ſind.

So verſinnlicht der Dichter den Kampf zwiſchen den Schattenrieſen und den Lichtgöttern. Die Poeſie ſtellt die Sache als ſchon erfüllt, der religiöſe Glaube als erſt dann ſich erfüllend dar, wenn menſchliche Kräfte anhaltend Beiſtand leiſten werden. „Ahriman ſogar, der dunkle, wird dereinſt vergehn im Lichte," heißt es nach orientaliſchem Glauben, in einem Jugendgedichte Platens. Kinderſpiele zeigen, wie wir der Sonne noch fortwährend zum Siege verhelfen. Aus dem Orte Gerlachsheim im fränkiſchen Taubergrunde wird mir mündlich mitgetheilt, daß die Kinder dorten gegen regenſchwere Abendwolken mit dem offnen Sackmeſſer „dukſen" (zucken) und dabei ſprechen:

Schatte, leg dich nieder,
Sunn, Sunn, komm bald wieder!

Von den Büſumerkindern in Ditmarſchen erzählt Müllenhoff, daß ſie beim Sonnenuntergang das Meſſer an einem Bindfaden in die Luft ſchnellen, um damit die Sonne herein zu zucken.

Thôrrs Donnerkeil und dieſe Kindermeſſer ſind alſo der Götter und der Menſchen Waffe im Streite mit der rieſenhaften Finſterniß, und dieſe wird mit den Dolchen des Lichtſtrahles durchbohrt und zerriſſen.

Der Schattenrieſe wird leibhaft gedacht als Fels- und Waldgebirge. Es ſoll gezeigt werden, wie Goethes Märchen

auch darin kein bloß phantaſtiſches Spiel treibt, daß es den Felſenrieſen zum Stundenzeiger werden läßt.

Eine Felſenſpalte am nördlichen Abhange des Wiggis im Glarnerlande heißt beim Volke die Wiggisuhr, eine tiefſte Scharte davon der Geſchloſſene Pfad. Wenn die Morgenſonne hinter dem Berge Schilt hervorkommt, fängt jene Stelle an ſich zu beſchatten und verdunkelt ſich um ſo weiter, je höher die Sonne rückt. Mittags ſteht jener Schattenpunkt in horizontaler Richtung mit der Sonne; Abends ſechs Uhr, bei Sonnenuntergang, hat er in ſeiner Spalte vollkommene Nacht. Die Holzhauer, Wildheuer und Gemsjäger wiſſen ſich darnach die Tageszeit faſt bis auf die Minute anzugeben. Manche andere Namen einzelner Schweizer Gebirgszinken und Felsnadeln ſtammen von dieſer Art der Stundenzählung her, z. B. der Bergname Vierinadel, Mittagshorn u. ſ. w. Am ſprechendſten aber iſt dieß in den Gletſcherſchluchten im Engadiner Berninathale. Da dringt kein Kirchengeläute, nicht einmal der Ton des Küherhorns hinter in dieſe unwirthlichen Eisregionen, und dennoch laſſen Kryſtallſprenger, Wurzelmänner, Bergamasker-Schafhirten und Jäger dieſe Wildniß nicht undurchforſcht. Da müſſen ihnen die verſchiedenen Gebirgszacken durch ihren Schatten die einzelne Tagesſtunde bezeichnen und tragen deswegen lauter Stundennamen. Es giebt da einen Piz de Nove, Piz de Dieci, Piz d'Undeci, Piz Mezzodi, Piz de Duan, Piz Terzer, Piz Cordera (quartera): Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 133.

In Soglio und Alveneu kann man von Vormittag zehn bis Nachmittag zwei Uhr die Stunden an ſolchen acht- bis zehntauſend Fuß hohen Sonnenzeigern ableſen; ſie führen darnach ihre Namen: Piz delle dieci, dellas indisch, Zehnuhr- und Eilfuhrhorn. Schweiz. Anzeiger f. Geſch. u. Alterth. 1860, 130. Aus dieſer Anſchauung ſtammen die Verſe im „Aelplerliede" des Toggenburgers Joh. Ludw. Ambühl (St. Gallen 1803):

Mir ſchmelzt den Alpenſchnee zum Spiegel
Der Sonne Strahlenblick,
Die Stunde zeigt mir jeder Hügel
Und jedes Thal mein Glück.

Berühmt im Alterthum ist der Schatten des Athos; er traf die eherne Kuh auf dem Marktplatze der Stadt Myrine auf Lemnos. Humboldt, Kosmos 3, 543. Das Bernische Juradorf Underswyler liegt in der Schlucht des Pichoux an der Sorne. Da die Sonne in die nach Süden gewendete enge Schlucht fast nur Mittags eindringen kann, so wurde die Ansiedelung auf passende Weise Mittagweiler, Untarneswilari benannt, nach ahd. untarn unschattig, Mittagshelle. Das Namensgegentheil zeigt sich im Bern. Pfarrdorf Därstetten, einem ehemaligen Priorat im Nieder-Simmenthal. Es heißt urk. 1228 Tarenchat, 1233 Ternschaton, u. erklärt sich aus ahd. tarnscatu, im Schatten verborgen. Der Ort liegt auf der Nordseite des Berges Thurnen, der ihm einen Theil des Winters hindurch das Sonnenlicht entzieht. Gatschet, Ortsetymolog. Forschungen 1865, pag. 56.

Auch anderwärts in Gebirg und Ebene war oder ist diese Landschaftsuhr noch im Brauche. Der Mittagsstein am Lohnberge, im Kreise Liegnitz, eine vierzig Fuß hohe Kuppe, wirft den Schatten auf die s. g. Teufelswiese und zeigt damit den dortigen Mähern Mittag an. Ein Zwölfestein in der Ortenau ist in derselben Weise sagenberühmt. In den Moosstrichen der Donau und des Lechs in Baiern ist der Colonist oft stundenweit von seiner Ortskirche entfernt auf der Feldarbeit und kein Wanderer kommt da bei ihm vorüber: da bestimmt er sich die Tagesstunde nach dem Schattenmaße, das eben sein Körper wirft; er merkt sich Ende und Richtung seines Schattens, zählt dann nach Schritten die Länge desselben und rechnet so die laufende Stunde heraus. Dasselbe meldet aus Würtemberg E. Meier, Schwäb. Sag. 2, pag. 494. Mein Schatten ist sehr langsam, ich erwarte meinen Schatten — dieß soll im Orient noch jetzt die Redeweise des Feldarbeiters sein, gleichwie es schon im Buche Hiob 7, 2 heißt, daß der Dienstknecht sich sehnet nach seinem Schatten. Möge dein Schatten sich nie verkleinern, sich nie von dir entfernen, ist die noch übliche Begrüßungsformel der Türken. Die Lanze, die bei Homer die weithinschattende heißt, ist bei den arabischen Wüstenstämmen

wirklich noch das Werkzeug, aus deſſen Schatten man ſich die Tageszeit beſtimmt.

Bevor nun gezeigt wird, daß in dieſer Redensart der Menſch die zweifache Furcht ausdrückt: es möchte beim Ausbleiben ſeines Schattens die Zeit und zugleich ſein Leben mit ſtillſtehen, ſollen noch einige alterthümlich lautende Local- und Eigennamen des Schattens angeführt und nebſt ihrem Sagengehalte erklärt werden.

Mit einerlei Wortſtamm benennt unſere Sprache das ſchattige Waldgebirge, das dunkle Meer und das finſtere Grab, dieſe drei großen Hauptgemarkungen, die das Land oder das Leben abgrenzen. Wir haben demgemäß Leewälder, Leberberge, Lebermeere und Leefelder, d. h. Grabfelder. Es iſt nachzuweiſen, wie die Vorſtellungen über den Schatten in eben dieſen Wortſtämmen, Le, Lew, Ler ſich ausgebildet haben.

Das Waldesdunkel und die finſtere Waſſertiefe wird Le genannt. Der altnordiſche Waſſerrieſe Hlê wohnt nach einer däniſchen Sage auf der Inſel Läsöe (Hlêsey) im Kattegat und hält ſich dorten einen Hirten Snio, d. i. das Schneewehen vom Meere her. Myth. 220. Mannhardt, Mythen 84. In weiterer Ausdehnung der Mythe bewohnt Hlê das unbeweglich ſtehende Eismeer, mare mortuum, welches die Iſidoriſchen Gloſſen mit lebirmeri überſetzen. In der ahd. Weltbeſchreibung Merigarto heißt es von dieſem Todtenmeere:

Ein mere ist giliberot,
daz ist in deme uuentilmere uuesterot.
so der starche uuint
giuuirffit dei skef in den sint,
nimagin die biderbin uergin
sih des nieht iruuergin,
sine muozzin foleuaran
zi des meris parm.
ah ah denne!
so ni chomint si danne,
sini uuelle got loson,
so muozzin is da fûlon.

Wie die Seelen der Schiffbrüchigen in der Tiefe dieſes Lebermeeres beim Gotte und ſeiner Gemahlin (der Ran) Zuflucht und Obdach finden, wie ſie von der Ran mit offenen Armen aufgenommen und zugedeckt werden „unter umgeſtülpten Töpfen", das erzählen Wolf Ndl. Sag. Nr. 506, Grimm DS. Nr. 52. An die Stelle ſolcher Hlêmeere treten in unſern Binnenländern die Leewaſſer mit ihren geiſterbehüteten Leebrücken. Auf der Leebrücke zwiſchen dem Flecken Schwyz und dem Dorfe Brunnen am Waldſtätterſee ſitzt die Nachtſpinnerin und wen ſie anhaucht, der erblindet. Leeblind iſt ſtockblind, wie nordiſch helblindi, todtblind. Heul! Heul! pflegen in den Niederlanden die Brautpaare zu rufen bei ihrer erſten Fahrt über eine Brücke, und dabei ſich feſt ans Herz zu drücken (Wolf, Ndl. Sagen Nr. 530); ſie wollen vereint ſterben, wenn die unter ſolchen Leebrücken wohnende Hel eins von ihnen zum Tode abführen ſollte. Auch „Halsbrecherbrücken" ſind daſelbſt in ſolchem Rufe. Wolf, DMS. Nr. 193.

Dem Lebermeere entgegengeſetzt iſt der Leberberg, das verſchließende Grenzgebirge, die wallförmig deckende Berghöhe, die abgrenzende Landmarke, die Wetterſcheide. „Der Berg Juraſſus heißt ob Baden im Eergöuw Lägeren und Läberberg." H. Bullinger, hdſ. Chronic. Tigurin. fol. I, Cäp. 16. In der Offnung des Züricherdorfes Nürenſtorf v. J. 1448 wird über die alljährliche Beſichtigung der Ehfaden (ductus legitimus) und der Grenzſteine des Dorfbannes ſo beſtimmt: der ander vad vacht an bî des kellers hûs vnd gat vnder der Lewern hin an die linden vntz an daz Fallend-tor. Hdſ. Samml., betitelt „Urkunden der Grafſchaft Kyburg", im Beſitz der Aarau. Geſchichtsforſch. Geſellſch. Der Seckelmeiſter Lewern zu Stein am Rhein überträgt ein ihm heimgefallenes Lehen i. J. 1553. Obige hdſ. Samml., Abtheilg. „Haus Oeſterreich" Bd. 3, 379. Derſelbe Geſchlechtsname Leber gilt noch in Thurgau und Aargau. Ein Hügelgrab des Namens Lebern iſt der Beluſtigungs- und Feſtplatz des Zürcher Städtleins Bülach und wird dorten Frôleweren und Voleweren genannt. Die bei Renovirung dieſes Platzes gemachten Ausgrabungen an Knochenlagern

weiſen eine alte Cultſtätte nach. Bülacher Neujahrsbl. v. 1860. Man ſagt, hier lägen lauter Wölfe verſcharrt. Im Lebern bei Zürich. Marthalen fanden ſich 36 menſchliche Gerippe. Keller, Helvet. Heidengräber, 18. Einige hohe Bergrücken des Thüringerwaldes werden Läber genannt. Der Leber iſt einer der drei bei Geiſelbuelach gelegenen alten Grabhügel. Schmeller Wörtb. 2, 410. 528. Aus der Bürde der Grabhügel hat ſich im ahd. Muspilli die Seele der vom Tode Erſtehenden zu erlöſen: ar derô lêuuô vazzôn. Eine Urkunde des XI. Jhd. (in K. Roths Klein. Beitr. zur Geſch. u. Sprache, München, Heft 10, pag. 233) ſchreibt: illos cumulos, quos leuuir vocamus; dem Worte iſt alſo hier der Begriff von clivus und agger beigelegt. Es entgeht uns keineswegs, daß hier die Stämme hel und hle mit einander vermiſcht zu ſein ſcheinen. Allein man wird ſie nicht trennen können. Hel, die Göttin der Winterkälte und des Todes, ſteht zu hëlan oc-culere, celare, zu hohl cavus, κοιλος und clam, d. i. câli-m. Schmeller Wb. 2, 166 zeigt die Gloſſen: hali = lubricus, crepido und clivus, um den Begriff der Abhängigkeit als den urſprünglichen in ihnen nachzuweiſen. Das Verhehlen καλυπτω, das Bedecken mit dem helot-helm kommt dem Gotte Hle zu, der die Schatten im Leewalde und die Todten im Leeberge hütet. Bergentrückte Volkshelden und Kaiſer kennt die Sage, der Tod ſelbſt und Odhinn als Seelenherr heißt „der Hauptmann vom Berge.“ Myth. 805, 807. Leiblich im Berge und geiſtig zugleich in Walhall zu ſein, war Volksglaube. Das Leberthal bei Elſäßiſch Schlettſtatt ſoll von Rieſen angebaut worden ſein (Stöber, Elſäß. Sag. Nr. 113) und zugleich ſoll Karl d. Gr. die Abtei Leberau geſtiftet haben. Zedler, Univ. Lex. s. h. v. Die Form hleuuir contrahirt ſich in hleir und leer. Der Leerwald, zwiſchen Braunſchweig und Königslutter, war einſt zwei Meilen groß. Zedler, ibid. 16, 1344. Der Leerberg im Ansbachiſchen, auf der Heerſtraße nach Würzburg, hat ein gleichnamiges Dorf, welches, nach wohlbegründeter Mittheilung von dorten her, bäuerlich auch Leber genannt wird. Jeden Sonntag nach Pfingſten wurden in dortiger Kirche zu Ehren dreier

hl. Jungfrauen an die Kinder Bretzeln ausgetheilt. Panzer, Bair. Sag. 1. 176, pag. 154. Wir kommen nachher noch auf dieſe drei Jungfrauen, als die drei heidniſchen Schutzgeiſter, zurück. Die beiden Aargauer Grenzdörfer, Moos- und Kirchleran, heißen mundartlich Mooslerw, Kilchlerw, und das Berner Patriziergeſchlecht deren von Lerber leitet davon ab.

Ueberträgt ſich nun dieſer gleiche Namen auf den Bergwald, ſo entwickeln ſich daran die ferneren Begriffe von Schatten, Wilde Jagd, Grab und Schattenreich; und dies iſt nun zu zeigen.

In Oeſterreich ſcheint ſonſt ein Sprichwort gegolten zu haben, ſo lange die Einfälle der Ungarn das Land in Unruhe verſetzten: Wenn mir der Feind auch Alles nimmt, den Wald kann er nicht mitnehmen. Dieß drückt der Oeſterreicher Seifried Helbling (abgedruckt in Haupts Ztſchr. IV.) in mehrfach anders gewendeten Formeln aus:

sô mir die Unger nement rê,
sô vert er jagen hin ze lê. (V, 13.)

Ein ſolcher Lehwald liegt bei Daun in der Eifel, mit einer Felſenhöhle, Namens Arons- oder Arnszelt, in die eine Seele verwünſcht iſt. Schmitz, Eifelſag. 2, pag. 65. Ein anderer Leewald bedeckt den Jurabergzug des Weißenſteines ob Solothurn, und war einſt zwiſchen dieſer Stadt und viererlei Dörfern ein Gegenſtand von hundertjährigen Proceſſen, die erſt durch das Rechtsgutachten der Tübinger Facultät (gedruckt zu Solothurn 1837) entſchieden wurden. Er war bis zum 16. Jahrh. nordwärts gegen Gänsbrunnen hin die Sprachgrenze geweſen der deutſch-alemanniſchen und der franzöſiſch-burgundiſchen Bevölkerung. Heute noch iſt er ein hochgelegener Tummelplatz für die Durchzüge des Türſt und ſeines wilden Heeres. Ob zu dieſem Namen auch der eddiſche Baum Lærad gehört, der mitten in Walhall ſtehend, mit ſeinem „ſtillen Schatten" die Götterthiere nährt? Müllenhoff (Zur Runenlehre 1852, 6) verzeichnet aus Caedmon 52, 7 holtes hléo; aus Heliand 33, 22 waldes hlêa, und aus der Inſchrift jenes bei Tondern aufgefundnen goldnen Hornes hlevagastim, d. i.

den Gästen des Waldschattens, den Jagdgenossen (gewidmet); denn altf. hlêa, agf. hléov, hlíu, Gen. hlêuues, bedeutet Schattendach. Aus diesem Begriffe des Wortes entwickelt sich derjenige von Grab. hlaiv wird von Ulfila ausschließlich für sepulcrum gebraucht. Zur Bezeichnung des über Lazarus gewälzten Grabsteines steht in Heliand, V. 8150, leia (statt hlêa). Die Schlettstätter Glossen (Haupts Ztschr. 5, 336b) übersetzen: lê tumulus, und Graffs Diutisca 1, 260a gewährt hlæo, mausoleum. Jenes dem Drusus in Mainz errichtete Grabdenkmal hieß im IX. Jahrhundert Trusilêh. Hattemer, Denkm. 3, 602. Der seit dem XI. Jahrhundert urkundlich genannte Grabhügel Gunzenlê am Augsburger Lechfelde ist von Pfeiffer (Germania, 1, 81) als der Tumulus eines deutschen Kriegshelden behandelt worden.*)

Der im Grenzwalde wohnende Holzbauer, der in den Wald entfliehende Verbannte ist der Leemann. Arnold von Brescia, verbannt aus Italien nach Zürich kommend, führte hier den Namen Leemann. Zürich. Neujahrsbl. der Hülfsgesellsch. 1843, 6. In den Wald gehen, in die Holzbirnen entlaufen, heißt uns noch sterben; Wälderwohnungen sind in der Edda die Gräber genannt. Westerwäldische und Oberpfälzische Dorfkirchhöfe pflegen am Saume der Wälder zu liegen. So

*) Prof. Fr. Pfeiffer in Wien fügt diesem Citate aus seinem genannten Aufsatze hier noch folgenden Nachtrag hinzu. König Konrad (Konradin) genehmigt die Ueberlassung zweier Höfe zu Verherbach an das Nonnenkloster der hl. Katharina zu Augsburg durch Urk. vom 22. Mai 1264, ausgestellt „in campo Lici in Guncenlen apud Augustam“ (Mittheilung der deutschen Gesellschaft f. Erforschung vaterländ. Sprache und Alterthümer in Leipzig 1, 150); gedruckt steht „liti In Gunzenleu.“ — Jenes Germ. 1, 98 aus Graff angeführte Marachleo steht in einer Urk. K. Arnulphs, Mosapurc 21. Merz 890: — „ita autem praefati loci terminus ab eis fuit circumductus atque limitibus distinctus, id est de Marapah usque ad Marachleo, inde quoque ad Rispah“ ꝛc. (s. Lang, Regesten 1, 22). Marachleo soll Märkelkofen sein, im Landgericht Dingolfing in Niederbaiern. — Bemerken will ich noch zu der Schreibung Trusinleh, daß sich hier, wie in der spätern Form Gunzenlech, Drusenloch, die anlautende Spirans (hlêo, hlê) ans Ende des Wortes geflüchtet hat, und daß daraus auch die latinisierte Schreibung conciolegis, i. e. Gunzenhle zu erklären ist.

bezeugen es Riehl und Schönwerth. Mit dichten Waldungen ist nach mittelalterlichen Vorstellungen das Todtenreich umgeben: totum esse infernum accinctum densis undique silvis. Myth. 761. Gleichwie der am Waldsaume wohnende Hofbauer der Schattenmeier heißt, so der im Walde wohnende Todesgott Holzmeier. ibid. 811. Die Schweiz hat Leewälder mit Leemännern; Baiern hat Helhölzer, Helwälder, in denen der gespenstische Helmann und der Verlorene Waldmann haust. Panzer, Bair. Sag. 1, Nr. 165. 2, Nr. 121.

Hiemit scheint wohl genügend gezeigt, daß der Meeresgott Hlê sich in die Schattengöttin Hel umgestellt hat, die an dunkeln Furten sitzend, in den Niederlanden Heul heißt, bei uns Heuel (Aargau. Sag. 2, Nr. 389. 406), in Sachsen Heulemutter und Frau Hel. Harrys Ndsächs. Sag. 2, Nr. 6. Nun soll auch noch die gänzliche Verschlechterung dieses Begriffes und sein Herabsinken auf gemeine Todesart und thierisches Sterben an der gleichen Wortform aufgewiesen werden. Vom Begriff des Todtliegenden aus bilden sich daran die Benennungen, welche mundartlich zur Bezeichnung von Henker, Büttel, Schlächter, Aas, Schindanger und Versenkgrube dienen.

Löbenmeister hieß in München der Oberprofoß (Schmeller, Wörtb. 2, 528). Der Leb in Nürnberg war der Schinderknecht, der Leu hieß in Zürich der Weibel und Oberknecht der Metzgerzunft. Letzterer hatte sogar ein „Leuenhaupt", die Büste eines Löwen, bei Zunftaufzügen mit umher zu tragen; so weit war das Verständniß aus unserem Worte gewichen. Kunz Haß, in seinem Lobspruch auf Nürnberg v. J. 1490 (Ztschr. f. deutsch. Kultur-Gesch. Nürnberg 1858. Juniheft, 395) sagt von der Ordnung der Nürnb. Stadtmetzger und Fleischbeschauer:

wer ein reudigs hat gestochen,
muss der leb on haffen kochen,
bis das er's gar verprennet hat.

Das finnige Thier, welches ein Metzger ausschlachtet, verfällt dem Schinder (leb), und muß durch ihn verbrannt (ohne Hafen gekocht) werden. Der Oberpfälzer sagt von schlechten

und kranken Thieren e léiwer Ochs, e léiwa Kou, e léi's Pfa (Pferd). Schmeller, Wb. 2, 406. Schwäbisch-alemannisch aspiriert dasselbe Wort den Anlaut: Kleemeister heißt der Fallmeister. Kleemetzger war i. J. 1472 der amtliche Titel des sonst sogenannten Keibenschinders. Troll, Gesch. der Stadt Winterthur 5, 203. Die Aargauer gemeine Schelte „Kleekuh, Kleewagen" bezeichnet das dem Schinder und Schinderkarren Verfallene, ein schlechtes Weibsbild. Der alte Ortsnamen Marachlêo deutet auf solcherlei Hügel, in denen man geschlachtete Rosse heidnisch bestattete; man nennt jene bei uns „Keibengräber." Aargau. Sag. 2, pag. 24. 246. Ist also Leu der Name des Henkers und Schinders, so ist das Leuenfeld die Keibenstatt und der Schindanger. Ein solches Leuenfeld mit der angegebenen Bestimmung bei der Stadt Aarau am linken Aarufer heißt so schon seit älterer Zeit. Helvet. Almanach 1816, 86. Der sel. Bruder Nicolaus von der Flüh stammt aus dem Unterwaldner Geschlechte der Leuenberger und war wohnhaft im Walde Am Ranft. Melch. Schuler, Sitten und That. der Eidgenoss. 1. Der Leuengraben zu Luzern ist die seit d. J. 1581 daselbst angelegte große Stadtkloake. Cas. Pfyffer, Gesch. v. Luzern 1, 304. Der die Kloaken zu reinigen hat, ist schwäbisch der Läublefürber (Schmid, Schwäb. Wb. 342) und appenzellisch der Läublihôptmâ (Tobler, Sprachsch. 294). Hier trifft im oberdeutschen Worte Laube (habitaculum) der Doppelbegriff Schattenort und heimliches Gemach, Abort, wieder zusammen. Ebenso geht auch aus dem mhd. liewe mansio, und aus dem ndd. löæwe tabernaculum, gleicherweise der Begriff von refugium, asylum hervor und hat sich in jenen ndd. Ortsnamen so oft wiederholt, die mit — leben (Eisleben, Fallersleben ꝛc.) zusammengesetzt sind.

Das ist es, was wir aus der Anschauung und der Sprache des Volkes beizubringen wissen von der Körperlichkeit und leiblichen Wirksamkeit des physischen Schattens; es gewinnt seine wesentliche Bedeutsamkeit, wenn wir nun im zweiten Abschnitte handeln von dem geistigen Einflusse des Schattens.

II. Vom Schattengeist.

Das deutsche Heidenthum glaubte an einen Schutzgeist, den jeder Mensch besonders zu eigen hatte. Als ein feenartiges Wesen, weiblich und geflügelt gedacht, begleitete ihn dieser Geist von der Geburt bis zum Grabe, trat mit ihm ins Leben, starb mit ihm im Tode, warnte ihn in Gefahren sichtbar, oder flößte ihm ein gewisses vorahnendes Vermögen ein, wenn er in entscheidenden Momenten rathlos war und sich aussetzen wollte. Der Skandinavier nannte diesen Gefolgs- und Geleitgeist die Fylgja und unterschied diese als eine Forynja, die dem Menschen vorausschritt, seine personificierte Vorsicht, und als eine Hamingja, die seinem Körper schattengleich nachschwebte. Zu diesen zweien kommt als dritte noch die allgemeine Todesbotin, die gleichfalls geflügelt erscheinende Walküre, die um den sterbenden Menschen bemüht bleibt. Daß diese dreierlei Arten des Schutzgeistes die drei Lebensalter des Menschen und die drei Tageszeiten sind, verkörpert in dem entsprechenden Schattenwurf dieser beiden, dieß wird sich nachher herausstellen. Der heutige Isländer verwendet den Namen Fylgja noch immer für jenes mit dem Kinde zugleich geborene, um dessen Haupt geschlungen liegende Häutlein (ovum, amnium), welches als der Helm und das Glückshäublein auch bei uns sorgfältig aufbewahrt wird (vgl. Aleman. Kinderl. pag. 280); und aus Meinerts Liedern aus dem Kuhländchen (Vorrede 1, 111) hat schon Rühs (Ueber Tacitus Germania pag. 495) nachgewiesen, daß dieser nordische Gefolgsgeist auch für den deutschen Osten gegolten hat. Mit der christlichen Zeit verkehrten sich diese Fylgjen in den Schutzengel, auch dieser mußte das Neugeborene erst beseelen, dann unzertrennlich begleiten. In des Bruder Berthold von Regensburg Predigten heißt's: alz ein kint lebende wirt, sô giuzet im der engel die sele în. Der Schutzengel ist an den Schützling angebunden: zuo im was geweten ein engel, daz im niht geschach. Geo. 3205. Nach der Nialssaga cap. 101 läßt sich ein Heide taufen auf die Zusicherung hin, daß der hl. Michael (der Seelenempfänger) durch

die Taufe sein neuer Fylgju engill werde. Myth. 829-831. Gleichwie dieser Heide einen nach Rang und Stand hohen Schutzengel im Christenthum verlangt gegenüber jener ebenmäßig vermögenden Fylgja, die er jetzt aufzugeben bereit ist, ebenso nimmt darauf die mittelalterliche Theologie eine ähnliche Stufenleiter von Schutzgeistern an. Die Thiere jeder Gattung — predigt Geiler von Keisersberg, Brösamlin II, Bl. 19 — haben nur ihren Gattungs-Schutzengel; „nit yeglichs thierlin hat ein eignen engel, aber yeglicherlei." Und die Kirche hat auch bis jetzt jeder Thierart einen besondern Schutzpatron belassen; einem jeglichen Menschen aber giebt sie seinen besonderen Schutzpatron zu, stellt dem Menschen sogar dessen Wahl frei. Luther nun unterscheidet auch noch hierin. Ein Fürst, sagt er, hat einen viel größeren und stärkeren Engel, der auch klüger und weiser ist, denn ein Graf; und ein Graf einen größeren und stärkeren Engel, denn ein gemeiner Mann. Je größeren Stand und größer Geschäft einer hat, je größern und stärkern Engel hat er auch, der ihn schützet, ihm hilft und dem Teufel wehret.

Unsere Mythen wissen anzugeben, wie die Fylgja diesem verwickelten Geschäfte nachzukommen sucht. Meistens thut sie es nur in jener zarten Weise, wie Athene, die ihren Liebling Achilleus geflügelt umschwebt und ihn, wenn er sich in Scheltworten unschön erhitzt, leise bei der Locke berührt. Sie schenkt dem Haupte einen würdigen Gedanken, dem Herzen erweckt sie eine feine Rührung. Aber so reingeistig kann sie nicht überall sich wirksam erweisen; sie muß ja mit dem Helden vereint zu Felde ziehen, mitten zwischen den gehobenen Schwertern stehen, den Waffenentscheid lenken, denn also bedingt es die aufbrausende Natur ihres Schutzbefohlenen. Oder sie muß sich dem in der Liebe Leidenschaftlichen bräutlich verloben, damit da kein schlechteres Eheweib ihn herabbringe, und ehelicht er gleichwohl ein solches, so lebt sie in dieses Eheweibes Gestalt mit dem Manne häuslich weiter und scheuet selbst nicht vor Polygamie zurück. Betrachten wir nun einige dieser Bündnisse.

Im verlorenen Liede von der Kara, von dem jedoch etliche

Stellen in die Hrômundarsaga Greipssonar übergegangen sind, schützt die schwanenflügelige Kara — also eine Walkürengestalt — ihren Geliebten Helgi und schwebt während der Schlacht dicht ob seinem Haupte. Da er nun auf den Gegner Hromund stößt, holt er mit dem Schwerte so hoch zum Hiebe aus, daß er die über ihm fliegende Jungfrau in den Fuß trifft und im gleichen Fehlhiebe die Waffe bis zum Griff in den Boden hinein schlägt. Dieses gewahrend ruft er aus: Nun ist mein Glück dahin, wehe, daß ich dich verlor! Aber auch der feindliche Hromund erkennt die Verwundung der Fylgje und bestätigt: dich selbst hast du erschlagen, indem du deine Geliebte erschlugst! Während Helgi dann nach seinem Schwerte sich bückt, wird er von Hromund todt nieder gestreckt (vergl. P. E. Müller, Sagabiblioth. 2, pag. 545). Man hat die Echtheit dieser Sage zwar bezweifelt; sie läßt sich indessen durch das hier Nachfolgende vollkommen bestätigen. Noch in unserem Volksräthsel vom Schatten (Simrock, Räthselb. Nr. 470) klagt der Schatten des Abgeschiedenen, mithin die Fylgje, seinem verlornen Menschenkörper also nach:

Da du lebtest, da lebte auch ich,
Da hättest du gerne gefangen mich.
Nun bist du todt, nun hast du mich,
Und daß ich sterbe, was hilft es dich?

Die Sage von des Staufenbergers Geliebten stimmt mit dem eben Erzählten wohl zusammen; sie ist durch das deutsche Gedicht aus dem 14. Jahrh. (ed. Engelhardt, Straßb. 1823) und durch ihre Localisierung in der Ortenau doppelt verbürgt. Diejenigen, welche sie mit der Fabel von Amor und Psyche verglichen haben, wußten nur halb, was sie wollten. In Kürze lautet sie so. Es saß einst an jenem Felsen in der Ortenau, welchen man den Zwölfestein nennt, ein schönes fremdes Weib (eine Fee, heißt es), als eben der Ritter von Staufenberg am Pfingsttage dorten vorbei zu Hofe ritt. Nachdem sich das Weib ihm zu erkennen gegeben hatte als diejenige, die schon bei ihm gewesen, seit er ein Pferd überschritten, die ihn in Kampf und Streit gehütet, ihn auf Weg und Straßen heimlich gepflegt,

vor allem Leid bewahrt und ihn allein geliebt habe, da vermählen sie sich zusammen. So oft er sie künftighin zu sich wünsche, sagt sie, daheim oder auf der Reise, werde sie flugs bei ihm sein, jedoch nur ihm und sonst Niemandem sichtbar. Nie jedoch, setzt sie warnend hinzu, solle er ein ander Eheweib neben ihr begehren, sonst müßte sie vor Allen ihren Fuß sehen lassen. Dieß würde des Geliebten Tod sein. Doch als nun der Ritter zu Hofe kam, wurde er dem Könige bald werth und dieser bot ihm seine Muhme zur Frau an. Auf des Staufenbergers Geständniß, daß er schon einem Weibe angehöre, daß er dieses aber vor Niemand sehen lassen wolle, entgegnete der Bischof, dieß könne sodann kein rechtes Weib, sondern müsse wohl vom Teufel sein. Und in solcher Verwirrung überstimmt, ließ sich der Ritter mit der Fürstin vermählen. Da geschah, wie ihm die Liebste vorausgesagt. Während er mit der Braut und seinen Hochzeitsgästen zu Tische saß, stieß durch die Decke des Saales ein Menschenfuß herab bis ans Knie, wunderschön und blank wie Elfenbein, und verschwand vor Aller Augen, ohne eine Spur in der Decke zurückzulassen. Der Ritter erkannte nun sein Loß. Er nahm von Braut und Freunden Abschied, beichtete und verschied. Vgl. Grimm DS. Nr. 522.

Hier erscheint die Fylgje anfänglich als Mittagsgeist, denn sie sitzt feengleich am Pfingsttage am Zwölfestein. Sie ist also dorten ursprünglich der Felsschatten gewesen, nach welchem die Ortenauer die Zeit der Sommersonnenwende und die Mittagsstunden berechnen. Hierauf wird sie der Gefolgsschatten des Staufenbergers, und indem sie sich diesem vermählt, ist sie ihm ebenso nur an dem Fuße kenntlich, wie von der Riesin Skadhi jener Niördhr auch nur nach seinem schönen Fuße zum Gatten gewählt werden und in seiner übrigen Gestalt ihr verborgen bleiben muß. Und wie es Helgi's Tod ist, als er den verwundeten Fuß der über ihm schwebenden Kara erkennt, so stirbt der Staufenberger, als über seinem Haupte die Geliebte das blanke Bein durch die Decke des Hochzeitsaales stößt. Ueberall ist damit auf die blendend weiße Befiederung der geflügelten Schwanenjungfrau und Walküre hingedeutet. Ein fernerer

Grund des Verderbens spielt hier mit herein, von dem weiter unten die Rede sein wird: wer seines Gefolgsgeistes zur Unzeit ansichtig wird, oder Grund wird, daß ihn Andere sehen, dessen Tod ist es. Darum sagt man in der Nähe um Fulda: Wenn Jemand sterben sollte, so sei eine Waldfrau von der wilden Frauen Loch her gekommen und habe sich wehklagend in der Nähe des Sterbhauses gezeigt (Wolf, Hess. Sagen 53 ff.). Man besitzt die Liebe der Fylgje zwar ungewollt, wie jede echte Neigung ungerufen entsteht, aber dennoch und obschon sie neben der Liebe des eigenen Eheweibes mit da ist, kann sie sich in eine geschlechtliche Eifersucht verwandeln. Dahin zielt, was man sich von dem Stallmeister des Koburger Herzogs Johann Casimir erzählt: es habe derselbe seine Wohnung fortwährend wechseln müssen, denn in jeglicher Miethe gieng ihm allenthalben ein Mittagsgeist nach, der seiner noch lebenden Ehefrau völlig gleichsah (Grimm DS. Nr. 259). Schon hier ist zu bemerken, daß aus diesem Fylgjenglauben alle jene zahllosen Geschichten entsprungen sein müssen, die man überall erzählt vom Zweiten Gesicht, vom Sichselbstsehen, vom Doppelgänger, vom Schatten im Lehnsessel, vom Bettgespenst in der Schlafkammer. Dieser Histörchen ursprünglicher Inhalt, gegenüber ihrer jetzigen Sinnlosigkeit, ist der seinem Körper folgende Schatten, welcher, weil er als das Wesentliche des lebenskräftigen Menschenkörpers erschien, auch zugleich als die um das Fortleben ihres Körpers tief besorgte Menschenseele galt. Und soweit geht einer solchen Seele Lebenslust, daß sie sich mit ihrem Menschenkörper sogar in Buhlschaft einläßt. Aber dieser Geleitsschatten muß mit dem erliegenden Körper endigen, dem Erschlagenen kann seine Fylgje weder mehr voranschreiten, noch nachfliegen, des Schattens Aufhören bedingt auch mit der Fylgje Tod. Fylgje, Schatten, Körper und Seele zeigen sich hier als eines. Ihre intime Gegenseitigkeit erträgt es, daß sich auch allerlei kleiner Hauszank zwischen den Beiden erhebt, aber er wird ausgeglichen und Eines steht wieder für das Andere gegen Jeden ein. Alles ist Reciprocität. Dieß findet sich noch in recht herzlicher Weise ausgedrückt bei einem

Dichter, in dessen reinkirchlichen Schriften man solches nicht sucht. Joh. Scheffler schreibt in seinem Cherubin. Wandersmann folgendes Epigramm:

Mein bester Freund, mein Leib, der ist mein ärgster Feind,
Er bindt und hält mich auf, wie gut er's immer meint,
Ich haß und lieb' ihn auch, und wenn es kommt zum Scheiden,
So reiß ich mich von ihm mit Freuden und mit Leiden.

Auffallen muß es, daß diesen Sagen zu Folge die den Geist ihres Pfleglings leitende Fylgje ihn zugleich buhlerisch verleitet, ihn zur Untreue gegen das Eheweib verführt. Ein so wenig mit der deutschen Zucht übereinstimmender Glaube bedarf, wenn er zugleich alt und echt sein soll, am ehesten der Erläuterung. Sogar Karl der Große lebte nach einer hds. Quelle aus dem 13. Jahrhundert ehelich mit einer solchen Waldfee zusammen, obschon er zugleich der berufene Gemahl seiner Kaiserin und der Vater zahlreicher Kinder ist. Allein diese Waldfee wird geschildert als ein Wesen, welches nur in des Kaisers Nähe lebensfrisch und ohne ihn eine leblose Leiche war. Als sie einst schlief und der Sonnenstrahl in ihren offenen Mund traf, erblickte der Kaiser ein unter ihrer Zunge verborgen liegendes Weizenkorn. Nachdem er dieß herausnehmen lassen, blieb das Feenweib von Stund an todt und lebte nicht wieder auf (Myth. 405). Dieses Kebsweib neben dem Eheweib deutet abermals auf jene Doppelseitigkeit des Seelenvermögens, aus welcher eben die beiden Fylgjen selbst entsprungen sind. Das Vorausschauen und das Zurückschauen des Geistes theilte sich auch dem Griechen in die zweifache Persönlichkeit des Prometheus und des Epimetheus, und erst dem späteren und schärferen Verstande erscheint es als die von dem einen Geiste ausgehende Eine Persönlichkeit der homerischen Ate. Diese Tochter des Zeus ist, übereinstimmend mit dem im ersten Abschnitte über den schadenden Schatten Vorgetragenen, der Schaden, der auf die unbedachte That folgt „die verderbliche Schuld, die nicht den Boden berührt, sondern mit weichen Füßen auf den Häuptern der Menschen schreitet und unversehens sich einstellt bei Uebereilung und Leidenschaft" (Il. 9, 119. 19, 90—138). Aber

eben damit ist Ate wieder die eine von jenen zwei Wächtern (φύλακες), die nach Hesiod, Proclus und nach Plutarchs Commentar dem Menschen beigegeben sind. Der Neugrieche hat sie mit ihrem antiken Namen in die zwei Schutzengel verwandelt, deren einer zur Rechten steht und die guten Thaten aufzeichnet, während der zur Linken das Ueble anmerkt (Welcker, griech. Götterl. 1, 733).

Die griechische Sage von Prokris, des Erechtheus Tochter, birgt in sich eine den deutschen Gefolgsgeistern nahverwante Vorstellung. Der Prokris Gemahl, Kephalus, ist nicht nur ein leidenschaftlicher Jagdfreund, sondern auch ein Frauenjäger und hat damit die Geduld seiner Prokris auf harte Proben gesetzt. Sie folgte ihm daher in seine entlegenen Jagdbezirke heimlich nach und hielt sich beim Orte seiner Mittagsruhe nebenan im Dickicht versteckt. Hier hörte sie, wie er ermüdet und erhitzt in den Seufzer ausbrach, daß doch Nephele (die schattende Wolke) herbeikommen und ihn bei diesen Sonnenstrahlen kühlen möchte. Eifersüchtig auf eine vermeintliche Nebenbuhlerin, sprang Prokris auf der Stelle aus dem Verstecke hervor; zugleich aber schleuderte Kephalus, bestürzt über das unvermuthet entstehende Geräusch, seinen Jagdspieß gegen das Dickicht und tödtete so unwissentlich sein eigenes Weib.

Natürlich müssen sich diese Beiden um ihres Pfleglings Neigung eifersüchtig streiten, gerade so wie im Gedichte Muspilli die beiden Theile des Todtenheeres um die aus dem Grabe erstehende Menschenseele sich „balgen". Die Gefolgsgeister der heutigen Isländer heißen Skotta (ahd. sciozan), Schößling, Nachwuchs des Geschlechtes. Während ihre Schützlinge zusammen zechen, gerathen jene hinter deren Rücken in einen eifersüchtigen Weiberzank und werden darüber sogar handgemein. Maurer, Isländ. Sag. der Gegenwart, 85. Auch Bürgers Gedicht vom wilden Jäger stellt diesem zwei solche entgegen gesetzte Rathgeber an die Seite:

Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

Wie in diesem Gedichte der eine Warner ein Bote des Satans ist, der andere ein Engel, so wird auch in der Sage die eine Fylgje zum verführenden Teufel, die andere zur rettenden Heiligen gemacht. Der Teufel kann dem Ritter Riddert, obschon dieser sich ihm verschrieben hat, nichts anhaben, denn St. Gertrud sitzt hinter dem Ritter mit zu Roß (Wolf, Ndl. Sag. Nr. 358). Mhd. Gedichte erzählen von einem Ritter, der seine Frau dem Teufel verschrieben hat und sie ihm nun zu Rosse zuführt. An einer Kapelle vorüber kommend, steigt die nichts Böses ahnende Frau ab und betet da, indessen die hl. Jungfrau Maria heraustritt und sich hinter den Ritter aufs Roß setzt. Nun muß der Satan entfliehen (Wolf, Beitr. 1, 192). Aehnlich stellt sich der Tscherkesse die Peris als weibliche Geister vor, die den Reitern aufs Roß springen, um ihnen von Liebe zu reden. Hat man unberathen sich ihrer Güte erwehrt, so wird man nur um so eher ihrer Rache verfallen. Wolfs Hess. Sagen Nr. 54 erzählen vom Ritter, der am hessischen Bielstein vorüber reitend von einer uralten Frau, die mühsam auf Krücken einherkam, gebeten wird, er möge sie mit aufs Roß nehmen. Da er Furcht empfand und davon eilte, sprang das Weib ihm auf den Rücken, und man hat nie mehr eine Spur von ihm gesehen. So sind die zwei Seiten unseres menschlichen Wesens als zwei streitende Frauen, als zwei doppelfarbige Schwestern, als eine gute und weiße Frau, und als eine schwarze und blinde Hel aufgefaßt. Auch in jener bekannten Xenophontischen Erzählung, Herkules am Scheidewege, erscheinen dem Halbgott, als er aus dem Knaben- in das Jünglingsalter eintritt und seine Lebensentschlüsse fassen soll, zwei verschiedenartige, sich bestreitende Frauen; die eine in weißem Gewande an ihm vorüberschreitend, die andere nach ihrem eigenen Schatten blickend, auf Herkules hinzulaufend. Beide machen Anspruch auf ihn. Aber so lange ihr Schützling der leidenschaftliche Mensch sein wird, wird er gerade diejenige Seele am meisten betrüben, die er selber am meisten zu lieben wünscht. Erst wenn nun Orpheus gestorben und zum zweitenmale zu den Schatten hinabgestiegen ist, verliert er seine Eurydice nicht

mehr, sondern lebt einträchtig mit ihr, wie es bei Ovid (Metam. 11, 64) heißt:

Jetzo wandeln sie dort mit vereinigtem Schritte, die Beiden;
Bald geht jene voran, und er folgt; bald eilet er selbst vor,
Und nach Eurydice darf mit Sicherheit Orpheus sich umseh'n.

Die Frage ist nun, in welcherlei Erscheinungsweise der Geleitsgeist außerdem auftritt und für bedeutsam gehalten wird.

Der Norweger glaubt, einem jeden Menschen gebe sich seine Fölgie in Gestalt eines solchen Thieres zu erkennen, das zu seiner eigenen Sinnesart am nächsten stimmt (Myth. 831). Und da von Gott Odhinn gleichfalls behauptet wurde, während sein Körper zuweilen leblos dagelegen, sei inzwischen seine Seele als Vogel, Fisch, Wurm oder als anderes Thier in ferne Länder geeilt (Rußwurm, N. Sag. 42), so war damit dieser nordische Glaube nicht bloß geheiligt, sondern es war zugleich einer ganzen Reihe von Thiergespenstern der Zwinger des Aberglaubens aufgethan. Da der Gefolgsgeist den Launen seines Pfleglings nur geflügelt nachzueilen vermochte, so betrachtet man die Seele am öftesten als einen Vogel. Auf orientalischen Denkmälern ist der Geist als ein doppelt beschwingter Kreis (Feroer) dargestellt. Auf einem antiken Vasengemälde, die Schleifung Hektors durch Achill darstellend, schwebt Patroklos Seele über dem Achilleus und treibt ihn an; ebenso sind auf altchristlichen Denkmälern geflügelte Figürchen, oft bis zum Uebersehen klein, über dem Haupte des Verstorbenen angebracht (Welcker, griech. Götterlehre 1, 808). Meine Mutter — so erzählt mir ein hierländischer Freund — zeigte mir in ihrem alten Gebetbüchlein oft ein Bild, auf dem in einer Bettlade ein Sterbender oder Kranker zu sehen war. Unten auf dem Fußbrette saß ein Vögelein und schaute ihm in's Gesicht. Auf meine Kinderfrage, was der Vogel bedeuten solle, meinte die Mutter bald, es sei der hl. Geist, bald es sei der Teufel, der auf die ausfahrende Seele lauere. Daß aber bei solcherlei älteren Bildwerken, selbst wenn eine Taube darauf vorgestellt ist, nicht geradezu an die columba eucharistica in diesem Falle gedacht zu werden braucht, dieß hat Wolf Beitr. 2, 209-219 an entscheidenden Beispielen, namentlich aus

Gregorius von Tours, nachgewiesen. Ist dir ein Liebes in der Fremde gestorben, so wird es dir ein Vögelein ans Fenster picken. Krähen, nordenher kommend und mit gesenktem Kopfe vom Dache schreiend, deuten auf den Tod des in diesem Hause Erkrankten. Aargau. Volksglaube. Es erscheint der verlassen am Meeresstrande stehenden Gudrun ein prophetischer Vogel, welcher ihr den auf dem Fuße nachkommenden Bräutigam und Befreier ankündet. In den Aargau. Sag. Nr. 48 erscheint die Seele Verstorbener als Taube, Rabe und Schmetterling; aber dann auch in minder edler Gestalt, als Irrlicht, als Katze, Kalb, Schwein und Hund. Der Hund, welcher den Gott und seine Botinen, Odhinn und seine Walküren, begleitete, der dann unsern ältesten Gauheiligen unzertrennlich bleibt, z. B. der heil. Walpurgis, wird später zum Höllenhunde. Es läuft daher stets in Hundegestalt dem Zauberer seine verlorene Seele nach; so dem Doctor Faust sein Pudel, dem Famulus Wagner und dem Jean de Nivelle der seine, dem Cornelius Agrippa sein schwarzer Paredrius, und liegt der Meister im Sterben, so springt das schwarze Thier verzweifelnd in's Wasser. Der holländische Nachtgeist Lodder kommt einher, die Zottelhaut eines Hundes um die Schultern geschlagen, oder selber ein Hund mit Feueraugen; er streckt die Pfoten über jeden brückenlosen Bach ans andere Ufer, wohin sein Pflegling als Liebhaber auf dem nächtlichen Wege zum Mädchen ist, und läßt ihn über Rücken, Hals und Arme bequem hinüber schreiten (Wolf, Ndl. Sag. Nr. 265. 213). Sogar die Nachtstunde giebt er dem Wandernden dabei an; denn flimmernd und pickend liegt er auf der Straße wie eine im Mondschein daliegende silberne Taschenuhr (Wolf, ibid. Nr. 213. 487—489). Hier ist dieser Geist das mit schwarzen Schlagschatten wechselnde glanzwebende Mondlicht; aber auch seinem Namen nach entspricht Lodder dem Lothur (Völuspa 18), welcher Odhins Bruder und Mitschöpfer der Menschen genannt ist. Später wird Letzterer zu Lothur-Loki, d. h. zum Vater der den Mond verschlingenden Hunde, gleichwie dieser Lodder in Hundsgestalt der Mond selbst ist. Anderwärts wird dieser Nachtgeist in den Niederlanden der lange Wapper genannt und

wafelt oder wabert als Stadthund zu Antwerpen (Wolf, ibid. Nr. 379); er erzeugt bald dunkle, bald flammende Luftgebilde, welche von den Strandbewohnern auf ein Unheil voraus gedeutet werden (Grimm, DS. Nr. 280). Wie Lodder der lodernde Mondschein, so ist auch Wapper die Waberlohe des Gestirnes, und als solches sind Beide bald ein Begünstiger der Liebesnächte, welcher Brücken und Wege zur Stelle zaubert, bald ein den Freund oder sein nächtlich steuerndes Meerschiff grausam irreführender Unhold. Der persönliche Schutzgeist nimmt also alle möglichen Formen an und stellt jede einzelne Seelenthätigkeit seines Schutzbefohlenen in einer entsprechenden Thierverkörperung dar. Er kommt aus König Guntrams Munde als Schlänglein herausgekrochen (Grimm DS. Nr. 428), aus dem Munde der Tänzerin als rothes Mäuschen herausgesprungen (Goethes Faust). In Gestalt einer Taube flattert die Seele der verstorbenen Dienstmagd aus dem Hausschranke (Aargau. Sag. 2, Nr. 272), also im Schwanenhemde oder Falkengewand, gleichwie die Göttin Freyja ein solches trägt, welche sich in die Seelen der gefallenen Helden mit Odhinn theilt und deshalb Valfreyja heißt. Die eine der drei Schwestern, von denen Panzers Sagen so viel zu berichten wissen, hat schneeweiße Flügel gleich Engeln, die andere aber nicht, denn sie ist böse und wird sich noch ganz schwarz färben (1, 26). In der Kirche zu Itzehoe ward ein Taubenflügel hergezeigt, ein Soldat hatte ihn der Jungfrau Maria abgeschossen, als sie die Stadt gegen das stürmende Heer der Schwarzen Grete beschützte (Müllenhoff, Schlesw.-Holst. S. pag. 121). Hier kämpft die weiße Taube gegen den schwarzbeschwingten Unheilsvogel, die christliche Maria gegen die heidnische Grete, beide als sich bestreitende Schutzgeister. Beide sind für diesen Kampf geflügelt, also Walküren; und so sind es auch die vorhin erwähnten drei Schwestern, von denen es bei Panzer 1, 180 heißt: Sie waren gefolgt von einem weißen und einem schwarzen Hündchen; sie ritten zu Dritt in den Krieg und wirkten da mehr als die Ritter selbst, d. h. mehr als die Schutzbefohlenen. Wie diese Fylgjen als Schildjungfrauen ihren Helden im Kampfe beschirmten,

so wurde die Thiergestalt, in welcher sie erschienen, zugleich des Helden Schildzeichen, das zwischen Weiß und Schwarz wechselnd, Schwan und Adler, Schimmel und Rappen, weiße und schwarze Doggen, Seefräulein und Mohrenköpfe u. s. w. am häufigsten aufweist.

Bei den nordamerikanischen Indianern gilt in gleicher Weise der Manitto. Er wird dem Menschen im Traume verliehen und hat ihm nun überall beizustehen. Der eine bekommt so die Eule, der andere den Büffel zum Begleiter, der Wilde ist stolz darauf und hält sich für stark und mächtig (Loskiel, Gesch. d. evang. Brüdermission. Barby 1789, 53).

Es ist aber nicht allzeit rathsam, seinen Gefolgsgeist zu erblicken. Wir sagen, wer sich selbst sieht, dem ist damit sein naher Tod angekündet. Im Norden heißt's, wer seine Fylgja schaut, den verläßt sie, der büßt damit sein Leben ein (Myth. 831). Nur einmal blickt sich Orpheus um und verliert damit auf immer die ihm nachfolgende Eurydice. Als Agrippas Schüler zu Löwen sich in des Meisters Studierzimmer geschlichen und da in dessen Beschwörungsbuche gelesen hatte, trat ein Geist zur verschlossenen Thüre herein und fragte, warum rufst du mich, was soll ich dir thun? Der Schüler war darauf nicht gefaßt, fand in seiner Angst keine Antwort und wurde vom ergrimmenden Geist erdrosselt (Wolf, Ndl. Sag. Nr. 264). In der letzten Predigt, welche Karlstadt zu Basel hielt, sah er, wie ein großer schwarzer Mann in die Kirche kam und sich neben den Bürgermeister setzte. Beim Weggang aus der Kirche fragte Karlstadt, wer der Unbekannte gewesen, aber das wußte keiner ihm zu sagen, denn Niemand hatte den Mann gesehen. Als der Prediger nach Hause kam, erzählte man ihm, der große schwarze Mann sei vor wenigen Augenblicken da gewesen, habe das jüngste und liebste Kind bei den Haaren ergriffen, als wolle er ihm den Hals brechen, doch habe er's zuletzt wieder hingesetzt und ihm befohlen: Sage deinem Vater, daß ich binnen drei Tagen zurückkomme und daß er sich also bereit halte. Karlstadt erschrak darüber sehr, legte sich zu Bette und starb drei Tage nachher (Wolf, DMS. Nr. 96). Gerbert, der unter

dem Namen Sylveſter II. den päbſtlichen Stuhl beſtieg, begegnete einſt um Mittag in der Waldeinſamkeit einer Jungfrau, die ſich Meridiana nannte. Auf ihren Wunſch entſagt er ſeiner bisherigen Geliebten, verbindet ſich ehelich mit dieſer Waldfrau, lernt durch ihre Belehrung Vergangenheit und Zukunft erkennen und wird bei ſolcher Weisheit das Oberhaupt der Kirche. Aber als er dieſe Meridiana einſt während ſeines Kirchendienſtes vor ſich erblickt, iſt es das letzte Jahr ſeines Pontificats und ein Vorzeichen ſeines Todes. Dieſe altengliſche Sage nebſt anderen ähnlich lautenden, von Cäſarius von Heiſterbach in aſcetiſchem Sinne erzählt, hat eine ausführliche Beſprechung gefunden bei Wolf, Beitr. 2, 236 ff.

Zuweilen erſcheint der Schatten nur um zu drohen, aber ohne weitere Folge. Der Schwarze in der Au (Aargau. Sag. Nr. 39) mit ſeinem Breithute und Zwerchſack, ſtolpert Nachts neben und über den Leuten hoch einher; aber am Stromufer verläßt er ſie wieder oder ſchleudert ihnen nur Steine in den Fluß nach. Läßt ſich dagegen der lange Mann in der Mordgaſſe zu Hof blicken, ſo erfolgt im ganzen Voigtlande das große Sterben (Grimm DS. Nr. 167). Bei einer anderen Gelegenheit tritt der Schatten warnend auf und rettet ſogar aus der Todesgefahr. Ein ſolches Beiſpiel wird erzählt aus Irland in dem bei Cotta erſchienenen Sammelwerke Erin 6, 18. Ein Weib hatte einen Vampyr oder Leichenfreſſer zum Ehemann gehabt Namens Nora Guare, d. i. der Braunmann. Nach ſeinem Tode ließ ſie ſich einmal verleiten, an ſein Grab zu gehen, um da zu lauſchen, ob man denn das angebliche Lippenſchmatzen und Schnullen einer Vampyrsleiche wirklich hören könne. Als ſie da zufällig vor ſich hinblickte, ſah ſie, wie ihr Schatten ſich bewegte, während ſie ſelbſt ſtille ſaß, mit ſeinen ſchwarzen Armen ihr Winke gab, daß ſie den Platz verlaſſe, alsdann eine Hand erhob, auf den Heimweg deutete, vom Boden aufſtand und hinweg ſchritt. Nun folgte das erſchreckte Weib nach. So war ſie diesmal durch ihren Schatten gerettet worden. Denn hätte ſie da der wieder erwachende Braunmann getroffen, ſo hätte er ſie ſofort verzehrt. Dieſer haarſträubende

Glaube von dem selbstthätig auftretenden Schatten der eigenen Person ist uns fremd geworden; nicht aber der mit ihm verbundene andere, von dem noch wirksam vorhandenen Schatten längstbegrabner Leute. Kommt der Geist Verstorbener in Mondnächten vor die Hausthüre, so hütet sich der Inselschwede besonders von dessen Schatten getroffen zu werden, weil man sonst auch in des Gespenstes Gewalt geriethe (Rußwurm, Eibofolke 2, 265). Jener Knabe in Pfeffels Institut zu Kolmar soll die Eigenschaft besessen haben, an dem Platze, wo Todte begraben lagen, ihre ganze Gestalt in Dünsten aufsteigen zu sehen (Grimm, DS. Nr. 261). Jüngsthin hat Dr. Reichenbach darüber sogar eine Art Systematik zusammen gebaut in seinen Schriften über das Od und über die Sensitiven.

Dieß führt uns auf den alten Brauch der Schattenprobe und der Schattenbuße. Bei der Schattenprobe wird der körperliche Schatten, den man in Sonnen- und Mondschein wirft, erforscht und als eine Art Lebens-Assecuranz behandelt, um sich damit seiner und der Seinigen Lebensdauer zu versichern.

Die Rabbinen Ramban, Rakanat, Bechai u. A. schreiben über 4. Mos. 14: Gott zeigt den Juden in der siebenten Nacht des Pfingstfestes und zwar durch den Mond, was ihnen das Jahr hindurch widerfahren solle. Daher gehen die Juden in dieser Nacht in den Mondschein hinaus, etliche nackt oder baarhäuptig, andere im Hemd oder Leinlaken, lassen das Gewand fallen und spreiten die Arme aus. Mangelt einem dann im Schatten der Kopf, so wird's ihm dieß Jahr den Kopf gelten, er wird sterben müssen. Mangelt ihm ein Finger, so wird ihm ein guter Freund sterben, mangelt ihm die Rechte, so trifft's den Sohn, und wenn die Linke, so wird ihm eine Tochter mit Tod abgehen. Sieht er gar keinen Schatten, so stirbt er ohne Zweifel noch ehe er von seiner neuesten Reise, die er vorhat, heimkehren wird. Und Alles dieses deuten die Rabbinen aus jener nachher noch zu erwägenden Bibelstelle: Es ist ihr Schatten von ihnen gewichen (Buxtorf, Judenschul. Basel 1643. p. 277).

Man tritt im Solothurner-Gäu zur Zeit der alten Fasnacht (an dem auf den Fasnachtssonntag zunächst folgenden) in

den Mondschein hinaus, nachdem man vorher ein Gebet zum Schutzpatron gesprochen hat. Wer da keinen vollkommenen Schatten wirft, an wessen Schatten der Kopf sich nicht scharf rundet, der glaubt, die nächstjährige Fasnacht nicht mehr zu erleben. Wirft aber da ein schwer Erkrankter scharfen Schatten, so hat man um so mehr Hoffnung für sein Aufkommen. Erblickt eine Jungfrau ihren Schatten zweiköpfig, so wird sie im folgenden Jahr ein uneheliches Kind zu stillen haben. Auf solcherlei zweifelhafte Versuche mag sich am besten die Redensart beziehen, vor seinem eigenen Schatten beben. „Ich weiß noch ganz gut, — so lautet die mündliche Mittheilung, die mir aus dem Dorfe Däniken an der Solothurner Aare zukam — wie unsere Großmutter selig sich freute und Gott dankte, als bei einer solchen Mondscheinprobe ein jedes von uns Kindern seinen tüchtigen Kernschatten geworfen hatte." Auch anderwärts noch ist dieser Brauch nicht verschollen. Wer am Sylversterabend seinen Schatten ohne Kopf sieht, stirbt im nächsten Jahr (Kuhn, Nordd. Sag. p. 408, 148). Während des Essens am Weihnachtsabend erblickt Mancher beim Umschauen seinen Schatten doppelt; ein solcher stirbt dann im nächsten Jahre (Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 1, 265). Wer sich in der St. Marcusnacht (25. April) an die Kirchenthüre stellt, kann da die Schatten derjenigen erblicken, welche dieses Jahr über im Orte sterben werden (Bechstein, Mythe Sage und Märchen 1854. 1, 161).

Diese Sätze gehören keineswegs unter den gewöhnlichen Mischmasch abergläubischer und zielloser Vorstellungen der Jetztzeit, sie lassen sich schon frühzeitig nachweisen. Der Jesuite Delrio (Disquiss. mag. lib. IV. cap. 2, quest. VII., sect. 2) weiß, daß es seiner Zeit in einigen Klöstern eine herkömmliche Todesvorbotschaft gewesen ist, wenn solche Mönche, die bald sterben sollten, gesehen wurden in ihrem Chorstuhle ohne Kopf sitzend. — Aber um solche dem Tode Verfallenden noch länger zu fristen, trug man sie dann wiederholt in die Sonne, man suchte ihren zaudernden Schatten zu erwecken. Der Isländer Thôrkill läßt sich in der Todesstunde in die Sonne hinaustragen

und befiehlt sich dem Gotte, der die Sonne geschaffen hat (Landnama pag. 19). Aehnliches erzählt Rengger in seiner Reise nach Paraguay von dem indianischen Volksstamm der Quarani's, welche ehedem in den Gebirgswäldern Paraguays der herrschende und zahlreichste Volksstamm waren, nun aber nach und nach ganz aussterben. In der Vorempfindung des ihnen nahenden Untergangs geben sie vor, sie hätten seit alter Zeit einen Jesuitenpater bei sich, der ihr Vater und Rathgeber sei, aber so hochbetagt und abgelebt, daß sie ihn alle Tage an die Sonne hinaustragen müßten, um ihn lebendig zu wärmen. Aus dieser Schattenprobe in Mond- und Sonnenschein wird uns nun das weit verbreitete Märchen (Grimm, Nr. 44) vom Gevatter Tod erklärbar. Da spricht der Gevatter Tod zum Arzt: Wenn du zu einem Kranken gerufen wirst, so will ich jedesmal mit erscheinen; steh ich dann zu Füßen des Kranken, so ist er mein, und du hast dann zu erklären, alle Hilfe sei umsonst, kein Arzt in der Welt vermöge da zu retten. Nun ist der Arzt schlau. Er rettet alle schon für verloren gehaltenen Patienten damit, daß er sie verkehrt ins Bette legt; so daß der betrogene Tod zu ihren Häupten zu stehen kommt. — Was anderes soll damit gezeigt sein, als die vorhin erwähnte Langlebigkeit dessen, der einen vollen Kernschatten wirft, und dagegen die Todesgefahr desjenigen, dessen Schatten kein deutliches Haupt abwirft. Der wechselweise bald zu den Füßen, bald zu den Häupten der Kranken stehende Gevatter Tod ist also klärlich jene Fylgja wieder, die der Skandinavier als die vorausgehende und als die nachfolgende Geleitsfrau unterschied. Zu völliger Verdeutlichung wird dieser Glaube gebracht durch die Wendung, welche in Wolfs Deutsch. Hausmärchen pag. 366 dieselbe Erzählung nimmt. Denn hier ist eben diejenige Stellung des Todes zu Häupten der Kranken, die ihnen im Grimmschen Märchen das Leben bringt, eine ihnen das Leben absprechende.

Also ist bei Grimm der Lebensschatten die dem Körper nachschattende Hamingja, und bei Wolf eine ihm vorausschattende Forynja. Auch nach dem Talmud (Tractat. Abhodazara cap. 1) steht der Todesengel zu Haupt des Sterbebettes,

ein nacktes Schwert in der Hand, an dem drei Tropfen Galle hängen; von dem einen Tropfen stirbt der Mensch, vom andern erblaßt, und durch den dritten verfault er (Buxtorf Judenschm. pag. 636). Im weiteren Verlaufe jener Wolfischen Erzählung geht nun der in allen Kuren stets glückliche Arzt einmal durch den Wald und begegnet seinem Taufpathen dem Tode wieder. Der Arzt will ihn dießmal durchaus nach Hause begleiten und sehen, wo er wohne, und der Tod verweigert's und wehrt's und will es durchaus nicht zulassen. Zuletzt setzt der Arzt seinen Willen durch. Sie kommen aus dem Wald hinaus vor ein Schloß, dieß ist gar schön, alle Läden aber sind daran zugeschlossen. Hier abermals soll der Doctor umkehren; jedoch seine Neugier ist zu rege, er will wissen, wie es im Schlosse des Todes aussieht. Da waren denn alle Zimmer dunkel, aber voll Lichtchen, eins am andern. Was ist das? fragte der Arzt erstaunt, und der Tod erwiederte: das sind die Lebenslichter der Menschen. Ach lieber Pathe, fragte der Arzt, wo ist denn meines? Und der Tod antwortete: darnach frage nicht, das ist dir nicht gut zu wissen. Da gieng es aber wieder wie vorher, der Arzt fragte so lange, bis der gute Tod ihm ein ganz kleines Lichtchen zeigte, welches nicht mehr weit vom Verlöschen war. „Nun gehst du mir aber und bleibst keinen Augenblick mehr," sprach der Tod ernst, „damit ich nicht hier mein Amt an dir üben muß;" und er führte ihn rasch aus dem Schloß in den Wald zurück. Der Arzt eilte nach Hause und wurde noch am Abend ernstlich krank. Als er in der Nacht einmal erwachte, schaute er sich im Zimmer um, da stand der Tod zu Häupten seines Bettes. Allein listig wendete sich der Kranke rasch in dem Bette um und streckte dem Tode die Beine entgegen. Ruhig gieng der Tod an das andere Ende des Bettes. Doch da kehrte sich der Arzt abermals und trieb sein Spiel also fort bis gegen Morgen, so daß der Tod trotz aller Güte und Freundlichkeit dessen endlich doch müde wurde. „Mit dir einem habe ich mehr Noth, als mit Allen, die ich seit dem Vater Adam geholt habe, sprach er. Aber laß uns freundlich scheiden; sage mir, willst du heute noch leben, so gewähre ich

es dir gerne.“ Nur noch ein Vaterunser lang, sagte der Arzt. Das sei dir gewährt, sprach der Tod, der Arzt begann: „Vater unser der du bist — so, und jetzt bet ich fünfzig Jahre lang daran!“ da lachte der Tod und sprach, ich werde mich hüten, noch einem Doctor meine Kunst zu lehren!

Allgemein glaubt man in der bair. Oberpfalz, jedem Kranken, der sterben solle, stellt sich der Tod sichtbar ans Bette. „Wisset,“ sagt da der Gevatter Tod, „wenn ich bei einem Kranken zu Füßen stehe, so kommt er selber wieder auf die Füße; stehe ich aber ihm zu Kopfen, so muß er sterben.“ Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 3, 7. 12.

Geboren werden, heirathen und sterben sind die drei Acte im Schauspiel des menschlichen Lebens. Die Forynja, Hamingja und Walküre sind die dreierlei Schutzgeister der drei Menschenalter, oder die dreierlei Arten des Schattens, die den drei Zeiträumen eines Menschenlebens zukommen. Der lichte Morgengeist bläst dem Kinde die Seele ein, bräutlich vermählt sich der Mittagsgeist dem gereiften Manne, und hinter dem gebeugten Greise sinkt auch sein Abendschatten zusammen. Den Lebensmorgen stellen alle Volkssymbole als Licht, Lebensflamme, Lichtblume, brennendes Scheit dar, und den Lebensabend als eine Finsterniß, als ein Erlöschen, Ausglühen und Asche werden. Als der Jägerknabe die Hexe erschießen will, lacht diese laut auf und spricht: mein Leben wohnt nicht in mir, sondern weit weg in einem verschlossenen Berg. Da ist ein Teich, auf dem Teich schwimmt eine Ente, in der Ente ist ein Ei, in dem Ei brennt ein Licht, dieß ist mein Leben, wenn du es auslöschen könntest! (Haltrich, Siebenbürg. März. pag. 189.) Als König Mykerinos von Aegypten nach seiner Tochter Tod das Orakel erhält, daß auch er nach sieben Jahren sterben müsse, sucht er seine Lebenstage zu verdoppeln, indem er die Nächte durch Lampen ohne Zahl erleuchten läßt (Herodot. II. 133). Und daraus ist das heilige Lampenfest zu Saïs entstanden, das man in derselben Festnacht begieng, in der man des Osiris Tod beklagt. Der Altgrieche und der Deutsche bestecken den Geburtstagskuchen des Kindes mit so viel Lichtchen, als es Lebens-

jahre zählt; dagegen ist das eine Lebenslicht, das dem alternden Arzt im Schlosse des Todes gezeigt wird, schon bis auf ein Stümpchen herabgebrannt. Der Jugendgeist ist ein auflodernder, feuriger; die Abgeschiedenen aber sitzen „in Finsterniß und Schatten des Todes (Luc. 1, 79), sie sind hingegangen in das Land der Finsterniß und des Dunkels, da es stockdick finster ist" (Hiob 10, 21).

Man verbrennt nicht bloß die Leichen, sondern um den Tod zu vertreiben, entzündet man lebendiges Feuer. Um den Todesschatten der sinkenden Jahreszeit zu mildern, zündet man die Sonnenwend- und Neujahrsfeuer an; um den Tod vom Sterbenden abzuhalten, giebt man dem im Verscheiden Liegenden ein brennendes Licht zu halten; die Sterbkerze oder Römerkerze. Ist der Kranke verschieden, so nimmt man ihm das Licht aus den gefalteten Händen und läßt es vom Jüngsten im Hause ausblasen. Dieß ruft bei den Umstehenden gewöhnlich das bitterste Wehklagen hervor. Das Gleiche geschieht nochmals, wenn der Schreiner den Sarg bringt und der Leichnam hineingelegt wird (Aargauer Brauch).

Und von diesem katholisch kirchlichen Brauch her hat sich auf die Protestanten der Glaube vererbt, ein schwer Erkrankter werde sterben müssen, wenn nach der Abendmahlsfeier der Dampf der ausgeblasenen Altarkerze zur Kirche hinauszieht (Kuhn, Nordd. Sag. pag. 436). Jene Römerkerze soll im Sterbenden dem Mangel an Licht wehren, mit dieser Altarkerze ist ihm sein eigenes Lebenslicht ausgeblasen. Das Licht des Herrn ist des Menschen Seele (Prov. 20). Ebenso tröstlich lehrten die Pythagoräer, daß die Seele des Gestorbenen keinen Schatten mache (Welcker, Kl. Schrift. 3, 161). In israelitischen Trauerhäusern ist es nach dem noch herrschenden Profanglauben nicht bloß durch Trauer düster, sondern geradezu finster, schattig durch den fortdauernden Einfluß des jüngst Verstorbenen, der nach seinem Tode noch im Hause herumzuwandeln hat. Man läßt darum bei jedem Trauerfalle sieben Tage lang, in vermöglichen Familien sogar das ganze Trauerjahr hindurch ein Licht brennen, und im Leichengebete heißt es, Gott wolle „den Schatten"

(des Verstorbenen Seele) in Schutz nehmen und nicht verstoßen. Jedes folgende Jahr sodann wird an dem Begräbnißtage des Verstorbenen jenes Licht wieder angezündet. So ist es Sitte in den zwei Aargauer Judengemeinden Lengnau und Endingen, und so beschreibt es auch als einen heutigen Brauch der Pariser Juden Ben Baruch Crehange im Annuaire officiel du culte israëlite, Paris 1858, pag. 104.

In der Oberpfalz herrscht der Glaube, die Seele gehe hinter ihrer Leiche mit drein zum Kirchhof. Da muß sie dann die Gottesackerwache halten, bis wieder eine Leiche hergebracht wird, von deren Seele sie abgelöst wird. Dann kehrt sie auf sechzig Tage ins Trauerhaus zurück und wiederholt denselben Besuch alljährlich an ihrem Todestage (Schönwerth, Oberpfalz 1, 281). Eine ähnliche Vorstellung äußert Paracelsus. Der Geist des Menschen, sagt er, gleicht ganz seinem Leibe, als solcher ist der Geist ein magischer Schatten, der, weil er aus dem Universum stammt, nach des Menschen Tod der Leib der Seele bleibt. Der Geist derer aber, die an die Erde gekettet sind (durch begangene Verbrechen oder A.), bleibt als eine unselige Dunstgestalt in der Nähe des von ihm verlassenen Leibes. Nach der Litthauer Sage Ragaina (in Jordans litth. Volksl. u. Sag. 1844) kommen die Seelen verstorbener Kinder als Rauch und Nebel auf die Erde zurück. Wir müssen daher diese Schatten hinwegleuchten oder ihnen zur Verklärung verhelfen. In solchem Denken schmücken wir am Allerseelentage die Gräber mit Blumen, farbigen Laternen und brennenden Kerzchen. Die Paracelsisten hatten eine eigene Lebenslampe construirt, deren hellere und schwächere Flamme die Lebenskraft ihres Besitzers anzeigte und bei seinem Tode erlosch. Man nannte sie Lebenskerze, Biolychnium, aber auch Blutlampe; denn da die junge Menschenseele als reines Feuer galt, so verfertigte man die Kerze chemisch aus Menschenblut und Kinderhändchen. Kinderfingerchen wurden darum von Hexen, Schatzgräbern und Zauberern auf Kirchhöfen begierig ausgegraben, in dem Glauben, daß schon solche Fingerchen die Leuchtkraft eines ewigen Lichtes hätten. Der Engländer Olivarius Arto

und der Leipziger Bürgermeister Hieronymus Reuter sollen solche Blutkerzen besessen haben, die bei ihrem Lebensende augenblicklich erloschen (Zedler, Univ. Lex. 4, 242). Es liegt dieser Glaube von einer lichtgleich verwehenden und erlöschenden Seele schon im Namen selbst, welchen die Seele in den ältesten Sprachen führt. In den altbrahmanischen Religionssystemen und im Buddhismus wird die endliche Bestimmung der Seele mit dem Worte Nirvâna ausgedrückt, das aus vâ blasen, und der Negation nir zusammengesetzt ist, also Verlöschen und Auswehen bedeutet. Auch stellt Grimm, Gramm. 2, 99 unser Wort saiv-ala (anima) zu saivs (mare, fluctus), also ebenfalls zum Begriffe einer verwehenden, her- und wegwogenden Kraft.

In einer schwedischen Sage wird dieser Glaube von Licht und Schatten nach den beiden Seiten unserer Untersuchung sehr belangreich ausgedrückt, Lenau erzählt sie in seinen „Neueren Gedichten" unter dem Titel Anna, und seiner Erzählung folge ich hier. Braut Anna wünscht ihre Körperschönheit nicht im Wochenbette einbüßen zu müssen. Sie wirft daher in der Heidemühle sieben Weizenkörner durch ihren Ehering auf den Mahlstein hinunter und läßt sie zermalmen. Bei jedem Weizenkorn, das der Stein zerquetscht, hört man das Wimmern einer Kinderstimme. So erspart sich die Eitle die Geburt von sieben ihr vorbestimmt gewesenen Kindern. Aber nach sieben unfruchtbaren Ehejahren ist Annas Schönheit und Gestalt verfallen, sie wirft nun keinen Schatten mehr. Vom Gemahl verstoßen muß sie vom Bettelbrod leben, ihr begangener Frevel treibt sie zur Buße. Da sie nun einst reuigen Herzens in eine Waldkapelle eintritt, sieht sie auf dem Altar sieben Kerzen, die da ohne Leuchter stehen und brennen. Zugleich ziehen an der Betenden sieben lächelnde Lichtgestalten vorüber: die Ungebornen, deren aufkeimendes Herz sie einst zerstört hatte, sind nun versöhnt, und Anna ist damit ihrer Leiden ledig. So büßt Anna ihre Sünde ab, und ihre Strafe besteht darin, daß sie schattenverlustig geworden. Diese Schattenbuße ist ehemals im deutschen Rechte von Wichtigkeit gewesen und hat zum Theil noch immer ihre Anwendung.

Allgemein ist unter dem Landvolke im Solothurner-Gäu

der Glaube verbreitet, man dürfe mit seinem eigenen Schatten kein Spiel treiben. Kindern wehrt man es, wenn sie mit der Handstellung Thierschatten, die sogenannten Häschen, an der Zimmerwand bilden; man sagt ihnen, der Schatten werde böse und schlage einem zuletzt ins Gesicht. Der ältere Glaube meinte, wer seine Fylgja schaut, den verläßt, von dem geht sie (Myth. 831); hier aber tritt der Schatten selbstthätig gegen den an ihm Frevelnden hervor und schlägt, d. h. erschlägt ihn. Dadurch wird uns endlich eine alte Rechtssitte erklärbar, jene oft erwähnte Scheinbuße vom geschlagenen Schatten. Es gilt im schwäbischen Landrechte die Bestimmung, daß ein Unfreier, beleidigt von einem Freien, an dessen Schatten Rache nehmen könne, und dieß hat also zu geschehen: der Beleidiger muß an einer von der Sonne beschienenen Wand stehen, der beleidigte Unfreie aber soll des Beleidigers Schatten an den Hals schlagen und somit seine Rechtfertigung gewonnen haben (Grimm, RA. 678. Schmeller, Wörterb. 3, 413). Dem mit seinem Schatten unziemlich spielenden Kinde wird von jenem eigenhändig ins Gesicht, und dem Schatten des Gegners wird vom unfreien Spielmann an den Hals geschlagen. Dorten nimmt sich der Schatten selbst Rache, hier wird sie an ihm genommen, in beiden Fällen aber zum Unheil des Schattenwerfenden; denn diesem soll damit ans Leben gegriffen sein. Grimm in den Rechtsalterthümern macht bei diesem Punkt geltend, daß manche Strafen des altdeutschen Rechtes mit der Zeit ihren Sinn verloren und zu bloßen Scheinbußen herabsanken, die dann nur noch gegen Unfreie oder Unmündige zu einer Art ironischer Anwendung gebracht wurden. Dem läßt sich auch der weitere Erklärungsgrund beifügen, daß der kindliche Glaube an die geistige Wesenheit des Körperschattens eben bei Kindern und Knechten noch lange verblieben sein mußte, nachdem die Vernunft-Entwickelung der Freien in ihm längst nichts anderes mehr erblicken mochte, als eine physische Folge. Und daher nun muß der Umstand rühren, daß die Strafe, welche am Schatten des Verbrechers vollzogen wurde, selbst noch im 15. Jahrhundert vollzogen und der Strafe der Entehrung gleich-

gehalten worden ist. In Luthers Tischreden geschieht eines von Kaiser Maximilian I. gemilderten Todesurtheiles Erwähnung: wenn man den Uebelthäter zum Richtplatze bringe, solle ihm die Erde seines Schattens weggestochen oder weggestoßen, und er selbst darauf Landes verwiesen werden; und das heißt „ein gemalter Tod.“ Hermann Kurtz, Erzählungen Bd. 1, Stuttg. 1858 erzählt diesen Gerichtsfall aus einer späteren, aber einläßlichen Quelle. Von Purgstall, ein Edelmann im Gefolge des Kaisers, sollte auf dem Reichstage seinen Genossen von Trotta Nachts in dessen Schlafgemache erstochen haben. Purgstalls blutiges Schwert war neben der Leiche gefunden worden. Der Angeschuldigte bezeugte, sein eignes Schlafgemach jene Nacht nicht verlassen zu haben, und konnte nicht überwiesen werden. Man nahm an, der Teufel müße Purgstalls Schattengestalt (larvam) angenommen und die That verübt haben. Darum wurde schließlich der Delinquent gegen die Sonne geführt und hinter ihm seinem Schatten der Kopf abgestoßen. Diese Scheinhinrichtung, vollzogen am Schatten, mußte ehedem einer am Verbrecher wirklich vollzogenen für gleich gehalten worden sein. Swaz ich im tuon, daz sol er mînem schatten tuon, ist ein oberdeutsches Rechtssprichwort. Das heute noch bei uns übliche Kinderspiel Schattejagis, Schatteträmperlig's (Alemann. Kinderlied. pag. 415) redet deutlich genug für das Ernstgemeinte einer solchen Genugthuung und Buße; denn in diesem Fangspiele sucht der Verfolger der einen Spielgenossenschaft den Verfolgten der andern Spielpartei auf solche Nähe zu erreichen, daß er ihm in den Schatten *treten* kann; damit hat er diesen Vorläufer der Gegenpartei spieltodt getreten. Ein anderes Kinderspiel ibid. pag. 442: „Eli, Eli, i tramp dir ûf dîne Schüehli,“ deutet mit dem Rufnamen Eli auf Hel; es ist gleichfalls ein Fangspiel, bei dem die als Thiere gedachten Kinder sich auf die Fußzehen zu treten suchen. Auf den Salomons-Inseln, östlich von Neu-Guinea, wird jeder Eingeborne, der auf den Schatten des Königs tritt, mit dem Tode bestraft (Dumont d'Urville, Reise um die Welt, übers. von Diezmann 1837. 2, 89).

Das Material über den Schatten als Seele ist hiemit noch keineswegs erschöpft, aber das bereits Mitgetheilte mag genügen, es erklärt so viel, als es soll. Nun liegt eine Frage so nahe, daß man ihr billig nicht ausweichen kann, die nemlich um den ethischen Gehalt dieses bisher besprochenen Glaubenssatzes. Denn, sagt man, wenn dem Heidenglauben ein Himmel der Seligen bereits gewiß war, wozu denn noch zugleich und daneben dieser unerquickliche Glaube von einem mit wesenlosen Schemen angefüllten Schattenreiche? Neben Abrahams Schoß hatte der Jude sein Scheol, neben dem Elysium der Grieche seinen Aïdes, neben Odhinns Walhall der Germane Hels dunkles Todtenreich. Wozu aber dieser reizlose Schattenort, wenn doch bereits ein Himmel da ist und außerdem ein Straf- und Qualort ursprünglich nie besteht? Wozu also ist des Herakles Schatten gleichzeitig im Aïdes zu sehen, während seine Heldenperson im Olymp sitzt im Kreise der unsterblichen Götter? vgl. Od. XI, 601. Die Antwort darauf war dem Heiden jedenfalls geläufiger als uns; wir trennen und theilen da, wo er dieses Doppelverhältniß noch ruhig beisammen liegen und dann folgerichtig auseinander sich entwickeln sah. Er wußte noch wohl, wie spät seine Olympier aus dem Gebirge, das ursprünglich ihr Wohnsitz gewesen, zum Olymp hinaufgestiegen waren. Dort erst hörten sie dann auf, ihm als Erdgötter zu gelten. Je mehr sie nun jenseitige wurden, desto düsterer und irdischer gestaltete sich das Diesseits und die Wirklichkeit, aus der sie entwichen; desto schwererlastend und trübseliger wurde das Schattenreich, der finstere Erdleib, den sie sich vormals ohne Verdruß freiwillig zum Wohnorte gewählt hatten. Nur dann erst, wenn die Erdgötter durch die Herrschsucht der nachgebornen Olympier ungebürlich herabgedrückt werden, erscheint nun auch dieses Schattenreich als bedrückendes, trostloses, in welchem diese Götter als mediatisirte und die Seelen als unvermögende einen Zwangsaufenthalt nehmen müssen. Diese Empfindung von Verlassenheit und Schmerz ist von später Entstehung, sonst hätte der Frühlingsgott Adonis nicht die eine Hälfte des Jahres in der Unterwelt, die andere

im Olymp verlebt; es hätte der Gott der Ausdauer und Energie, Herakles, nicht selber bei den Schatten gehaust, der zur Hölle Niedergefahrene würde sonst auf Oeta sich nicht selbst verbrannt haben. Und ein ähnlicher Gedankengang ist in dem Religionssysteme der Hebräer und der Germanen ebenfalls zu erkennen. Der Germane, der seinem Körperschatten Wesenheit und Leben zugeschrieben hatte, brauchte vor dem endlichen Betreten der Schattenwelt nicht zurückzuscheuen; und der Hebräer erschrickt vor ihr erst alsdann sadducäerhaft, wenn ihn der speculative Gedanke aus der Fremde her beschleicht; dann wird auch ihm der Schatten, der sonst „sein Leben, seine Stärke und Kraft" geheißen hat, zum leeren Nichts. Im Indischen Märchen „Des Holzhauers Tochter" spricht der Geist, der um das arme Mädchen freiet, zum Vater desselben folgendes Bräutigamsversprechen: Gieb mir deine Tochter, dann soll euer Schatten wachsen, eure Schätze sollen groß werden. Märchensammlung von Somadeva Bhatta, übers. von Brockhaus 2, 193. Von Hiskia, als er sterben wollte, weicht der Schatten; erst als Jesaja mit der Kunde zu ihm tritt, daß Gott ihm das Leben verlängern wolle, kehrt auch der Schatten am Sonnenzeiger um die zehen Linien wieder zurück, über welche die Sonne bereits gelaufen ist. Der Jude nahm also im körperlichen Schatten den gleichen Lebensgeist an, wie unser Alterthum, und ein Volk vertilgen, nannte er, demselben seinen Schatten nehmen. Als die Israeliten zagten, die Enakssöhne unter den Kanaanitern bekämpfen zu können, spricht Josua ermuthigend zur Gemeinde: Wir wollen sie wie Brod fressen, denn es ist ihr Schatten von ihnen gewichen (4. Mos. 14, 9). Die chaldäische Bibel übersetzt hier das Wort Schatten mit Stärke und Kraft: robur, præsidium eorum; Luther: es ist ihr Schutz von ihnen gewichen. Aber dieser Schutzgeist wandert anderwärts nach Scheol, um da verschlungen zu werden, gleichwie der zu Hel Gekommene späterhin als ein in die Hölle verstoßener erscheint. „Die Unterwelt thut weit auf ihre Gier" sagt dann Jesaja 5, 14 und Luther übersetzt: Weit auf sperrt die Hölle ihre Seele, maßlos thut sie den Rachen auf.

Von solchem Tode der Vernichtung mag der entschlossene Heide nicht hören, vielmehr glaubt er, daß sogar seine Leiche auch im Grabe noch im Stande sein werde, einen ins Land fallenden Feind zurückzuschrecken. Daher befiehlt der deutsche Häuptling Iwar sterbend, ihn an derjenigen Landesgrenze zu begraben, an welcher man am meisten feindliche Ueberfälle zu erwarten habe. Dieß geschah, und als nachmals König Harald mit seinem Heere an dieser Stelle bei Strandfordbridge (i. J. 1066) landete, fiel er in der ersten Schlacht. Iwar lebt also in seinem Grabhügel fort, gleichwie der todte Gunnar Licht in seinem Grabe hat und froh singt, oder wie Agantyr, schon begraben, noch mit Hervór sich unterredet (vgl. Rußwurm, Nord. Sag. pag. 396).

Das neuzeitliche Denken ist an solchem Glauben arm, es plagt sich vielmehr mit jener trostlosen Entwerthung aller Lebensverhältnisse, die durch den Mortificationssinn der Mönchszeiten auf die Bahn gebracht worden ist. Seitdem alles wirkliche Leben nur als ein Scheindasein, die ganze reiche Welt als ein höhnischer Sinnentrug und der Mensch in ihr als ein Schattenbildern nachjagender Thor galt, schleicht durch unser ermüdetes Schulgedächtniß dieser feige Selbstverdruß noch immer in allerlei Lehrsprüchlein.

Die Prädicantenweisheit steht nicht an, jeden substantiellsten Bauersmann zum Schatten zu degradieren. Kommt man im St. Gallerland an der Krinauer Pfarrkirche vorüber und schaut an die Wand zur Sonnenuhr hinauf, so ist da in dicken Buchstaben die Umschrift zu lesen: Umbra, quid adspicis umbram? (Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 47). Was soll sich die gute Dorfgemeinde dabei denken, die diese Sonnenuhr bezahlt hat, oder was der Dorfschmied, der die schattenwerfende Eisenstange selbst hinauf genietet hat? Eine ähnliche geistlose Auffassung der Dinge geht sogar durch Herders Dichtungen; in seinem Spruche, der Mensch und sein Schatten, heißt es:

Sage, was hab' ich mit dir?
Du bist vor und hinter mir,
Oeder Schatten, schwarzer Geist,
Der mein Nichts mir immer weist!

Viel tiefer hat darüber Fr. v. Logau gedacht. Er sieht im Schatten, den wir werfen, unsere körperliche Gebundenheit, hebt aber über dieselbe diejenigen Menschen hinweg, welche, weil sie geistig wirken, nicht zu Schatten erblassen. Eines seiner Epigramme (Lessings Werke, ed. Lachmann 5, 216) lautet:

Ueber seinen Schatten springen,
Kann dem Leichtsten nicht gelingen:
Dichtern aber kann's gelingen,
Ueber ihren Tod zu springen.

Logau läßt also jeden uneigennützig schöpferischen Geist, dessen Arbeit das Gesammtresultat des Wissens vergrößert hat, an den Wahrheiten, die er lebenslänglich geliebt, einen unsterblichen Antheil haben; Herder aber wirft einen solchen zusammen mit jedem Blödsinnigen oder Frivolen, der mit seinem Geschlechte weiter nichts gemein hat, als geboren zu sein und zu sterben. Und Logaus Auffassung ist dem allergewöhnlichsten Begriffe keineswegs zu sublim. Je unvergeßlicher und lieber Jemand gewesen ist, um so weniger scheint er in seiner Familie ganz weggestorben zu sein. Von dem Hingeschiedenen, der nicht mehr mit uns zu Tische sitzt, heißt es: Ich meine, ich sehe ihn immer noch an seinem Platze; es ist mir, als müßt' ich ihn noch dasitzen sehen. Ja unser Bauer ist der Meinung, es präge der Mensch ein langes Leben hindurch in Dach und Fach der Wohnung seinen Körperschatten so dauerhaft ein, daß dieser noch lange hernach an Wand und Mauer sichtbar bleibe. Darüber äußert sich A. Corrodi anmuthig, wenn er in seinen Kinder-Erzählungen „Aus Wald und Feld" (Stuttg. 1858, 26) das Alter eines verfallenden Dorfkirchleins also beschreibt: die Kirchenbänke sind glatt und glänzend; aber nicht vom Polieren, sondern vom Sitzen und Brauchen. Bei jeder Bank geht an der Mauer ein dunkler Fleck empor, der ganzen Reihe nach

hinunter. Dieſe Flecken ſind nach und nach entſtanden von dem Schatten derjenigen, die ganz an der Mauer ſaßen. Du kannſt du ſehen, wie viele Male die Sonne ſchon in das Kirchlein und auf die Gemeinde geſchienen haben mag.

Wer nun ſeinen Schatten ſchon bei Lebzeiten verloren hat, hat ſich damit auch um ſeine freie Zukunft nach dem Tode gebracht, und geräth in Unſeligkeit; und hier beginnen die Sagen vom Schattenraub und Schattenverkauf, mit denen ſich dieſer Aufſatz ſeinem Ende nähert.

Wenn das ſogenannte Burg- und Mittagsfräulein erſcheint, kann man es daran erkennen, daß es keinen Schatten wirft; denn es iſt ein Geiſt, welcher, wenn er hier ſich blicken läßt, ſeine wirkliche Seele in der andern Welt zurückgelaſſen haben muß. Ins Heiligthum des Zeus Lykäos in Arkadien einzutreten, war verboten; wer da mit Gewalt eindrang, ſtarb noch in demſelben Jahre. Weder Menſchen noch Thiere warfen, ſagte man, darin einen Schatten (Pauſanias 8. 38, 5). Theopompus verſichert, daß die Körper derer, die das verbotene Gehäge des Zeus (τὸ ἄβαιὸν) in Arkadien beträten, keinen Schatten würfen (Polyb. XVI, 12). Hier weicht alſo der ſchützende Dämon von der Perſon des gottentweihenden Eindringlings und überläßt ihn den Schrecken des Todes. Um zu Gott kommen zu können, ſcheint mir dieß zu ſagen, muß man ſelber Licht werden und die körperliche Exiſtenz hingeben; oder wie Tacitus es ausdrückt, nur Sterbende vermögen Gott zu ſchauen. Der Küſter Bröns hatte den Teufel geprellt und gieng lebenslänglich ohne Schatten (Müllenhoff, Schlesw. Holſt. Sag. pag. 454). In Schottland gelten diejenigen für die beſten Zauberer, die keinen Schatten werfen (Myth. 976). Anna, in der vorerwähnten ſchwed. Sage, wirft keinen Schatten mehr, nachdem ſie durch magiſche Mittel die Geburt der ihr beſtimmt geweſenen Kinder unterdrückt hatte. Durch das Mittel des Zaubers, deſſen ſie ſich bedient, verfällt ſie zugleich dem Zaubermeiſter ſelbſt, welcher der Schattenfürſt und Pſychopompos iſt. Das Landgeſpenſt in Flandern und Brabant iſt der Lodder, der einſt ein armer Bauer geweſen war und, um

reich zu werden, dem Teufel seine Seele auf zwanzig Jahre verkauft hatte. Als aber diese Zeit um war, wurde der geschlossene Vertrag zu nichten, und seitdem ist Lodder verdammt, in allen jenen Körperformen und Arten ruhelos auf Erden sich umher zu treiben, in denen die Gefolgsgeister und Geisterschatten auftreten. Er erscheint daher theils als physischer Schatten des Baumes, der Wassertiefe, Stromfurt und Sturmnacht; theils in den Gestalten des Werwolfs, Rosses, Hundes, Vogels, Alpes, der Katze (Wolf, Ndl. Sag. Nr. 213, 487—489); daß er dabei zugleich das personificierte Todtenheer ist und diesem den niederländischen Namen Ludergheer gegeben hat, werde ich bei einer anderen Gelegenheit nachweisen. Von dem Schicksale eines berühmten Professors an der Hochschule zu Löwen, der über dem Streben nach Weisheit seinen Schatten verloren hatte, erzählt Wolf ibid. 445. Es war während seiner Vorlesungen von seiner Person nie etwas anderes als das Buch und das Baret zu erblicken, beide schienen durch den Saal oder über das Katheder nur zu schweben. Eines Tages hatte ein Student etwas bei ihm zu erfragen, gieng in sein Wohnhaus und wurde von der Magd in das Studierzimmer geführt. Da sah er nun ein paar Pantoffeln unter dem Tische trippeln und auf dem Tische eine Schreibfeder in aller Eile über daliegendes Papier laufen und schreiben. Er dachte gleich, das ist der Professor, und bat ihn, ihm eine Frage auslegen zu wollen. Allein jener antwortete nicht und die Feder lief immer fort. Da gieng der Student neben den Sessel stehen und wollte sich auf eine Armlehne stützen, um zu sehen, was der Professor schreibe. Doch nun sank dieser mit dem Kopfe gegen die Rückenlehne und war jetzt auf einmal sichtbar und todt. In Konr. Maurer's Isländ. Sagen pag. 121 hört Saemundr der Weise zu Paris Collegia beim Teufel und muß ihm zum Honorar seinen Schatten lassen.

Die Sage vom Teufel zu Salamanca ist erst durch das von Theodor Körner darüber geschriebene Gedicht unter uns allgemein verbreitet worden. Meines Wissens findet sie sich in deutscher Aufzeichnung zuerst in Joh. Limbergs Denkwürdiger

Reiſebeſchreib. pag. 590, und iſt daraus übergegangen in J. D. Ernſt, Auserleſene Denkwürdigkeiten in 400 Abtheil. Lpzg. 1693, pag. 1025. Der ganze Inhalt erinnert an die Fauſtſage und ſchließt auch ſo wie ſie, nemlich mit dem Untergang des neu erſchaffenen Homunculus. Das Einzelne über den dabei verloren gehenden Schatten lautet alſo:

In der Straße S. Pollo zu Salamanca war unter einem Eckhauſe eine Gruft, in welcher der Teufel Schule hielt. Er unterhielt, beköſtigte und unterwies da allzeit ſieben Studenten zuſammen, die dagegen, wenn ſie ausſtudiert hatten, ihm den ſiebenten für die Ewigkeit überlaſſen mußten. Vertragsgemäß betraf dieſes Loß einſt auch den Marqueſe de Villano (d. h. Schufterle). Er ſollte da bleiben, als die übrigen Sechſe für immer die Schule verließen. Der junge Graf aber ſagte zum Teufel: Nein, nicht ich bin der Letzte, ſondern dieſer da, und ihn magſt du behalten. Damit zeigte er auf ſeinen Schatten an der Zimmerwand, und der überliſtete Teufel mußte ſich mit dieſem begnügen. Von nun an warf der Graf bei Tag und Nacht keinen Schatten mehr. Doch damit war es ihm noch nicht genug. Hier hatte er unter andern Künſten auch dieſe gelernt, wie man alte Leute wieder verjüngt. Nachdem er nun ſelbſt zu Jahren gekommen war, wollte er zu ſeinem eignen Vortheil von ſeinem Geheimmittel Gebrauch machen. Er kaufte ſich dazu etliche Mohren und ordnete mit ihnen alles an, was an ſeiner Perſon vorgenommen werden müßte, ſobald es mit ihm zu Ende gehe. Sie ſollten ihn alsdann ſchnell tödten, in kleine Stücke zerhacken, die Stücke in eine Glasflaſche füllen und dieſe in Pferdemiſt ſetzen. Alles dieß geſchah. Allein zur Unzeit war ſchon nach etlichen Wochen die Polizei dahinter gekommen, und die Mohren wurden durch die Folter zum Geſtändniſſe gebracht, wo Villano von ihnen begraben worden. Beim Nachſuchen fand man allerdings das Glas und darinnen ein bereits ganz wohlgeſtaltetes Kind. Jedoch Rath und Gericht beſchloſſen, ſolches zum Feuer zu verdammen, und ſomit wurde Villano, bevor er wieder ausgewachſen war, durch Tücke des Teufels verbrannt.

Die Sage in dieſer Faſſung iſt aus zweierlei Subſtanzen zuſammengeſetzt, und die zweite davon, welche ſich mit der Wiederverjüngung des Geſtorbenen beſchäftigt, alſo mit der Erſchaffung des fauſtiſchen Homunculus, iſt von ſehr hohem Alter.

Die Zauberer Virgilius und Paracelſus laſſen ſich in Stücke hauen und würden am neunten Tage wieder aufleben, wenn des Kaiſers Vorwitz die Umgeburt nicht zu frühe ſtören würde (Alpenburg, Tirol. Sag. 1, 309). Der polniſche Räuber Twardowsky und der ungariſche Eiſenlaci werden zerhauen und mit gekochten Heilkräutern begoſſen; nach ſieben Monaten gewinnt ihr Leichnam wieder Kinder- oder Jünglingsgeſtalt (Mannhardt, Mythen 66). Vom Perſer Lokhman erzählt daſſelbe Ad. Olearius in ſeiner Perſ. Reiſebeſchreib. 4. Band, 29 Kap. 433.

Hier iſt ſchließlich nur vom „Waſſer des Lebens" die Rede, welches in unſern Kindermärchen als Wunderſalbe (Wolf, Märch. pag. 217) eine ſo große Rolle ſpielt. Es iſt „das Waſſer aus dem Paradieſe", mit welchem Medea Jaſons alten Vater verjüngt; „das Bad im Maienthau", mit welchem man Peſt, Ausſatz und Tod abwendet; „der St. Johannis- und St. Walburgisthau", mit dem man ſich Geſicht und Glieder wäſcht, um ſich das Leben zu verlängern. Isländer und Schweden pflegten ſich in Thau zu baden: ut morbi corporis miraculose sanentur. Fin-Magnuſen, Lexicon Myth. 72. Dieſer Lebensthau wird in den beiden vorauserzählten Sagen dann angewendet, wenn das Leben desjenigen unwiedetruflich abläuft, der ſchon ſeinen Schatten vorher dran gegeben hat, d. i. ſeine Seele. Der verlorene Schatten ſoll ihm durch das Waſſer des Lebens wieder leibhaftig gemacht werden. Eben hievon weiß nun auch unſer altheidniſcher Glaube zu erzählen. Denn wenn die Walküren, die Begleiterinnen Odhinns, den Nachthimmel durchreiten und ihren Roſſen Thau aus der Mähne trieft, ſo fügen ſich die Glieder der in der Schlacht gefallenen Krieger, die drunten auf der Walſtatt todt liegen, neu zuſammen, der Thau wird ihnen zum Waſſer des Lebens, und davon

benetzt, erheben sie sich noch einmal und fechten als Schatten die unentschieden gebliebene Schlacht aus. Doch wir widmen in der Abhandlung über den Knochencultus dem Wasser des Lebens einen besondern Abschnitt und lassen daher für jetzt diesen Gegenstand hier fallen.

Die neueste Erzählung über den Schatten, ist Peter Schlemihl von Ad. v. Chamisso. Sie ruht auf dem unerfindbaren Grunde eines wirklichen Märchenstoffes, gehört also dem hier behandelten Thema an und hat sich nur gefallen zu lassen, daß man ihre echten Bestandtheile hier heraushebt und bündig zusammenrückt. Der Eigennamen Schlemihl ist aus dem Jenischen entlehnt; Schlemihl bedeutetet den Pechvogel (Anton, Wörterbuch der Gauner- und Diebssprache. Magdeburg 1843, 61). Die Geschichte nimmt folgenden Verlauf. Der reiche Privatmann Thomas John promeniert nach Tische mit seinen Gästen im Parke, sein Gespräch dreht sich eben um diejenigen zahlreichen Schurken dieser Welt, die keine Million zu verzehren haben. Da wird ein junger Neffe gemeldet, der mit dem letzten Schiffe in hiesiger Stadt angekommen ist. Er trägt ein grobes paar Stiefel und einen gewendeten Schnürrock, schreiende Beweise, daß er der hier versammelten Gesellschaft keineswegs ebenbürtig sein kann. Indeß darf er dem Onkel sein Empfehlungsschreiben überreichen und vor der Hand mit promenieren. Man ist noch etwas schlaff von den Genüssen der Mittagstafel her, es ist zudem kein Zeichen ausgesuchter Vornehmheit, über reizende Parkanlagen oder stattliche Platanen in ein natürliches Erstaunen auszubrechen; also laufen die Gespräche nicht gerade rasch. Doch ein Zufall scheint für die Unterhaltung bereits auf andere Weise vorgesorgt zu haben. Dieß geschieht nemlich durch eine Reihe sonderbarer Experimente, die ein Herr zum Besten giebt, so oft ein Einfall, eine Anspielung, ein beliebiges Wort es mit sich bringt. Es ist ein ältlicher, fadendünner, langer Herr in einem engen grauseidenen Ueberrock. Man ist eben einen Hügel hinan gestiegen, von dem man die Aussicht auf's Meer hat und die Schiffe im Hafen ein- und auslaufen sieht. Während Herr Thom John der

Dienerschaft befiehlt, das Fernrohr herbei zu holen, hat jener Mann im grauen Tafftrocke bereits einen stattlichen Dolond aus der Tasche hervorgezogen und läßt das Instrument von Hand zu Hand wandern. Man beschaut der Reihe nach die fernen Segel, schlendert hierauf den Hügel hinab und würde sich am Abhange wohl lagern, wenn das Gras nicht noch feucht wäre. Sehr behende bringt der Graumann aus seiner Rocktasche einen türkischen Teppich heraus und läßt ihn durch die Bedienten entfalten; dieser mißt über zwanzig Schritt in der Länge und zehn in der Breite, die ganze Gesellschaft nimmt Platz darauf. Man hat bis jetzt den zuvorkommenden Mann so wenig beachtet, als ob er kaum zur Gesellschaft gehöre: jetzt schenkt man ihm ein herablassendes Lächeln, und Jemand hält es für witzig, ihn zu befragen, ob er wohl auch noch ein Lustzelt bei sich habe gegen die Sonne, die eben stärker zu scheinen beginnt. Tief sich verbeugend zieht unser Physikus alsbald aus der Tasche ein Zeltzeug sammt Schnür- und Stangenwerk hervor, und die Herren spannen es zum Spaß der Länge nach über den Teppich aus. Ja als sich gleich darauf noch der nächste unmögliche Wunsch vernehmen läßt, entspricht der Graumann abermals und bringt drei Reitpferde, drei hübsche, große Rappen mit Sattel und Zeug, fixfertig aus der unerschöpflichen Rocktasche. Die Gesellschaft kam bei allen diesen Unbegreiflichkeiten keinen Augenblick aus dem Takt, sie nahm diese Vorgänge so kühl hin, daß man sich nicht einmal bemühte, dem Namen des fremden Künstlers nachzufragen. Um so außerordentlicher dünkten sie den jungen Peter Schlemihl, der noch nicht zu begreifen vermochte, warum man hier die Bildung in eine vollendete Gleichgiltigkeit setzt. Wie sollte er nicht über diesen Mann erstaunen, der von Person selbst nicht dicker als ein Ende Nähzwirn war und der diese vielen umfangreichen Dinge beisammen in der einen Rocktasche haben konnte. Schon beim nächsten Seitenwege der fortgesetzten Promenade befindet er sich mit dem Graumann allein und ist so glücklich, von ihm angeredet zu werden. Noch mehr, er erfährt von ihm das ganze merkwürdige Geheimniß, und ohne alle Mühe erlernt er es hier auf der Stelle.

Er hat gar nichts anderes zu thun und keinen weitern Erſatz dafür zu bieten, als daß er dem Graumann einſtweilen ſeinen Schatten überläßt, und bereitwillig tritt Schlemihl dieſe unnütze Beigabe ſeiner Perſon dem inſtructiven Herrn ab. Der Phyſikus löſt hierauf denſelben behende vom Graſe ab, hebt ihn auf, rollt ihn zuſammen und ſteckt ihn in die Taſche, dagegen überreicht er dem nun Schattenloſen die Quelle aller Behendigkeit, die Fundgrube alles Reichthums, den Wunſchſäckel. Schlemihl ſteht nun mit einemmale hoch über der Reihe jener zahlloſen Hallunken, denen er noch vor einer Minute beigezählt geweſen war, er iſt nun eben ſo reich wie der Onkel John und bedarf bei dieſem keiner weiteren Audienz. Er nimmt ſich Bedienten, geht auf Reiſen, beſucht die Bäder, häuft Reichthümer an und ſtreut ſie wieder aus, giebt Geſellſchaften und Bälle, kauft und baut Schlöſſer; der Wunſchſäckel bleibt bei allen Anſtrengungen unerſchöpflich. Doch man will nicht bloß nacktes kaltes Gold, man will auch Herzen beſitzen; iſt der Golddurſt geſtillt, ſo verlangt der Glückspilz wieder einmal nach purem Waſſer. Schlemihl beginnt eine Mina zu lieben, das Kind eines braven Forſtmeiſters, und wirbt um ihre Hand. Aber gerade dieſer ſo einfache Wunſch, der noch dazu von reiner Beſcheidenheit eingegeben zu ſein ſcheinen könnte, bricht ſein Glück in Trümmer. Denn wo die Liebe der Maßſtab der Dinge wird, da wird der Reichthum machtlos, und nur das Natürliche und Wahrhafte bleibt allgewaltig wirkſam. Was ein jedes Reh und jede Tanne im Walde hat, den eigenen Schatten, dies Gemeingut, Schlemihl allein hat es nicht. Wie will er nun dieſen Mangel dem ſcharfen Auge des Förſters verhehlen, wie ihn der fragenden Mina erklären? Er kann nicht mehr mit ihr im Mondſchein ſchwärmen, oder im Sonnenſchein ſich mit ihr ergehen; in das innerſte ſeiner Gemächer muß er ſcheu ſich verbergen. Hier wartet er vorerſt den voraus beſtimmten Tag ab, an welchem ſein mit dem Graumann geſchloſſener Vertrag ſich jährt; dann kann er ſeinen vermietheten Schatten wieder zurücknehmen, und alsdann wird er Minas Hand erhalten. Eben dieſe Friſt macht ſich aber auch ſein

schuftiger Bediente zu nutz und stürzt ihn in ein noch tieferes Unheil. Denn dieser Bursche hat schon längst die Lage und die Glücksquelle des Herrn durchschaut, und hält es für das ausgemachte Naturrecht, ganz derselbe sein zu dürfen, der bisher sein Herr gewesen ist, nemlich ein grober Egoist; dazu bedarf es keiner andern als jener gemeinen Schlauheit, welche das persönliche Interesse eingiebt. Zuerst bestiehlt er ihn so colossal, daß er ihm sogar den Grundbesitz zu schmälern vermag, hierauf überwirft er sich mit ihm, giebt das ganze Hausgeheimniß dem ganzen Publicum preis und sticht ihn damit auch noch bei Mina aus. Und warum soll eines Bedienten Werbung bei dem hübschen Mädchen etwa fehlgehen? besitzt er doch nun ganz ähnliche Glücksgüter, wie Schlemihl, und seinen eigenen Schatten obendrein. Die Art aber, wie er zu seinen Schätzen gekommen sei, braucht er eben so wenig wie Schlemihl auf offenem Markte auszuschreien. Jetzt erst, nachdem dieß Alles unwiderruflich geschehen ist und Schlemihls Schmach ihren Gipfel erreicht hat, jährt sich der Vertragstag und der Graumann stellt sich wieder ein; dießmal jedoch körperlos eintretend und unsichtbar gemacht durch die berufene Tarnkappe, die er übers Haupt hergestülpt hat. Sogleich wird ihm sein Wunschsäckel aufgenöthigt, alle Schätze soll er zurücknehmen, nur den gemietheten Schatten soll er auf der Stelle herausgeben. Er versteht sich auch dazu, jedoch unter einer befremdenden Bedingung. Er hat dem Schlemihl ein Tröpfchen Blut aus der Hand geritzt und eine Schreibfeder drein getaucht; damit soll jener ein bereit gehaltenes Pergament unterzeichnen des Inhaltes: Dem Inhaber dieses die Seele vermacht zu haben nach ihrer natürlichen Trennung vom Leibe. Auch die Seele noch hinzugeben, dessen weigert sich Schlemihl beharrlich. Der Graumann dagegen kann eine solche Gewissenhaftigkeit für einen schon schattenlosen Menschen gar nicht vernunftwidrig genug finden. Auch bleibt er den logischen Beweis hiefür nicht lange schuldig. Aus seiner wohlbekannten engen Rocktasche zieht er den Schatten des Onkels John beim Haar heraus, der sagt mit blauer Leichenlippe das Eingeständniß her: Ich bin von

Gottes gerechtem Urtheil gerichtet und verdammt! Vor dieſer furchtbaren Logik ergreift Schlemihl die Flucht, Hab und Gut läßt er im Stiche, den Wunſchſäckel ſchleudert er in einen Abgrund, wie er geht und ſteht ſteht er dem nächſten Bergwerke zu, um da fern von Sonne und Mond unter der Erde von ſeiner Händearbeit zu leben.

So weit läßt ſich aus Chamiſſo's Erzählung die conſequente Entwickelung des unerdichteten Märchenſtoffes ausziehen. Was noch weiter folgt, beſchlägt unſern Gegenſtand nicht mehr, ſondern enthält eine allegoriſche Schilderung des irren Lebenswoges, den der gute Chamiſſo ſelbſt zurückzulegen hatte. Der Faden der Begebenheiten iſt kurz noch folgender: Ehe Schlemihl das erwähnte Bergwerk erreicht, ſind ſeine Reiſeſtiefel durchgelaufen und er handelt ſich mit dem letzten Goldſtück, das ſich in ſeiner Taſche verſteckt hat, auf einem Dorfjahrmarkt ein paar alte Stiefel ein. Kaum hat er ſie an die Füße gebracht, ſo verliert er Weg und Richtung, geräth in alle Weltzonen und Breitengrade und gelangt binnen Viertelſtunden von einem Pol zum andern, denn er trägt nun die Siebenmeilenſtiefel und kann die Weltfahrten, die er vorher mit dem Wunſchſäckel beſtritt, nun ohne Geld eben ſo unaufgehalten fortſetzen. Um aber dabei nicht als ein müßiggängeriſcher Touriſt abzuſterben, wirft er ſich auf das Studium der Botanik, verfaßt eine Pflanzengeographie und hinterläßt Materialien zu einer Fauna, welche er der Berliner Univerſität vermacht.

Dieß ſind ein paar Angaben aus Chamiſſo's Lebensgeſchichte, der ein geborener Franzoſe, zur Zeit der Napoleoniſchen Geld- und Säbelherrſchaft es verſchmähte, dem Mammon des Reichthums und dem Schattenbilde des Ruhmes nachzujagen, und der edel und weiſe genug war, in der Betrachtung der ſtillen Pflanzenwelt ſeine Seelenruhe ſuchen und finden zu können. Als dann nach dem Sturze des Eroberers Chamiſſo's kleines Märchen in einer neuen Auflage erſchien, ſprach der Dichter in dem dazu geſchriebenen Prolog das Verwunderungswort aus, das ihm der Lauf ſolcher Zeiten eingegeben hatte:

Die wir dem Schatten Wesen sonst verliehen,
Seh'n Wesen jetzt als Schatten sich verziehen.

Zum Schlusse des Aufsatzes sei es verstattet, auf seinen leitenden Gedanken zurückzuweisen, wenn dieser sich etwa hinter der Fülle des Materials manchmal verborgen haben sollte.

Es ist ein Schöpfungsgesetz, sagt O. Müller, Prolegomena 378, 389, daß aus dem Dunkeln und Unbestimmten Helles und Bestimmtes hervorgeht. Aus der Leto hervor, der Verborgenheit, wird Apollon ans Licht geboren; die Nacht mit dem Erebos erzeugt den Aether und die Tageshelle (Hesiod. Theog. 124), und Herakleitos spricht den großen Gedanken aus, daß Hades der Gott Dionysos selbst sei. Es können daher die ältesten Naturgottheiten anfänglich keinen anderen Wohnort als den finstern Erdleib gehabt und erst später ihre Himmelfahrt in den sonnigen Olymp angetreten haben. Es wird dieß durch die Mythe und durch die Namen der Götterväter und Göttermütter mit bezeugt. Hades und Ais bezeichnen das Unsichtbare und Dunkle. Die deutsche Göttin Hel, goth. Halja, trifft sprachlich zusammen mit der indischen Kâli, die selbst an caligo und κελαινός gemahnt, an eine geheimnißvolle Todesgöttin, welche die bei ihr versammelten Seelen nicht bloß hütet (denn dieß thut auch der Jupiter infernus als Summus Manium, als unterirdischer Zeus), sondern sie zugleich auch wieder zu neuem Leben ausgebärt. Aus diesem Götterglauben entspringt der weitere, daß auch dem Schatten der irdischen Dinge je nach ihrem Maße Wesenheit und geistige Macht zugeschrieben werden durfte. Positiv wird dieß verbürgt durch die Schattenbuße in unserem Rechte, und durch die Schattenprobe in unserem Volksbrauch. Der spätere Mensch, welcher diesseitige Götter nicht mehr faßlich findet, verkehrt das Unsichtbardunkle zum Nichtexistierenden, den Schatten zum personificierten Nichtsein und wesenlosen Schemen. Der Schatten, der erst Göttin, Schutzgeist und ausdauernde Menschenseele gewesen war, wird als Mangel an Licht gefaßt und in Folge dessen zum schädigenden Schatten gemacht. Nicht bloß der Nibelunge Siegfried, sondern auch der Teufel trägt dann

die verhüllende Tarnhaut; tarnan occultare, und tarôn laedere, drücken dieſe Begriffsverwandtſchaft durch verwandte Wortwurzeln aus. Je weiter der Glaube ins Jenſeits übergriff, um ſo mehr nahm die unſelige Verdüſterung dieſer wirklichen Welt zu. Ein ſolcher Umſchlag in der Empfindungsweiſe der Völker mußte ſchon in jener frühen Epoche eingetreten ſein, da man empfindlich wurde gegen das Begraben der Leichen und ſie zu verbrennen begann. Wenn ſich der Erdleib entgötterte, ſo mochte man ihm auch die eigene Leiche nicht mehr befehlen und ließ ſie lieber in Flammen den Wolken zuwirbeln, hinter denen jetzt die neuen Götter geſucht werden. Doch auch hierin lag ein bleibender Troſt nicht. Immer wieder wanderte eine Reihe der alten Götter aus dem unfaßbaren Himmel auf die liebe treue Erde zurück; man ließ ſich droben entthronen und verſtoßen, um hier unten wieder heimiſch zu ſein. Wiederholt wurden die Schattenrieſen zu Felſen verſteinert, die Waſſerrieſen in die Strom- und Seetiefen gebannt, und friſcherdings fuhren Volkshelden und Kaiſer, ſtatt in den Himmel, in den Berg, um da zu ſitzen bis der Tag ihrer Freiheit wieder anbräche. Hier ſchlafen ſie zuſammen mit ihrem Tauſend von Knappen und Streitroſſen (den Einheriar), die Steinwände rings ſtrotzen von Waffen, die Gewölbe ſind voll von Lagerwein und aufgeſchüttetem Korn. Sie ſind ſomit noch immer Götter des Lebens und der Fülle; allein wie es ſchon voraus geſchehen war bei der Seelenherrin Hel, ſo wird auch an ihrem Weſen kein wieder erwachender Seelenfrühling aufgefaßt, ſondern allein ein abfließender Lebenswinter. Sie ſind Greiſe, ſie ſind Verwünſchte. Es erfüllt ſich an dieſen bergentrückten Kaiſern das harte Wort, Gott ſei geſtorben. Sonach muß ſich denn auch des Menſchen Schatten, der erſt ein hilfreicher Gefolgsgeiſt im Leben war und ein Rückbegleiter in die ewige Göttergeſellſchaft werden ſollte, in ein erſchreckendes und verfolgungsſüchtiges Geſpenſt verkümmern, das ſeinen Schützling peinigt und zu Tode jagt. Aus der wohlwollenden Eumenide wird auch hier eine entmenſchte Furie. Von der allgerechten Götterfrau Hel und ihrem ſüßen Geiſterfrieden bleibt nichts übrig

als eine Hölle, die nun der abſcheulichſte Aberglaube ausmeublirt. Der in dieſe Zeiten fallende Denker, der ſolche geiſtige Verkommenheit empfand, beſaß, wie wir aus der altnordiſchen Geſchichte wiſſen, denſelben Troſt, mit dem auch wir uns behelfen. Fr. Rückert ſpricht ihn aus:

Wenn einem Glauben ſo ſein Leben wird genommen,
So iſt das ein Beweis, es müß' ein neuer kommen.

Oberdeutſche Leichenbräuche.

Die Leidfarbe Weiß.

Hat dir ein Baum mit Rosen
Dein schönes Lieb erschlagen,
So soll derselbige Rosenbaum
Keine rothen Rosen mehr tragen.
Meinert, Mährisch-schles. Volksl.

Die weiße Farbe bezeichnet in der natürlichen wie in der sittlichen Welt die beiden Perioden des Entstehens und Wiedervergehens. Ein und derselbe Wechsel der Jahreszeit färbt und entfärbt die Jüngsten und die Aeltesten unter den Pflanzen und unter den Menschen. Früh- und Spätjahr sind die beiden kritischen Zeitpunkte im ärztlichen und landwirthschaftlichen Kalender, sie beginnen und enden in weißer Färbung. Auf diesem Grunde eines constanten Naturgesetzes erwächst dem Menschen ein Theil von Brauch, Sitte und Tracht, die er späterhin einmal, wenn er ihre Entstehungsgründe nicht mehr überlegt, in Bausch und Bogen Mode zu nennen beliebt. Die weiße Tracht bezeichnet den Völkern ursprünglich ein feierliches ins Lebentreten und ein unergründliches Geheimniß des Wiederverschwindens: Geburt und Tod, Freud und Leid. Weiß ist des Priesters und der Jungfrau Gewand, denn auf beide fällt ein Abglanz von Gottes nie alterndem Lichtkleide; selbst Engel und selige Geister erscheinen in Gewändern, „weiß wie der Schnee." Matth. 28, 2. Weiß ist Herrschertracht. Daher ist das Kostüm, in dem man in den Schlössern der Großen sich vorstellt, bis auf Binde und Handschuh hinab festgesetzt, sowie sich nachher zeigen wird, daß auch nach altbürgerlicher Vorschrift dieselben Abzeichen nicht minder für Taufe und Leiche, für Pathenschaft und Leichenbegleiter noch gelten oder gegolten haben.

Den rein natürlichen Grund, der in dieſer Farbenwahl urſprünglich gelegen hat, ſah ſchon Klopſtock ein und hat ihn in der Ode „An die nachkommenden Freunde“ erklärt:

Doch nichts ſchreckliches hat der Geſtorbne, nicht den Verweſten
Sehen wir, ſeh'n nicht Gebein;
Stumme Geſtalt nur erblicken wir, bleiche. Iſt denn des Maies
Blume nicht auch, und die Lilie weiß?

Darum wird im Volksliede, das an der Spitze dieſes Kapitels ſteht, dem am Grabe der Geliebten trauernden Freunde zum Troſte geſagt, im gerechten Leid um des Mädchens Tod ſei auch der Roſenbaum abgeblaßt.

Hierin liegt der Grund, daß man weißblühende Pflanzen zu Grabblumen wählt und daß man in dieſen Trauerabzeichen zugleich die Vorboten künftigen Leides zu erkennen glaubt. Eine Reihe ſolcherlei Anzeichen zählen wir im Nachfolgenden auf.

Unter den Pflanzen, welche zunächſt zum Wohnhauſe und zur Familie gehören, ſpielt die Hauswurz allenthalben eine bedeutſame Rolle. Sie hat ihren ſtabilen Platz gewöhnlich auf einem eignen Gartenpfahl zunächſt dem Stubenfenſter und wird mit vorſorglicher Aufmerkſamkeit gepflegt und beobachtet. Die rothblühende deutet auf Freude, die weißblühende auf Leid. Schießt die letztere eine Dolde, ſo gilt dies der Frau; ſtengelt ſie doppelt, ſo gilt es dem Manne. Treibt ſie ein weißblühendes Schößchen in der Richtung des Hauſes und iſt die Blüthe langdauernd, ſo wird hier Jemand im Hauſe eine Zierde für ſein Grabkreuz nöthig haben. Dieſelbe Folgerung wird auf eine Reihe von Gartenpflanzen und Hauspflanzen weiter ausgedehnt. Der weißwerdende Buchs der Gartenbeete, Mangold, Selleri und Salatſtauden, wenn ſie am Rande des Pflanzengartens in weiße Blüthe kommen, deuten auf den Tod eines entfernten Verwandten; blühen ſie nach der Gartenmitte hin, knospen ſie weißlich im Herzkeim, gilbt vor der Zeit das Blatt des an der Hauswand gezognen Rebſtockes, ſo gilt dies den jungen Leuten im Hauſe ſelbſt, man wird ihnen bald den weißen Todtenkranz auf die Bahre legen.

Eben ſo geläufig und weit verbreitet iſt es, aus dem Kraut

im Hausacker auf eine Todesbotſchaft zu rathen. Weißgeflecktes Kraut der Ackerrübe und des Krautskopfes deuten auf einen todten Mann, dasjenige der Erddorſche auf eine todte Frau; wird es wieder grün, ſo hat es bloß Krankheit angekündet. So albern dies lautet, ſo alt und verbreitet iſt doch dieſer Glaube, denn nach belgiſcher Volkstradition holt man ſogar die Neugebornen aus Kohlhäuptern, Knaben aus rothem, Mädchen aus weißem Kohl; und nach indiſcher Sage kommen alle Kinder aus dem kugelrunden Kürbis. Wie in Indien der Kürbis einheimiſch und als Nahrung geheiligt war, ſo in Deutſchland der Kohl; es läßt ſich alſo ſchließen, diejenige Gottheit der Naturreligionen, welche im allgemeinen die Ackerfrüchte gedeihen ließ, habe auch den Kinderſegen zu ſpenden und die Sterbenden zu ſich zu nehmen gehabt. Im deutſchen Volksglauben iſt dies bekanntlich das Geſchäft der Frau Holda geweſen, die unter den landſchaftlich wechſelnden Namen der Berchta, der Weißen Frau, der Holle, die Kinder bald beſchenkt und behütet, bald ſchreckt und raubt. Da ſie nach den Aargauer Sagen 1, 225 weiße und gelbe Bohnen zu verſchenken pflegt, die ſich nachträglich in Silber und Gold verwandeln, ſo wird damit auch derjenige Glaube begreiflich, welcher die Todesankündungen bis auf die Gartenbohnen ausdehnt, je nachdem dieſe frühzeitig in Blatt und Hülſe gilben. Auch ſonſt geringen Wildpflanzen iſt, weil ſie weiß blühen, eine herkömmliche Heiligung gewidmet: Wer die Regenblume bricht, die weißblühende Zaunwinde, wird nicht alt.

Auch der Baum, weil er das Holz liefert zu Wiege und Sarg, trägt für Gemeinde und Familie ſchickſalskündende Wahrzeichen an ſich. Der Dorfbewohner ſchließt aus dem weißen Laub einer Buche im Gemeindewalde auf den Tod eines Gemeinderathes. Tritt der Hausbaum im Spätherbſt abermals in Blüthe, ſo deutet die weiße auf des Eigenthümers Ende. Beide Sätze pflegt man hier zu Lande mit mancherlei neuen Vorfällen zu bekräftigen. In einem Hausgarten hieſiger Stadt blühte im Herſt 1860 ein Apfelbaum zum zweiten mal ſo hübſch, daß die Eigenthümerin, eine kinderloſe Wittwe, ein davon

gebrochnes Zweiglein den Vorübergehenden mit herzlichem Vergnügen vorzeigte. Bald darauf jenes Tages war sie in ihren Keller hinab gegangen und nicht wieder zum Vorschein gekommen. Dies veranlaßte die Leute gegen Abend endlich bei ihr nachzuschauen. Man fand sie auf der Kellertreppe in einem bewußtlosen Zustande, aus dem sie nicht mehr erwachte. Ein Bauer im Dorfe Windisch hatte bei der Geburt seines Söhnleins einen Baum im Hausgarten gepflanzt und ihn dann dem heranwachsenden Kinde in Pflege gegeben. Letzten Hochsommer wurde das Bäumchen plötzlich krank und weiß. Eben war die Emdärnte da und der Knabe half mit beim Abladen in der Scheune; hier stürzte er von der Heubühne und blieb auf der Stelle todt.

Von der Thierwelt und wie ihre Weissagungsgabe dem Menschen sein Ziel steckt, wird noch in den nachfolgenden Abschnitten besonders zu berichten sein; hier sind nur die paar weitverbreiteten Meinungen zu erwähnen, die übereinstimmend in der weißen Farbe des begegnenden Thieres eine Todesbotschaft zu erkennen glaubt. Kommt ein Wiesel mehrmals nach einander in die Nähe desselben Wohnhauses, so beruft es sicher Jemand hier ab. Der erste weiße Schmetterling, den man im Frühjahr trifft, bringt Leid; er heißt daher in der Lausitz das Todsehen, und viele weiße Schmetterlinge auf einmal verkünden Theurung und Seuche. So melden Haupt, Lausitzer Sagenb. 1, 190 und Grohmann, Abergl. in Böhmen 1, Nr. 616. Kommt ein Glarner Gemsenjäger in der Wildniß um, so heißt es, er habe schon auf seiner vorletzten Jagd ein weißes Thier (Gemse) gesehen. Blumer-Heer, Kt. Glarus 319.

In so ferne der Fingernagel im deutschen Heidenthum zum Wahrsagen diente, indem man Loßzeichen und Zauberrunen auf ihn schrieb, gilt auch jetzt noch die Abschieferung der Nagelhaut und die dabei wechselnde Färbung des Fingernagels als Zeichen des Glückes oder Unglückes. Den rothfarbigen Nagelfleck nennt man Glücksrose und Re-fleckenblueſt; den weißfarbigen: Re-posten, Leidsprießen, Todtenbaumblüthen und Neid-

nägel. Im aargau. Freienamte heißt es: So viele Flecken dem fünfzehnjährigen Knaben auf dem Nagel des Goldfingers wachſen, ſo viele Weiber wird er einſt haben. Ein Sprichwort ſagt: Wenn die Rehflecken auf unſern Nägeln weiß blühen, dann blüht auch gerade der Baum, aus deſſen Holz einſt unſer Sarg gemacht wird. So lange wächſt dem Menſchen Holz zum Sarge, ſo lang ihm Rehfleckenblueſt am Finger wächſt. Iſt der Rehflecken nur ſo groß, daß er ſich mit dem Daumennagel decken läßt, ſo bedeutet er nicht den Tod, ſondern iſt nur eine „Kummermaſer." Ganz derſelbe Name gilt heute noch auf den Färöer, er heißt dorten Nornaspór, die von der Norne eingeritzte Schickſalsſpur. Man pflegte die Rune N, das heißt Naudhr, Noth und Untergang, ſich ſelbſt auf den Fingernagel zu ritzen, um ſich mit der Nornen Hülfe vor Vergiftung zu behüten. Darum werden in der St. Georgs-Legende, die Reinbot von Durne (bei Straubing a. d. Donau) um 1240 gedichtet hat, dem Heiligen von den Heiden die Fingernägel abgeſchlagen, weil in ihnen etwa der den Martyrer gegen alle Folter ſchützende Zauber verborgen ſein könnte. Dem nordiſchen Namen Naudhrspór entſpricht der aargauiſche Nidnagel, entweder ableitend von ahd. niot, der Wunſch, oder von nîd, Haß, da es ja beides giebt, Wunſch- und Angſtflecken. Als i. J. 1494 in der Schweiz die Peſt heftig wüthete, erließen die Luzerner- und die Freiburger Obrigkeit eine „Ordnung zur zyt der Peſtilenz" gedruckt zu Freiburg im Uechtland, bei Gemperlin, worin es pag. 31 heißt: so sich dann die Reeflecken erzeigtend, es wären glych die roten, brûnen oder schwarzen, wann das wäre, sol man sich mit dem kranken verhalten wie mit denen, die schon den gebresten die vier und zweinzig stand lang gehept. Der wiederholt erwähnte Name Refleck leitet ab von ahd. hrêo Leiche, rêwen ertödten; es iſt erhalten im ahd. hrairoup Todtenraub; im alten Namen des alles verzehrenden Windes Hræsvelgr, Leichenfreſſer; es lebt in der weſtfäliſchen und aargauiſchen Mundart fort, wo das Stroh, worauf eine Leiche gelegt wird, bei uns Sterbſtroh, dorten Rêwestrô genannt iſt (Wöſte, Volksüberlief. Iſer-

lohn 1848, 57.), und das Hinsterben der Spannthiere durch Arbeitsübermaß heißt verrêbeln.

Während nun heute für unser Feier- und Trauerkleid die unvermeidliche schwarze Farbe in allen Ständen die herrschende geworden ist, muß dem voraus Erwähnten zu Folge eine Zeit bestanden haben, deren Kennzeichen von Trauer und Freude durchgehends die weiße Tracht gewesen ist, und diese läßt sich in abgelegnen Gebirgsthälern allerdings auch heute noch als die übliche Trauerfarbe erkennen. Obschon z. B. die Tracht der Graubündner Volkstracht schon seit den Zeiten der reformatorischen Einwirkungen ihre krebsrothen Leibchen und braunrothen Wollenhemden gegen die schwarze Kleidung vertauscht hat, so trauert man in Avers, Ferrera, Tarasp und andern Engadiner Ortschaften weiß; ja derselbe Brauch gilt sogar noch zu Pedrazzo, im tiroler Fleimserthale, obschon man hier italienisch spricht, und eben so, mit Abrechnung neuester Aenderungen, auch in Vorarlberger, Rheinthaler und Appenzeller Ortschaften. Denn alle diese Bevölkerung jetzt politisch getrennter Landschaften hatte früherhin nicht bloß gleiche Tracht, sondern auch dasselbe Landrecht mit Landsgemeinden und selbstgewählten Landammännern. Von der heutigen Sitte daselbst stehen uns freilich nur zufällige und spärliche Notizen zu Gebote. Als in Sins, Kt. Bünden, 1855 eine Mutter von vier Kindern in ihrem fünften Wochenbette starb, wurde nach dortigem Brauche ihre Bahre weißgedeckt und durch Jungfrauen zu Grabe getragen. Aarauer Tagblatt v. 1855, Nr. 44. In der Tarasper Umgegend im Engadin wird der Sarg mit einem weißen Tuche bedeckt, und farbige, zumal rothe Bänder schmücken nicht bloß ihn, sondern müssen auch die nächsten Leidtragenden unterscheiden. In Appenzell-Innerroden nagelt man auf den Berghöfen beim Tode Unmündiger ein weißangestrichnes Sargbrett zum Zeichen der Trauer vors Haus. Leichen von Jünglingen und Mädchen werden überhaupt weiß geschmückt und von weißgekleideten Leuten ihres Alters und Geschlechtes getragen oder begleitet; dieß gilt z. B. eben so im katholischen Kanton Freiburg, wie im reformirten Aargauer Lande. In den Städten

Aarau und Zofingen verabreicht man den freiwilligen Trägern von Kinder- und Mädchenleichen nebſt einem weißen Bruſtſtrauße, weiße Handſchuhe und Armbinden. Auf dem Bahrtuche liegt eine aus weißen Roſen und Seidenbändern hoch aufgebaute Jungfrauenkrone. Auf dem reformirten Lande ſetzt man der Leiche der Greiſe eine weiße Wollenmütze auf, im katholiſchen Frickthal ſtreicht man ſogar den Sarg der Jünglinge weiß an und umhüllt ihn zum Ueberfluß noch mit weißen Bahrtüchern. Als ein eigenthümliches Ueberbleibſel aus dem Mittelalter begegnen uns die kirchlichen Confraternitäten im Städtchen Klingnau a. d. Aare und zu Wohlen im Freienamte, urſprünglich Stiftungen im Sinne geiſtlicher Bruderſchaften, aber ſchon ſehr früh auch den Zwecken weltlicher Luſtbarkeiten dienend, ſo daß ſie den Namen der Narrenzunft führten und die alljährlichen Fasnachtsluſtbarkeiten ihres Ortes zu leiten hatten. Mit dieſem Geſchäfte befaſſen ſie ſich auch jetzt noch und erſt beim Tode eines Mitgliedes kommt der urſprüngliche Zweck ihres Vereins als einer Todtenbrüderſchaft wieder zum Vorſchein.

Alsdann werden zum Andenken des Verſtorbenen dreierlei kirchliche Gedächtnißtage mit Seelenmeſſen und Opfern abgehalten, und nicht minder dreierlei nachhaltige Leichenſchmäuße aus der Zunftkaſſe beſtritten; ſämmtliche Geſellen in weißen Handſchuhen und Binden ſtellen ſich am Sarg auf und tragen ihn abwechſelnd nicht auf den Schultern, ſondern an den Enden dreier bandartig unter dem Sarge durchgezogener Leintücher zu Grabe.

„Träume ſind Fäume," ſagt das Sprichwort und verwirft alſo grundſätzlich den Glauben an alle todankündenden Träume. Allein um ſo beachtenswerther, ſagt Wuttke (Deutſcher Volksabergl. 46) iſt die durchgreifende Uebereinſtimmung bei allen deutſchen Stämmen, mit der man die Träume deutet. Dies erweiſt ſich denn ſogleich aus folgenden Sätzen: Jedem ſteht der Tod bevor, der träumt von weißen Mäuſen, weißen Rüben, weißblühenden Pflanzen, weißen Haaren, weißen ausfallenden Zähnen, von weißer Wäſche, die am Trockenſeil hängend

im Winde flattert. Bei der letzten Bestimmung möchte man etwa an die nach vollzogner Beerdigung unausbleibliche Wäsche aus der Krankenstube denken; allein die schon erklärte Leidfarbe Weiß ist auch hier maßgebend. Die schwarze Farbe hat in der volksthümlichen Traumdeutung überhaupt keine Beziehung auf den Tod, sondern an ihrer Stelle gilt überall die blaue. Todankündend ist der Traum, uns biete eine Frau blaue Pflaumen und Trauben, Brombeeren, Zwetschen oder Schwarzkirschen feil. Die weiße Maus, die sich im Wohnhause blicken läßt, kündet hier einen Sterbefall an, und derjenige Mauser (der von Gemeinde wegen beauftragte Scheermausfänger), der dreimal weiße Mäuse fängt, kommt in die Hölle. In Winterthur galten die weißen Hühner für heilig und man glaubte, eine weiße Henne werde als Schutzgeist demjenigen erscheinen, dem ein Unglück drohe. Troll, Gesch. v. Winterth. Bd. 7, 183. In Oesterreich, wo noch der Brauch in Erinnerung ist, daß der Leibeigne seine Leiche mittels Zins und Gabe beim Gutsherrn auslösen mußte, stellt man eine aus Stroh gemachte Figur, das sog. Leichenhuhn, vor das Sterbhaus auf die Straße, damit der Tod sein Zinshuhn und Opfer habe. Quitzmann, Relig. der Baiwar. 245.

Volksthümliche Redensarten für Sterben.

In jedem volksthümlichen Begriffe steckt ein Kern der Wahrheit und in jedem Denkenden ein Eifer, diesen Kern zu finden.

In die Holzbirnen gehen.

Die Holzbirne deutet auf den abgeärnteten frostigen Spätherbst; daher auch die andern Phrasen über einen sichtbar Abzehrenden: Er muß Birnen schütteln, muß Bändlein (Weiden-

ruthen) hauen. Der Tod iſt perſönlich gedacht, wohnt im Walde, hat davon den Namen Holzmeier und beruft die Sterbenden dahin ab. Nach ſeiner Lockſtimme trägt er landſchaftlich wechſelnde Namen. Der Geiſt des Ruf-Joggeli iſt in das Wäldchen Häldeli gebannt, das an der Landesmarke von Baſelland und Frickthal zwiſchen den Dörfern Maiſprach und Magden liegt. Wer ihn dreimal Hup! rufen hört, dem iſt nur noch dies Jahr zu leben vergönnt. Da mit dem Blühen und Welken des Baumes unſer Aller Geſchick verläuft, ſo ſind uns die Bäume Lebens- und Todesorakel. Fruchtbäume, die man zur Feier von Geburt und Hochzeit um das Wohnhaus zu pflanzen pflegt, ſollen mit ihrem Abſtehen den Tod eines Blutsverwandten zur Folge haben. Wenn die Kirſchen reifen, ſterben die Alten, wenn der Paintbaum im Herbſte noch einmal blüht, ſtirbt der Eigenthümer, das Laub thut ihm weh, ſagt man. Wenn die Spätbirnen mürben und freiwillig abfallen, tritt auch eine für die Greiſe kritiſche Periode ein, die bereits im Renner des Hugo von Trimberg (Vers 24344 der Bamberg. Ausg.) ihre ſprichwörtliche Form hat:

seht, als müzzen wir von hinnen alle
scheiden nach der birn valle.

Er muß die Fichte im Wachsthum unterſtützen, rincalzare el pino, ſagt man in Teſſin; denn die Heidengräber liegen in den Wäldern, wie die alten Kirchhöfe auf dem Weſterwalde, am baieriſchen Inn und in der Oberpfalz immer noch zunächſt am Saum der Wälder gelegen ſind. Er iſt zu den Vätern gegangen, heißt in Meklenburg: he is bi Gott dem Herrn in'n Ellerbrok, in den Erlenwald. Liſch, Meklenb. Jahrb. 15, 265. Das Gleichniß vom fallenden Baum hat zu einem ſehr fataliſtiſch lautenden Kirchenliede von Joh. Hübner geführt, das im proteſtant. Wertheimer Geſangbuche v. 1757 Nr. 725 ſteht:

Trauet nicht auf Seelenmeſſen,
Die man den Verſtorbnen hält;
Todte werden bald vergeſſen
Und der Baum liegt, wo er fällt.

Den Löffel aufstecken, fallen lassen.

Der Eßlöffel hat einst unter den deutschen Rechtssymbolen das Besitzrecht ausgedrückt; er macht sich daher bei Eheverlöbnissen und Sterbefällen noch in der Volksrede geltend. Lieben und buhlen heißt löffeln; Liebe macht Löffelholz aus manchem jungen Knaben stolz. Bis in unsre Zeit war es Züricher Hochzeitssitte, daß die Getrauten beim Hochzeitsmahle zusammen nur Einen Eßlöffel vorgelegt bekamen. So zerbricht auch der ehstnische Bräutigam seinen und seiner Braut Holzlöffel, nach welchem Zeichen der Hausvater Beide zusammengiebt. Den Löffel aufstecken, nemlich auf das dafür bestimmte Löffelbrett heißt zu essen aufhören, sterben. Vgl. Dahlmann im Gloffa, zu Neocorus 2, 592. Den Löffel fallen lassen, drückt einer plötzlich kommende Todesbotschaft oder den bereits erfolgten Todesfall aus. Das Abendblatt zur Neu. Münchner Ztg. 1857, Nr. 280 bemerkt: Hier (in München) ist ein adeliges Haus bekannt, wo jeder Dienstbote strengen Verweis erhält, wenn ein Silberlöffel auf den Boden fällt, denn dann sterbe Jemand aus der Familie, heißt es.

Der Tod hat ihn am Bendel.

Der Tod wird als ein persönliches Wesen gedacht, dessen List oder Ueberwältigung der Mensch unausbleiblich erliegt. Er sitzt dem Abzehrenden im Gesicht, auf den Lippen, schaut ihm aus den Augen, hockt ihm auf, sitzt ihm im Nacken (der vor Alter Gekrümmte wird also geritten), er überlüpft ihn (im Ringkampfe), er hat ihn am Bendel. Jede dieser Formeln ist erklärungswerth; hier wird nur die letztgenannte in ihrer Begründung gezeigt.

Der Strick, mit welchem der indische Todesgott Yama die abzuholende Menschenseele bindet, ist in der deutschen Sage

vom Wilden Jäger das Seil, an welchem das Todtenheer durch die Lüfte entführt wird: Aargau. Sagen 1, pag. 97. Der Strick des Todes entstand aus dem Leben der Fischer- und Jägervölker, und ist daher dem A. Testamente und den altröm. Dichtern ein gleichgeläufiges Bild; so bei Ezechiel (26, 14. 44, 10) und den Psalmen (18, 6), sowie bei Horaz (3, 24. 8). Wie die Indianer Mittelamerikas mittels des Lasso zu Rosse kämpfen, so handhabte auch der heidnische Franke im Kampfe den Wurfstrick, das Gedicht Waltharius beweist es, und noch im späteren Mittelalter war diese Kampfart gerichtlich zugelassen. Nach der Zeichnung einer altd. Handschrift steht der zum Zweikampf mit einem Weibe vorbeschiedene Mann bis an die Brust in einer Grube und wehrt sich mit einem an seinen Stock gebundnen Sack, Gewichtsack, das freistehende Weib hat nichts als eine Schlinge, die sie ihm um den Leib zu werfen sucht. Abgebildet in Gräters Idunna und Hermode, 1812—14. Dieselbe Erinnerung klingt in Luthers Liedvers nach:

Strick ist entzwei,
Und wir sind frei!

Vorauzeichen.

Das Lispeln und die Wehklage.

Das Lispeln und Bismelen bezeichnet in der Mundart theils ein unbestimmbares Flüstern, theils ein örtliches Geräusch und wird für die Todesanmeldung eines entfernt lebenden Bekannten angesehen. Es erkrachen plötzlich Wände und Decke der Stube, es zerspringt der Essigkrug, man hört Erbsen fallen, es geht die Thüre von selbst auf, dreimal wird an sie oder ans Fenster geklopft, dreimal an der Hausglocke geläutet — ohne das Jemand draußen ist. Dies nennt man sich Künden,

ſich Ueben, ſich Erzeigen und Wahren, damit offenbart der Entfernte ſein Verſcheiden dem Freunde. Hört man dreimal ſeinen eignen Namen hilferufend wie aus weiter Ferne her ausſprechen, ſo iſt darin die Stimme eines in der Fremde ſterbenden Freundes zu erkennen, hört man im Vorbeigehen am Kirchhof Kindergeſchrei, ſo deutet dies auf den Tod eines Familienvaters, der viele Waiſen hinterlaſſen wird. Beides nennt man daher die Wehklage. Wenn das in der Werkſtatt hängende Schreinerwerkzeug über Nacht vom Nagel gefallen iſt und die aufgeſchlichteten Laden freiwillig aus einander rutſchen, ſo wollen ſie zu Wänden des Todtenbaums verſchreinert ſein.

Vor dieſen Sätzen eines inhaltsloſen Aberglaubens hat ſchon das Heidenthum gewarnt. Als Siegfried auf der Seefahrt in Unwetter geräth, kommt ein Mann vom Vorgebirge her, der ſich Nikar nennt aber Wodan ſelbſt iſt, und ertheilt dem Reiſenden Rath. Nicht ungekämmt und nüchtern, ſagt er, ſoll der Held ſich auf den Weg machen, und ein übles Vorzeichen iſt's, gegen die untergehende Sonne zu ſtehen; allein das Knarren des Bogens, das Kniſtern der Flamme, das Sprudeln des Keſſels, eine ſchreiende Krähe, ein grunzendes Schwein — das ſind alles Dinge, auf die ein kluger Mann nicht vertrauen ſoll.

Das Todtenührlein.

Der Holzkäfer annobium pertinax bringt beim Niſten im morſchen Getäfel der Zimmerwände mit ſeinem Kopfe ein dem feinen Tiktak der Taſchenuhr gleichendes Picken hervor. Wenn man ihn hört, ſo bedeutet ein jeder Tick ein Lebensjahr, und die Geſammtzahl ſeiner Schläge ſoll mit der Summe der Lebensjahre des Nachzählenden übereinſtimmen. Sein Name Todtenuhr, ſo wie die Deutung auf das Schlagen des letzten Stündleins iſt etwas bloß neuzeitliches. Man blies in der früheren Schweiz die Stunden an, noch jetzt bläſt der Senne

die Abendstunde durch seinen Milchtrichter dem Nachbarsennen zu, er wohnt der Dorfglocke zu ferne. Anders verhält es sich mit der bekannten Stelle in Schillers Wilh. Tell:

Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt,
Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen.

Statt der schlagenden Thurmuhr, ist hier mit Recht die verrinnende Sanduhr der Lebensmesser.

Das Todtenührchen heißt in Baiern das Erdschmiedlein, weil es dem Todesgott die Sense schmiedet, und Dangelmann, weil es sie scharf dengelt; in der Schweiz Zirpe. „Wenn's Zirpe pippet und pöpperlet," so gilt's dem Jungen im Hause.

Im leise klopfenden Bohrwurm hat man von jeher den Tod zu hören geglaubt, der hammerbewehrt an die Thüren pocht. Im Buch der Richter wird von Manoha, des Samson Vater, gesagt, daß der Engel des Herrn vor ihm anfieng zu klopfen; und Bodinus (de Magorum Daemonomania, lib. 1) gründet darauf den Satz, man vermöge die Geister wirklich zu hören, da sie wie mit einem Hammer schlagen; der Propheten erstes Merkzeichen habe sich eben daran geknüpft. In der Pestzeit 1594 erläßt die Regierung von Luzern eine „Verordnung" worin pag. 42 dem gemeinen Manne neben Angabe etlicher Präservative empfohlen wird, bei Zeiten aufs Aeußerste gefaßt zu sein: dass wann der Herr gân klopfen kompt, der mensch gerüst sye vnd sich in sîn ervorderen ergebe. Ebenso heißt es bei Sebast. Brant, in Strobels Beitr. pag. 47:

desshalb gedenk vnd setz dir für:
der tod klopft all tag an die thür.

„Wann der tod an der thüren rumpelt, wann der tod mit dir ringt, da brettet es," so predigt damals zu Straßburg Geiler von Keisersberg, Evangelibuch Bl. 130a.

In allen diesen Stellen ist der Körper als das Haus der Seele gefaßt; der sein Wohnhaus verlassende Geist eröffnet dasselbe gewaltthätig und schlägt die Thüre laut hinter sich zu. Daher unsre Ausdrucksweise: der Brustkasten kracht, das Herz, das Auge bricht. Uebertragen in die Sprache des Aberglaubens heißt es: Wenn die Zimmerwände erkrachen, wenn die

Spiegelſcheibe des Wohnzimmers, das Trinkglas zerſpringt, ſtirbt drinnen der Kranke; wenn der Sarg kracht, ſtirbt einer der mitgehenden Leidträger bald nach. Die Wände krachen, wenn man der ausfahrenden Seele nicht das Stubenfenſter öffnet.

An den Namen Todtenührlein und den damit verbunden gedachten Mechanismus der Thurmuhren reihen ſich erſt die Meinungen an vom Schlagen und Nachſchlagen der Thurmuhr ins Kirchengeläute hinein und von deſſen Beziehung auf das Schickſal des Kranken. Hier beginnt die Abgeſchmacktheit; ſo heißt es z. B. im Toggenburgiſchen: Der Kranke ſtirbt, wenn die Gewichtſteine der im Krankenzimmer hängenden Wanduhr ſich berühren und dadurch die Uhr ſtellen. Begreiflich ſieht der Aberglaube auch den Todtenkäfer, Blapo mortisaga, nicht gerne und die mit dieſem verwechſelte Küchenſchabe, Blatta orientalis, die man gewöhnlich Schwab nennt.

Die Hausſchlange.

In dem Frickthaler Dorfe Magden vermuthet man in faſt jedem Hauskeller eine Hausſchlange, welche für durchaus freundlich und zahm gilt, ſich aber nur bei ganz außergewöhnlichen Fällen blicken läßt. Schon ihr bloßes Klappern deutet auf einen Trauerfall in der Familie. Sie überwacht die Kinderzucht, behütet beſonders im Stall die Milchthiere, hütet die heranwachſenden Töchter und ſorgt ihnen nach Verdienſt für einen braven Mann. Ueber Letzteres erzählen die Naturmythen S. 193: Die Hausſchlange im Emmenthal. Manchmal hat ein Wohnhaus ihrer zwei, die mit Hausvater und Hausmutter leben und ſterben.

Aus unſrer Gegenwart wird folgender Umſtand durch J. Gruber aus Merklin berichtet in Grohmanns Böhm. Sagenb. 1863. 1, 221: Einmal ſah ich am Ende des Städtchens eine Menge Menſchen um ein Haus verſammelt, eine

Hausſchlange betrachtend, die ſich gezeigt hatte und erſchlagen worden war. Eine Woche ſpäter ſoll wirklich hier der Hausvater geſtorben ſein am nemlichen Tag und zur gleichen Stunde, wo die Schlange ihren Tod gefunden hatte.

Auch die Hauskröte, Unke, Muhme genannt, wohnt im Hauskeller und hält durch ihren Einfluß die hier verwahrten Lebensmittel in einem gedeihlichen Zuſtand. Dadurch kommt Wohlſtand ins Haus, und das Thier heißt daher Schatzkröte. In Verwechslung mit dem braunſchwarzen Kellermolch wird ſie auch Gmöhl genannt und ſoll eben ſo oft ihre Farbe verändern, als der Familie eine Veränderung bevorſteht.

Die Biene.

Die Biene allein unter allen Thieren, deren Tod mit landſchaftlich wechſelndem Ausdrucke bezeichnet wird, ſtirbt, jede andere Benennung ihres Todes iſt unerhört; denn dies Thierchen iſt nicht nur bei allen Völkern des Alterthums geheiligt geweſen, ſondern man ſieht es den davon handelnden Sagen noch an, daß ihm ein Theil von Geiſt und Seele wirklich zuerkannt geweſen war. Bienen nähren den Säugling Zeus, Bienen umſingen die Lippen der zu Dichtern und Rednern gebornen Knäblein. Daß des Menſchen Seele in Geſtalt einer Biene auszieht und wieder zurückkehrt, hat der Graubündner Bandlin uns aus dem Munde einer Engadinerin berichtet im Schweiz. Merkur 1835, 234: In der Gemeinde Klein-Fettan im Unter-Engadin ſahen heimkehrende Burſche ein altes Weib am Wege liegen, mit dem Geſichte ſtarr gegen die Erde gekehrt, nahmen's für todt auf und trugen's ins nächſte Haus. Alsbald flog hier ein Bienlein ſummend im Zimmer herum und ſchließlich jener Erſtarrten in den offenſtehenden Mund. Die Anweſenden waren nicht wenig erſtaunt, als das Weib ſogleich ſich aufrichtete und in unzufriednem Tone zu verſtehen gab, man möge ſie künftighin an ihrem Orte liegen laſſen. — Hier

war also die Menschenseele in Gestalt der sammelnden Biene ausgeflogen gewesen und in ihrer gewohnten Rückkehr durch Unbefugte aufgehalten worden.

Schwärmende Wildbienen werden Wegeleiter für auswandernde Volksstämme; zahme, die nicht mehr in ihren Korb zurückwollen, gelten dem Landvolke als Vorverkündiger ausbrechenden Krieges. Als Herzog Leopold auf seinem Zuge zur Schlacht von Sempach an der Linde bei Willisau vorüber ritt, hatte hier ein Bienenschwarm hinein genistet und umschwirrte die herzoglichen Banner. Das Schlachtlied erwähnt dieses Vorfalles und fügt bei:

„Das dütet frömbde geste,“
so redt der gemeine man.

Setzt sich ein frisch ausgeflogner Schwarm an den dürren Ast des Gartenbaumes, so hat sich der kranke Mann in jenem Wohnhause wegefertig zu halten. Freienamt. — Entfliegt der Schwarm, ohne binnen drei Tagen sich wieder zu finden, so werden hier die Kinder vor den Eltern wegsterben. Kt. Luzern. — In dem Augenblicke, wo der Meister im Hause stirbt, muß man dessen Immen roden, jeden Stock einzeln lupfen und ihnen des Hausvaters Tod anmelden, sonst stehen sie ab. Unter welcherlei Formeln dies geschieht, verzeichnet für Westfalen Woeste (Volksüberlief. 53); aus Norddeutschland Kuhn (Nordd. Sag. pag. 453); aus der Bretagne J. Grimm, Altd. Wälder 1, 17; aus Serbien Haupt-Schmaler, Wendische Volksl. 2, 251. Der Spruch lautet gemeinlich:

Bienchen, unser Herr ist todt,
Verlaßt mich nicht in meiner Noth.

„Es kaufen auch etliche die Bienen nicht gerne, welchen ihr Herr durch Tod abgegangen ist, denn man ist der Meinung, daß sie alle auch nachsterben.“ Joh. Coler, Oeconomia. Mainz 1645. II. Th. lib. XIII. pag. 535. J. Grimm hat in seiner Rede „Ueber das Alter“ aufmerksam gemacht auf das in Greisen noch wachsende Gefühl für die Natur, so daß man eben im Alter andächtig zu den leuchtenden Sternen emporschaut, die stärkende Gartenpflege und das Baumimpfen wie

ein greiſer Vater Laertes übernimmt. „Daher knüpft Glaube und Brauch an den Gartenbaum, an den Bienenſtock ganz beſonders die Verkündigungen an, die über das Leben des Hausvaters entſcheiden ſollen.“

Thiere als Todesboten.

Schon der Glaube unſrer Vorzeit unterſchied eine üble und eine gute Bedeutung der dem Krieger, Jäger oder Hirten zufällig aufſtoßenden wilden und zahmen Thiere. Man nennt dieſe unvermuthete Begegnung den Angang. Allen kampflichen Thieren, wie Wolf und Bär, verlieh der Germane guten Angang; während Haſen, alte Weiber, Prieſter, weil ſie unkriegeriſch ſind, übeln Angang hatten. Simrock, Myth. 540. Vieles hievon ſteckt noch tief im Volksglauben unſrer Tage; aber unſre gewöhnliche Frage an einen Erſchrocknen: Was iſt dir Krummes begegnet, was iſt dir in die Quere gekommen, über den Weg gelaufen? drückt nur noch die üble Seite des Angangs aus, die tröſtliche iſt vergeſſen bis auf ein paar Züge des Kinderglaubens über begegnende Lämmer, traulich herzu fliegende Vögel und Käfer. Himmelsboten und Engel hinter ſo kleinen Thierchen annehmen zu ſollen, dagegen ſträubt ſich der allgemeine Verſtand, aber ſchwarze und große Thiere, die zur Unzeit ſich zeigen, mit Geiſtern und Geſpenſtern zu verwechſeln, dazu iſt man eher bereit, und der örtliche Glaube hat dafür poſitiv lautende Sätze. Erſcheint ein Verſtorbner in Menſchengeſtalt, ſo iſt er um ſo eher erlösbar, je mehr Gutes man ihm noch erweiſen wird können; zeigt er ſich aber in Thiergeſtalt, ſo iſt er bereits der Hölle verfallen und alles für ihn geſprochne Gebet fruchtlos. Geradeſo verhält es ſich auch beim „Künden;“ iſt die Geſtalt, in welcher ein im Sterben Liegender entfernten Freunden ſich anmeldet, keine thieriſche, ſo wird er in den Himmel eingehen. Betrügeriſche Ortsrichter und Ge-

meindeammänner genießen am häufigsten die Ehre nach ihrem Tode in Kalbsgestalt umher zu wandeln; bösartige Frauen in der Gestalt des Schweines; jene tragen alsdann den landschaftlichen Namen des Dorfkalbs, diese denjenigen der Dorfloß. Der niedere Klerus hat in früherer Zeit derlei Meinungen noch befestigt und in eine Art theologischer Theorie gebracht. In dem kirchlich anerkannt gewesnen Beschwörungsbuche des Franciskanermönches Friz: Manuale Benedictionum, Kempten 1737, wird S. 597—626 das äußerste Verfahren angegeben, mit dem der Exorziste den widerspenstigen Geist aus Ort oder Haus zu vertreiben vermöge. Bei diesem Geschäfte wird nun ein noch weniger erfahrner Priester belehrt, sich nicht mit halben Mitteln begnügen zu wollen, wenn etwa statt eines fürchterlichen Teufels nur eine ganz joviale Person erschiene. Denn diese bösen Geister kämen bald als allerlei Thiere, bald aber als lustige Leute zum Vorschein und suchten durch lautes Lachen und Schäckern den Glauben zu verbreiten, als gehe es bei ihnen gar heiter und fröhlich her und als seien die Verwünschten weder so gar ungestalt, noch so unglücklich.

Schon wird der Leser befürchten, widerwärtige Gespenstergeschichten hier anhören zu sollen; wir aber werden ihm das Nothwendigere, das Unvermuthete erklären, daß die bisher unausrottbare Furcht vor Gespenstern in Thier- und Menschengestalt meistens der Ueberrest des Heidenglaubens an den Schutzgeist ist, der einen jeden Menschen ebenso bald in thierischer, bald in menschlicher Erscheinungsweise, lebenslang umgab und ihn in derselben auch zum Tode abberief; ein den Slaven und Germanen geläufiger Glaube. Bei den Südslaven ist es die Waldgöttin Vila, welche die Herzensschwester der Helden wird, ihren Dutzbruder in jeder Gefahr schützt; eine solche hatte sich dem vielbesungenen Marko Kralavitsch verschwistert. Beim Skandinavier ist es die Fylgja, der Gefolgsgeist. Die Mannsfylgja ist der Schutzgeist, den jede einzelne Person für sich hat. Er entsteht und vergeht nach dem heutigen Glauben der Isländer mit dem amnium, womit das noch Ungeborne umgeben ist. Dieses Kindshäutchen führt beim Isländer denselben Namen

wie der Schutzgeist: Fylgja und Hamr, beide stehen auch unter dem gleichen Schicksal. Geht nemlich der Leib, dieses Kleid (Hamr, Hemde) der Seele verloren, so ist auch die ihn beschirmende Fylgja mit verloren. Dem auf der Wanderschaft Begriffenen fliegt sein Schutzgeist zum Gastfreund voraus, bei welchem Einkehr genommen werden soll, und meldet jenen durch einen rothbraunen Dampf an, der sich zu der Gestalt von Hund, Rabe, Fliege, Wilder Mann u. A. entwickelt. Der Pfarrer Sera Halfdan zu Fell auf isländisch Nordland war stets von einem Raben begleitet; als das Thier einst zu dessen Schwester Hildigunnr nach Lonkot geflogen kam, rief diese in ihrem Hasse: da kommt die Fylgja meines Bruders, fieng das Thier in der Schürze und warfs in den Sumpf. Außer diesem persönlichen Schutzgeiste giebt es auch eine Aettarfylgja, der Schutzgeist eines ganzen Geschlechtes; sie ist an die Hofstätten gebunden, die von ihren Schutzbefohlnen bewohnt sind; eine solche hat der jetzt (1860) zu Hitardalo wohnende Probst Sera Thorsteinn Hjalmarsson. Oft gerathen die den verschiednen Männern oder Gehöften angehörenden Gefolgsgeister mit einander in einen eifersüchtigen Weiberzank und vergessen sich so weit, daß sie, indeß ihre Schützlinge beim Gelage sitzen, vor deren Augen handgemein werden. Diese im heutigen Island fortbestehenden heidnischen Glaubenszüge hat daselbst persönlich gesammelt Konrad Maurer in seinen Isländ. Sagen der Gegenwart, 1860.

Diese unentbehrlichen Vorerklärungen führen nun über zu den verschiednen Thieren, deren Angang dem Menschen als todkündend gilt.

Die Grabvögel.

Der Namen der Seele bezeichnet in den Sprachen die bewegte Luft; Athem, lat. anima, heißt hauchen, wie böhmisch duše, die Seele, von du, wehen, ableitet. Wenn Auge, Ohr und Mund am Gestorbenen noch vorhanden war, sagt Groh-

mann (Abergl. aus Böhm. 1, 194), und nichts als der Athem fehlte, so mußte wohl dieser die Seele sein, die den Körper belebt hatte. Ihrem schnellen Entschwinden gemäß wird sie daher geflügelt gedacht, Geister und Engel erscheinen in Vogelgestalt und des Vogels Gestalt wird allgemeines Grabsymbol bei Römern und Deutschen. Der Raum des römischen Grabes, der die Aschenurnen enthielt, hieß bekanntlich wie das Flugloch des Taubenkobels columbarium, weil jener Raum vielleicht dem Fluge der Seelen dienen sollte. Steinerne und thönerne Taubenmodelle hat man aus den helveto-römischen Gräbern zu Ober-Winterthur erhoben. Hölzerne Tauben, auf Stangen gesteckt und zwar, wenn Einer in der Fremde gestorben war, nach jener Richtung schauend, wo der Todte seine Ruhestatt hatte, errichteten die Langobarden auf ihrem Grabfelde außerhalb der Stadt Ticinus; der Ort selbst hieß An den Stangen und dorten gründete Königin Rodelinda eine Marienkirche. So erzählt Paul Diakonus in seiner Langobarden-Geschichte B. 5, K. 34. Ein Nachklang hievon wird in Lusser's Beschreib. des Kts. Uri 51, und in Toblers Appenzeller Sprachsch. 198 als noch bestehend gemeldet. Man schneidet aus Papier einen Vogel aus und denkt sich darunter die Taubengestalt des heil. Geistes; Mütter hängen dies Papierchen ans Bett eines hoffnungslos erkrankten Kindes, um das Kleine damit im Sterben zu ergötzen. Das reformirte Landvolk an der untern Aare schneidet zu gleichem Zwecke aus Papier eine Reifrockfigur, Mergen (Maria) genannt, und hängt sie dem Sterbenden ans Bette; nach dessen Tod kommt sie zuweilen als Andenken hinter Glas und Rahmen. Wahrscheinlich war mit dieser Vogelfigur ursprünglich eine Schicksalserforschung versucht, da der ahd. Physiologus (Graffs Diutisca 3, 38) nur in diesem Zusammenhange Sinn bekommt für folgende Stelle: ein vogil heizit Caradrius (Brachvogel). mit diseme mac man bechennen, ob der sieche man irsterben oder g'nesen scol. ob er sterben scol, so cheret sich der caradrius von ime. ob er avē g'nesen scol, so cheret sich der uogel zuo deme manne unt nimit dez mannes unchraft an sich.

Gehen wir zu den Singvögeln über, diesen Spiel- und Hausgenossen des Menschen. Die Seele wird ein geflügelter Vogel, der im Entschweben lieblich singt. Während des Conciliums zu Basel hörten etliche gelehrte Doctores in einem Walde daselbst eine Nachtigall wunderbar singen und erfuhren, dies sei die Seele eines noch nicht Erlösten. Wolf, Deutsche Märch. und Sag. Nr. 58. Das von Raubthieren zerrissene Hirschkälblein wird von einem barmherzigen Mädchen gliederweise wieder zusammengesetzt und in den Waldbaum gelegt; alsbald ist an der Stelle des Thierschädels eine Nachtigall in der Baumkrone und beginnt zu schlagen. Cavallius-Stephens, Schwed. Märchen. Im bretonnischen Volksliede vom Helden Marlbrouk heißt es:

Auf seines Grabes Hügel
ist Rosmarin gepflanzt,
auf dessen höchstem Zweige
schlägt eine Nachtigall.

Wenn der Bauer am baier. Lechrain auf dem Siechbette liegend, zuletzt sich selbst den Tod wünscht, so ist seine Rede: „Wenn nur die Nachtigall käme und thäte uns auflösen!" da kommt denn, fährt Leoprechtings Lechrainer Sagenb. 79 fort, diemalen ein Vogel und singt so fein, daß die Schmerzen aufhören und man entweder besser wird oder stirbt. Verwandte Sätze dieser Art lauten: die auf dem Haushag schlagende Amsel singt dem Hauskranken den Tod an. Wenn der Buchfinke anhaltend um dasselbe Wohnhaus ruft und gar bis in die Tenne geflogen kommt, so wird hier bald Jemand wegsterben. Ein ans Fenster pickendes Vögelein meldet dir den Tod eines in der Fremde Gestorbenen. Wo das Rothkelchen einen Erschlagenen im Walde liegen sieht, fliegt es hinzu und überstreut ihn mit Laub.

Als Knabe hatte ich Gelegenheit, den auf seinem Landhause bei Neuburg a. d. Donau damals verstorbenen Maltheser Commenthur v. Flachslanden auf dem Paradebette zu betrachten. Lustig schlugen seine Singvögel in dem gleichen Trauersaale. Da fiel es mir auf, unter den übrigen Zuschauern sagen zu

hören, wie schade es um diese vielen kleinen Thierchen sei, die nun gleichfalls alle mitsterben müßten. Das Verständniß dieser Rede gieng mir erst im vorigen Sommer auf bei der Eröffnung der Heidengräber zu Lunkhofen, welche in der Histor. Ztschr. Argovia 5. Band beschrieben sind. In der dortigen Leichenbrandschichte fand sich auch vereinzeltes Vogelgebein, namentlich das Röhrknöchlein eines Langstelzers mit vor. Eben so ist in thüringer heidnischen Gräbern neben dem Gebein von Kinderleichen auch das von Singvögeln erhoben worden. Wo Vogel- und Kindergebein beisammen liegt, erinnert es an den herben Sinn der Sprichwörter: Vögel, die früh singen, frißt die Katze; kluge Kinder werden nicht alt. Allein im Zwecke der heidnischen Todtenbestattung lag es, mit dem Hingeschiedenen Alles ihm Werthe und Eigene mit zu vertilgen und ihm in den Tod nachzusenden. An Sigfrids und Brynhilds Scheiterhaufen hiengen zu Häupten ihre Beizvögel, zwei Habichte.

Der Kibitz.

Unbegehrt gebliebene Menschen werden nach dem Tode in unbegehrte Thiere verwandelt; die alten Jungfern mit ihrem monotonen Eigenwillen werden zu langweiligen Kibitzen, in der Mundart Giritz genannt. Daher gilt die Phrase, ins Giritzenmoos fahren, nur vom Tode alter böser Weiber; denn da es keine männlichen Hexen giebt und nur Weiber auf den Blocksberg ausfahren, so werden auch nur deren Seelen als die in den unbetretnen Sumpfstrecken wohnende Kibitzen angenommen. Ein Volkslied aus dem Berner Oberlande (bei Firmenich 2, 582) durchmustert die verbreitete Angst vor einer Reihe von Unglücksvögeln und schließt ironisch mit dem verrufnen Kibitz; um wie viel lieber, sagt das aufrichtige Mädchen, will ich mir einen Mann nehmen, als einst aufs Giritzenmoos verwünscht zu werden:

Doch wol is g'wüß, i förchten eine,
das is en böſe, ja 's der Gott!
der Giritz iſch es, wo 'ni meine.

Noch pflegt das Landvolk der deutſchen Schweiz hie und da die Moosfahrt als Fasnachtsſcherz aufzuführen. Ein Leiterwagen wird mit allen heirathsfähigen Mädchen des Dorfes vollgeladen und draußen mit möglicher Schonung am erſten Graben der Almende umgeworfen. Auf ein bischen Weibergeſchrei folgt nachher um ſo mehr Küchleingebäcke und Tanz.

Die verſtorbnen Hageſtolzen werden nach Auceuda, bei Gex im Wallis verwieſen, wo ſie in durchlöcherten Körben Sand aus der Rhone zu Berg tragen müſſen. Reithard, Schweiz. Sagen.

Die Eule.

Nach ihrem wimmernden Schrei trägt die Schleiereule verſchiedene mundartliche Namen. In der Schweiz Gwiggli, Wichſi, Kleewit und Kivvit. Kivvit deutet man ſich als den Ruf kümm mit! Kleewit bedeutet aargauiſch hlê, das Grab, der Leichenhügel; wigil iſt appellativ Vogel.

wenn dir d'Wiggli schreit,
wirsch bald ûsse trait.

Ebenſo ſchon in Müllers, Pfarrer in Thalwil, zu Gwerb's Leuth- und Bychbeſegnen (Zürich 1646) verfaßten Reimen:

Wann durch den dünnen Luft ein ſchwarzer Rabe fleucht
Und kraket ſein geſchrey, und wann deß Eulen frauwe
Ihr Wiggen-gwige heült: ſind Loſungen ſehr rauhe.

Die Eule „ſchreit den Kranken heraus," dafür nagelt ſie der Bauer an Scheunenthor und Gartenbaum, wo ſie Geſpenſter abhält und den Knaben zum Wurfziele dient.

Der Rabe.

Ehedem ein dem obersten Gotte dienstbarer, prophetischer Vogel, ist der Rabe nun zum eigentlichen Galgen- und Höllenthier geworden. Des hl. Meinrad Raben melden den an dem Einsidler zu Schwyz verübten Mord bis nach Zürich, wo die beiden Raubmörder im Wirthshause zechend ergriffen und abgestraft werden. Seit der Zeit ist jenes Wirthshaus daselbst zum Raben geschildet. Die Seelen Erlöster schweben davon in Taubengestalt, die der Verwünschten und Erhängten verwandeln sich in Raben. Aargau. Sagen 2, Nr. 269. 272. Raben in einer Reihe auf dem Hausgiebel sitzend, deuten auf die Reihe der schwarzen Leichengänger. Sitzen sie aufs Haus, in dem eben eine Leiche liegt, so hat dieser hier Verstorbene bei Lebzeiten viel Schlimmes gethan. Damit übereinstimmend erzählt die ahd. Kaiserchronik von Neros Tode (in Diemers Ausgabe, S. 131, Vers 29):

die tiuel kômen dar
mit ainer micheln ſcar
in ſwarzer uogele pilede.

Rabe und Krähe werden mit einander verwechselt, beider Grabschrei tönt: Geh weg! Schreien zwei nordenher kommende Krähen uns nach, wenn wir von einem Begräbniß heimkehren, so kündets eignes Leid vor Jahresende.

Die Maus.

Den Mäuſen pfeifen, heißt den Seelen ein Zeichen geben, um von ihnen abgeholt zu werden; ebenso wie der Rattenfänger zu Hameln die Lockpfeife bläst, auf deren Ton alle Mäuse und Kinder der Stadt mit ihm in den Berg hineinziehen, der sich hinter ihnen zuschließt. Mäuse sind Seelen. Die Seele des auf der Jagd entschlafenen Königs Guntram kommt schlängleinartig aus seinem Munde hervor, um so in

einen nächsten Berg und wieder zurückzulaufen (Grimm, DS. Nr. 428). Der goethe'sche Faust weigert sich den Tanz mit dem hübschen Hexenmädchen am Blocksberg fortzusetzen:

Denn mitten im Gesange sprang
Ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde.

Ist der Hausherr gestorben, so verlassen auch alle Mäuse zugleich sein Haus; so lautet die mißverstandne Redensart Maustodt sein, d. h. ganz und mit Allem, mit Mann und Maus todt sein. Ebenso deutet man das Träumen von todten Mäusen auf Tod in der Verwandtschaft. Kommt eine Maus Nachts ins Bett, so trifft den darin Liegenden kommenden Tages ein Unheil; zernagt sie dem Patienten das Bettstroh unter dem Hauptkissen, oder ein Kleidungsstück, so stirbt er bald. Vor dem Fenstersims hin- und herlaufend, sind sie gleichfalls todkündend, weil man das Zimmerfenster öffnet, um die Seele des eben Verschiedenen hinaus zu lassen. Stößt eine Scheermaus zwischen Mauer und Bretterboden der Stallung, so läßt man oft die Stallthiere schnell versteigern, aus Furcht, sie möchten an einer Seuche drauf gehen. Stößt die Scheermaus in der Tenne, unter der Dachtraufe, dem Hausofen oder gar unter dem Ehebette (denn in ältern Bauernhäusern gilt statt des Bretterbodens noch der bloße Lehmboden), so stößt sie den Vater zum Haus hinaus. Von solchen frischen Erdhaufen der Maus sagt man: sie suecht nach 'ere Seel.

Stosst e Schärmûs bî 'me Hûs,
so heuscht si Oepperen drûs.

Stößt sie unter dem Küchenherde, so wird die von der Hausfrau bereitete Speise nicht mehr batten, nicht ersättigen. Viel Mäuse plötzlich im Lande, deutet man auf fremde Kriegsvölker: viel Mûs, wenig Lût. Da auch böse Geister in Thiergestalt erscheinen können, so darf man manche Thiere besonders zu den heil. Zeiten — wo Geister am meisten sich künden — nicht mit rechtem Namen nennen, um sie ja nicht zu berufen. So wird in der Preuß. Mark die Maus in Weihnachten bloß Bönnlöper genannt, Bodenläufer. Kuhn, Nordd. Sag. 411. Aus einer plötzlichen Vermehrung der Mäuse schloß das Mittelalter

auf eine plötzlich ausbrechende Seuche; daher war es zur Zeit des Schwarzen Todes eine der stehenden Inquisitionsfragen der Hexenprozesse, ob die verdächtige Person Mäuse hervor gehext habe. Mach mir keine Mäuse! besagt: Gerade heraus, nur keine Ausflüchte gemacht.

An die Stelle der Seelenherrin Freyja, Berchta und der Weißen Frau ist die hl. Gertrud getreten, bei welcher die Abgeschiedenen die erste Nacht im Todtenreiche zubringen müssen. Sie war, wie Schilter zur Königshovner Chronik 571 anmerkt, im Straßburger Münster auf einem Gemälde zu sehen umgeben von Mäusen. Und so bildet sie der krainische Bauernkalender sowie das sogen. Gertrudenbüchlein ab: Zwei Mäuslein nagen an einer flachsumwundenen Spindel; eine Spinnerin sitzt am Spinnrade und eine Maus läuft den Faden hinauf. Weder am St. Gertrudentag, noch in der Zeit der Zwölften, wo die Geister in Gestalt von Mäusen erscheinen, darf gesponnen werden.

Der Hund.

Allen Religionen der Vorzeit hat der Hund als ein den Göttern zugeselltes Thier gegolten, dem daher auch sein Theil Weissagungsgabe eigen gewesen ist; wenn er dann auch später in der fortschreitenden Bildung jedes Cultus aus ihrer persönlichen Umgebung entfernt und gleichsam zur Ruhe gesetzt wird, so verbleibt ihm doch sein Gnadenbrod bei den Seelen der Unterwelt, hier wird er Bote und Hüter der Schatten. Nur von dieser Seite ist er jetzt zu besprechen.

Der indische Todesgott Yama hat ein Paar „vieräugige, männerhütende, wegebewachende Hunde;" ihnen wird der Verstorbene beim Todtenopfer seiner Nachgelassnen und in dessen vorgeschriebner Gebetsformel übergeben: Rigveda, 10. Buch, 14. Lied. Einer von diesen die Sterbenden heimsuchenden Hunden ist der schwarze Sarameya. An den homerischen

Höllenhund, der den Ais bewacht; an die mit ihren Hunden nächtlich durch die Wälder ziehende Hekate; an des Odyſſeus geiſterſichtige Hunde, welche die nahende Athene voraus erkennen, braucht hier bloß erinnert zu werden, um zu den einflußreicher gebliebnen nordiſchen Traditionen über zu gehen. Aller Hunde erſter iſt Garm, ſagt die Edda, er muß wachen, bis die Götter vergehen. Auch er iſt geiſterſichtig: er ſtellt ſich dem nahenden Odhin entgegen, „bellt und gähnt ſogar gegen den Vater aller Beſchwörungslieder.“ Der Göttin Frigga iſt als Sinnbild der Häuslichkeit die Katze beigegeben, die denn deshalb unter den Todesboten im Nachfolgenden noch beſonders zu erwähnen iſt; wandelt ſich die Göttermutter in die Seelenmutter um, ſo ſendet ſie die leichenwählenden Nornen und Walkyren aus, die von Hunden begleitet ſind oder deshalb auch von den Hunden des Sterblichen zuerſt gewittert werden. Von nächtlich heulenden Hunden ſagt man in Schleswig: die Hel iſt bei den Hunden; d. h. ſie wittern die umziehende Peſtſeuche voraus. Daher wird in altkirchlichen Abbildungen dem heil. Rochus, dem Schutzpatron gegen die Peſt, ein Hündlein beigegeben. Da die Peſt mit einem Feuer verglichen wird, das als blaue Flamme erſcheint, ſo liegt es nahe, daß der Hund auch Feuersbrünſte voraus wittert. Daher ſtammen folgende Sätze. Ein in der Nachbarſchaft heulender Hund, der dabei die Schnauze zur Erde kehrt, „ſchmeckt's,“ daß bald hier Jemand ſterben werde; er riecht es aus der Erde, denn in ihr wohnt das Todtenvolk. Richtet er aber heulend die Schnauze gen Himmel, ſo zielt dies auf eine hier bevorſtehende Feuersbrunſt. Oft rührt aber dies nächtliche Geheul von jenem Ortsgeſpenſte her, das man mit Nachdrücklichkeit den Dorfhund nennt. Gleichwie der Pudel der spiritus familiaris des Dr. Fauſt iſt, ſo iſt der Dorfhund der spiritus communalis, eines vermag nicht ohne das Andere fortzuleben. Dies erhellt aus einer Begebenheit, die erſt vor wenigen Jahren in Merenſchwand, einem Dorfe des Oberen Freienamtes, allgemein zu reden gab. Der Eigenthümer der Bunau, einem Ausgehöfte jener Gemeinde, lag damals ſchwer darnieder und ſeine Nachbarn

durchwachten die Nacht bei ihm. Da ließ wiederholt um Mitternacht der Dorfhund sein Geheule vor dem Fenster hören und erregte damit so große Furcht, daß man sammt dem Kranken das Haus verließ und ein anderes bezog.

Das Hündlein der Siebenschläfer, das der Legende zu Folge sieben Christenbrüder in die Höhle begleitet, die hinter ihnen von den Heiden vermauert wird, verehrt man noch in der griechischen Kirche. War dem Menschen das Thier schicksalskündend gewesen, so mußte er demselben nothwendig Seele beilegen und in weiterer Folgerung auch über das Fortleben der Thierseele zu einem Ziele kommen. Dies ist bis auf die Neuzeit geschehen. Luther äußert in seinen Tischreden (K. 43, und Joel 1, 18), daß er sein eignes Hündlein in der andern Welt wieder zu sehen glaube; ebenso läßt Klopstocks Messiade, Gesang 16, Vers 260 und 333 Elisamas Hündlein mit in den Himmel eingehen.

Die Katze.

Freyja war die Göttin des häuslichen Glückes und der Liebe, ihr Gespann wurde von zwei Katzen gezogen; allein ihrem Wesen waren auch noch Züge des kriegerischen Alterthums eigen, denn sie theilte sich mit Odhin in die Leiber der auf der Walstatt Erschlagnen. Nach diesen beiden Seiten der Göttin hat auch ihr Wappenthier, die Katze, eine Licht- und eine Schattenseite. Bald trägt sie die an die Liebesgöttin erinnernden Schmeichelnamen: Mimeli, Züseli, Züsibüseli; denn der altd. Frauennamen Zeizichoma heißt Erwünschte und Geliebte; bald erinnert Bullerkater, Nickerkater an den polternden Hauskobold und den kinderraubenden Wassermann; und daher geschieht es, daß die Sätze des Aberglaubens unter einander in Widerspruch gerathen. Bald gilt die schwarze Katze als Hexe, als verwünschter böser Geist, bald wieder als ein Wesen, an dessen Lebensdauer der Bestand der Familie hängt. Bezieht man

z. B. ein neues Wohnhaus, so wird erst die Katze aus der alten Wohnung in einer schwarzen Schürze herbeigetragen und über die Schwelle der neuen hinein gejagt:

Die schwarze Katze, das schwarze Huhn
Soll kein Bauer aus dem Hause thun.

Dennoch fürchtet man sich, die schwarze Hauskatze allein bei den Kindern zu lassen, und besonders ist man bedacht, alle Katzen zu entfernen, während bei einer Leiche Todtenwacht gehalten wird. Eine schwarze Katze, die über das Krankenbette hinhuscht, würde beweisen, daß es um die Seele des Verstorbnen nun schlimm stehe; ja er wäre verdammt, wenn sie sich auf seinen Sarg setzt. Anderwärts gilt sie für den eigentlichen Hausgeist, ja für den Gefolgsgeist des Hausvaters, und sogar die Lebensdauer beider hängt von einander ab: Die schwarze Hauskatze stirbt ihrem Herrn vor (Aargau). Dies ist ein im Morgen- und im Abendlande verbreiteter Glaube gewesen, über den ein paar kleine Züge hier mitzutheilen sind. Ein ägyptischer Scheich — so erzählt Fr. Rückert, Morgenländ. Sag. 2, 260 — lebt in so großer Frömmigkeit und Bußübung, daß er außer einer schwarzen Katze gar keinen andern Besitz hat. Aber eben dieses Thier des Armen war einer der Dschinnen, welche Thiergestalt annehmen, um unerkannt in der Nähe geliebter Menschen sein zu können. Als dies der Scheich empfand und die Katze eines Tages auf die Probe stellte, verschwand sie auf immer. Einen deutschen Vorgang ähnlicher Art berichtet Diebolt in seiner Histor. Welt (Zürich 1717, 737). Michael Helding aus Schwaben hatte das Interim mitschmieden helfen und war dafür vom Pabst mit dem Titel eines Bischofs von Sidon belohnt worden. Während er das Stift Merseburg administrirte und auf einer Reise nach Leipzig begriffen war, traf er auf halbem Wege bei einem Hügel, der noch heutigen Tages Katzenberg heißt, eine ganze Compagnie Katzen an und fragte im Scherze: Ihr Katzen, seid ihr alle beisammen? Keine fehlt, erhielt er zur Antwort, als Bischof Michels Katze. Bei seiner Heimkehr erzählte er den Seinigen den Vorfall, kaum aber daß er ausgeredet hatte, war seine Katze zum Fenster

hinausgefahren und ist nicht weiter gesehen worden. „Sie soll sein spiritus familiaris gewesen sein.“ Hinze, der Katernamen im Reineke Fuchs, stimmt überein mit dem Namen der Hauskobolde, der Heinzelmännchen; und so zeigt sich die Katze als förmlicher Hausgeist in folgender Sage. Man brach eine Wohnung ab, um dem darin spukenden Gespenst zu entgehen. Als man mit dem letzten Fuder alten Holzwerkes in den Neubau einfuhr, sprang jener Kobold als Katze zusammengebuckelt vom Wagen in die offne Scheune. Wenn eine schwarze Katze Nachts dem Menschen über den Weg läuft, so wird er nach dem Glauben katholischer Gegenden sich beeilen müssen, noch vor ihr sein Haus zu erreichen; hier schlägt er dann das Kreuz so oftmals über Kinder und Thiere, als deren in Stube und Stall sind. Dagegen meint man in reformirten Landschaften: die schwarze Katze, der man auf einem Kreuzwege begegnet, warnt uns, in dieser Stunde weiter zu gehen. Sie ist kein Gespenst und kein Todesbote, sondern nur eine prophetische Abmahnung.

Todkündend ist die Katze deshalb geblieben, weil sie aus dem Freyjacultus übertragen wurde auf die Verehrung der hl. Gertrud, die als christliche Seelenempfängerin gegolten hat. Man sagt, heißt es in einer latein. Handschrift des 15. Jahrh. daß die Seele, sobald Eines verschieden ist, dieerste Nacht bei der hl. Gertrud Herberge nehmen muß. Die Attribute dieser Heiligen waren bekanntlich Maus und Katze. Letzteres Thier macht daher den Menschen auf sein Ende aufmerksam. Träumt man in der Christnacht von einer schwarzen Katze, so erkrankt man nach Neujahr gefährlich. „Bürsten sich“ zwei Katzen unter dem Fenster der Krankenstube, so sind des Kranken Stunden gezählt. Hier erinnern die zwei raufenden Katzen an die zwei um die abgeschiedene Seele streitenden Todtenheere, wovon in den folgenden Abschnitten zu berichten ist.

Roß und Stier.

Der Todesgott und das Geisterheer der Wilden Jagd ist beritten; „die Todten reiten schnell.“ Auf altgriechischen Grabdenkmälern zeigt sich ein Fenster, durch das von außen ein Pferdekopf hineinblickt; selbst der alte Fährmann Charon kommt im neugriech. Volksliede dieses Namens (übers. v. Goethe) zu Rosse. In der ungarischen Volkssprache ist der Name der Todtenbahre allgemein Michal lova, Michaelspferd, und vom tödtlich Erkrankten gilt der Ausdruck, des heil. Michael Pferd hat ihn schon getreten, schon geschlagen. Ipolyj, Ztschr. für Myth. 2, 274. In dänischer Volksrede dagegen heißt es von einem Wiedergenesenden, er hat dem Tod einen Scheffel Haber geopfert. Die heidnischen Gräber zu Prattelen in Baselland liegen in einem Waldtheile, welcher Reitweg heißt; nahe dabei sind römische Ruinen, Namens Cästeli. Zürich. Antiq. Mittheil. 2, 9. Alle diese Angaben deuten darauf hin, daß der Todesgott seine Opfer zu Rosse abholte. Da aber dem Germanen der oberste Gott Wuotan als Seelenherr galt, der wie die von ihm entsendeten Leichensammlerinnen zu Rosse erschien, so wird man in der ältesten Vorzeit die einzelne Leiche zu Roß ins Grab geführt und dann das Thier zugleich mit verbrannt haben. Anders läßt sich der Rückfall, den die Toggenburgischen Rheinthaler plötzlich i. J. 1541 machten, kaum begreifen. Sie banden damals einen Verstorbnen einem Pferde an den Schweif und ließen ihn zu Grabe schleifen, und ein Jahr darauf banden sie einen Todten nackend auf ein Pferd und führten ihn unter Absingung des Armen Judas zu Grabe. Die Gesandten der regierenden Orte befahlen dem Landvogt die Thäter auf Leib und Leben zu belangen und ihre Bestrafung in allen Kirchgemeinden auskünden zu lassen, damit „ein söllich unchristlich Handlung“ nicht mehr geschehe. Rheinthaler-Abschied der Tagsatzung zu Baden 1542. Die Bevölkerung schien hier zwar einen Akt politischer Rache ausgeübt zu haben, stützte sich dabei aber gleichwohl auf frühere ähnliche Bräuche; denn Rosse sind noch i. J. 1318 in der Klosterkirche zu Königsfelden bei

Leichenbegängniſſen geopfert worden, und die fromme Königin Agnes, die dorten wohnt, verfügt daß dieſe Widmung zu gleichem Theile an die Mönche und die Nonnen des Stiftes fallen ſoll. Argovia 5, 32. Dem Roß wurde von jeher Weiſſagungsgabe zugeſchrieben. Achills Roſſe, die hl. Tempelroſſe der Germanenprieſter ſind dadurch allbekannt. Sigurds, ihres Geliebten Ende ahnend, erzählt die eddiſche Gudrun:

Gramvoll gieng ich mit Grani reden,
Befragte das Pferd mit feuchter Wange;
Da ſenkte Grani ins Gras das Haupt,
Wohl wußte der Hengſt, ſein Herr ſei todt.

Im Frickthaler Dorfe Eicken und zu Döttingen an der Aare gilt es als eine Todesankündigung, wenn am Fenſter eines ſchwer Erkrankten des Abends ein Roß von der Straße her ſichtbar wird. Schaut das Roß, welches den Leichenwagen zieht, einen Leichenbegleiter beſonders an, ſo wird dieſer nicht lange zu leben haben. Ariſtau im Freienamte. — Träume von rothen Pferden und rothen Schlangen deuten auf Tod. Seengen. — Das Roß im Stalle ſchwitzt, wenn gemeine Leute ſterben.

In Berggegenden, wo das Roß nicht gehalten wird, tritt an deſſen Stelle der Leichenſtier und ein Theil der genannten Volksmeinungen wird auf ihn übertragen. Wenn der an den Leichenwagen geſpannte Gemeindeſtier im Zuge ſtillſteht und zurückſchaut, ſo ſtirbt bald wieder eins der Gemeinde. Der Landwirth, der ſeinen ſchwarzen Stier ſchlachtet, wird bald drauf ſelbſt ſterben; dies heißt wohl, er verſpeiſt unerlaubter Weiſe den Stier voraus, der zu ſeinem einſtigen Leichenmahle herkömmlich beſtimmt iſt. Jener Bauer, der ſich Weihnachten um Mitternacht in den Futterbaren legte, um zu erfahren, ob in dieſer hl. Stunde die Stallthiere mit einander reden, vernahm, daß die beiden Stiere ſich beſprachen, wie bald ſie ihn zu Grabe ziehen müßten, und ſtarb im Schreck darüber. Recken die Rinder bei der Tränke den Kopf ſtarr empor, ſo trauern ſie über des Herrn bevorſtehenden Tod. Das Roß läßt ſich und das pflügende Rind über keine Ackerſtelle treiben, wo ein Ermordeter verſcharrt liegt.

Lebenslicht und Sterbkerze.

Einem das Licht ausblasen, heißt ihn tödten. Er ist ausgegangen wie ein Lichtlein, gilt von einem schmerzlos Sterbenden. Das Licht ist ihm in der Auction der Jahre ausgegangen, bezeichnet im neapolit. Sprichwort hohes Lebensalter und stammt von dem dortigen Gerichtsbrauche, bei Auctionen ein Licht anzuzünden, nach dessen Abbrennen kein Angebot weiter angenommen wird. Unsere Kinder lassen ein Blatt Papier im Leuchterboden verbrennen und sagen, wenn die letzten Fünkchen durch die Aschenhaut hinspringen: Die Letzten laufen aus der Kirche heim; das italien. Sprichwort darüber deutets auf die nachtwachenden Nonnen: Le monachine vanno a letto. Als der Jägerbursche die Hexe erschießen will, lacht diese laut auf und spricht: Mein Leben wohnt nicht in mir, sondern weit weg in einem verschlossnen Berg; da ist ein Teich, auf dem Teich schwimmt eine Ente, in der Ente ist ein Ei, in dem Ei brennt ein Licht, dies ist mein Leben, wenn du es auslöschen könntest! (Haltrich, Siebenbürg. Märch. 189). Die Gräfin Schack läßt eine Wachskerze, die ihr eignes Lebenslicht ist, in der Kirchenmauer auf Gramm einmauern, doch diese Kirche brennt ab und die Gräfin stirbt. Müllenhoff, Sag. pag. 180. Meleagers Leben ist an einen Feuerbrand, an ein glimmendes Holzscheit geknüpft; des skandinav. Nornengasts Leben an eine Kerze, und beide, damit sie nicht verglimmen, werden von ihren Müttern verwahrt. Um der Geliebten die Lebensdauer zu bewähren, schleudert man unter Ausrufung ihres Namens angeglühte Holzscheiben an Schwungstäben vom Berge zu Thal; dieß ist das in Oberdeutschland übliche Scheibenschlagen in der Fasnacht. Ein gleiches Lebensorakel ist in den Kinderspielen enthalten „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg," und Petit bon homme vit encore! bei beiden wird ein brennender Span oder Wachsstock von Hand zu Hand herumgereicht, und derjenige ist spieltodt oder pfandpflichtig, in dessen Hand er erlischt. So viel Lebensjahre das Kind zählt, so viel Lichtlein steckt man ihm

auf den Geburtstagskuchen. Die katholische Feier der Weihnachtsmette heißt am Mittelrhein die Lichterkirche, weil man um Mitternacht mit einem brennenden Wachsstock zur Kirche geht, aus dessen Dauer nachher noch Schlüsse auf die eigne Lebensdauer gemacht werden. In derselben Nacht pflegt die reformirte Bevölkerung am Hallwiler See, familienweise um den Eßtisch gruppirt, Aschenhäufchen zu bauen, jeder an seinem herkömmlichen Sitzplatze. Wer am Morgen darauf sein Häufchen zerstreut findet, hat für das nächste Lebensjahr wenig Hoffnung. So ist auch derjenige von einer baldigen Trauernachricht bedroht, nach dessen Seite hin das Kerzen- und Oellicht roset oder kohlt; denn das Stück, das sich vom glimmenden Docht ablöst, hat den Namen Räuber und Wolf.

Diese übereinstimmenden Sätze, deren weitere Ausführung in den Aargau. Sag. 1, S. 36 und 350 mit mehreren Beispielen unterstützt steht, zeigen die Lehre des Heidenthums von der Feuerbeschaffenheit der Seele. Daher erscheinen wiederkehrende Geister als blaues Flämmchen, als Irrlicht und Feurigermann (Brünnling); während verkommende und vergehende Seelen nur ein winziges Aschenhäufchen zurücklassen. Im Kanton Wallis herrscht noch der Glaube, vom Bette eines Todtkranken steige ein Feuerfunken auf und fahre in der Richtung durch die Luft, in welcher man die Leiche zu Grabe tragen wird.

Man findet daher in den deutschen Heidengräbern, die man neuerlich eröffnet und mit wissenschaftlicher Genauigkeit durchforscht hat, wiederholt solcherlei Mittel, die dazu bestimmt waren, den Todten Licht zu geben auf ihrem weiten Wege ins Schattenreich. Feuerstein und Stahl trugen fast alle männlichen Gerippe bei sich, welche Lindenschmit in den Frankengräbern zu Selzen, unweit Oppenheim in Rheinhessen, untersucht und beschrieben hat. Wanderstäbe und Holzleuchter waren den Alemannenleichen zugelegt, welche W. Menzel zu Oberflacht, im würtemb. Oberamt Tutlingen, aufgefunden hat. Daraus läßt sich ein Schluß machen auf das allgemeine Vorkommen der Sterbkerze in christlichen und außerchristlichen Cultus. Die Juden, die an jedem Jahrestage ihrer verstorbnen Verwandten

ein Licht anstecken von einem Abend bis zum andern, haben besonders dazu fabricirte Kerzen, die gerade 24 Stunden lang brennen; und nach Vorschrift des Minhag Aschkenaz stellen sie im Sterbezimmer sieben Tage lang eine brennende Lampe auf, bei der eine Schüssel Wasser mit einem Handtuch steht. Daß die letztern zwei Dinge der Seele des Verstorbnen wirklich dazu dienen sollen, sich zu waschen und zu trocknen, erklärt ausdrücklich Crehange im Pariserkalender Annuaire officiel du culte israëlite 1858, 104. Im Mittelalter büßte man den begangenen Todtschlag kirchlich in ähnlicher Weise. Als Jörg Zink den Müller ab der Egg i. J. 1480 erschlagen hatte, mußte er auf Befehl des Abtes Ulrich von St. Gallen eine Kirchfahrt thun in Begleitung von 200 Männern, deren jeder eine Kerze von 2 Pf. Heller Werth zu tragen hatte; er mußte ferner nach sechs vorgeschriebnen Wallfahrtsorten je eine Kerze tragen von je 1 Pf. H. Werth, und am Grabe des Erschlagnen zwei Jahre lang alle Sonn- und Festtage ein Licht brennen. J. v. Arx, St. Galler Gesch. 2, 611. Im katholischen Cultus gilt heute noch die sog. Sterb- oder Römerkerze, eine kirchlich gesegnete Wachskerze, die dem Verscheidenden brennend vorgehalten oder in die Hand gegeben wird. Seine katholischen Nachbarn pflegen dabei betend um sein Bett zu stehen, jeder hat dazu seinen eignen Wachsstock brennend mit in die Stube herein gebracht. Man läßt die Römerkerze auch bei der Leiche fortbrennen; selbst im Erlöschen ist ihr Dampf noch wirksam. Man soll, heißt es im kathol. Schwaben, den Butzen des ausgeblasnen Wachsstockes fortrauchen lassen, „der Dampf des glostenden Dochtes kommt den armen Seelen zu gut. Der Todtensegen, der dabei gesprochen wird, enthält die Verse:

Da komm ich auf einen breiten Weg,
Da muß ich einen schmalen Steg.
Gott gab mir auf Erden ein kleines Licht,
Nun soll mir leuchten das ewige Licht.
„Gott het mir es Liechtli gebe,
„Das zündt mir is ewige Lebe."

Bei der Beerdigung und am Schlusse der Todtenmesse

wird hierauf nach dem Profundis und Requiem die Kerze vom Priester feierlich ausgeblasen.

Der Glaube an Ahnungen zieht auch aus diesen Bräuchen seine Schlüsse. In der Traumdeutung heißt es: Rauch, qualmend und ohne Feuer aus der Ferne aufsteigend, deutet auf einen Todesfall. Als eine Familie in der Wettinger Gegend Abends beim Lichte zusammensaß, hörte man die im Leuchter liegende Putzscheere mehrmals erklirren, ohne daß Tisch und Leuchter bewegt worden wären. Als dann die Nachricht kam, es sei um jene Abendstunde die Base im Nachbardorfe gestorben, nahm man es für gewiß, sie habe sich mittels jenes Geklirres der Lichtscheere „gekündet." Neuzeitliche Sagen knüpfen sich weiter daran. In der Stiftskirche des Solothurnischen Stiftes Schönenwerth findet sich in der Mauer der Marienkapelle eine Nische, die niemals ohne Kerzchen ist, aufgesteckt für die Ruhe der armen Seelen. Der Rauch der vielen Lichter schwärzte die Kirchenwand so sehr, daß der dortige Chorherr Hirt vor einigen Jahren das Loch zumauern ließ. Er wurde wie alle Stiftsherrn in dortiger Kirche begraben. Doch alsbald soll man aus der Gegend jenes frischen Grabes her ein wiederholtes heftiges Poltern gehört haben. Um dem Gerede der Leute ein Ende zu machen, ließ das Capitel das Mauerloch wieder zum alten Brauche öffnen, und der angebliche Lärm in der Kirche war verstummt.

Das Auströsten und der Todeskampf.

Nach dem Constanzer Rituale v. J. 1775 spricht der Priester, welcher dem Sterbenden die letzte Oelung reicht, beim Eintritt ins Krankenhaus: Sehet das Kreuz des Herrn, fliehet, ihr Widersacher! Marzohl-Schneller, Liturgie 3, 192. 214.

Dieſes Entgegentreten des Prieſters gegen den böſen Feind nennt man das Auströſten; es unterſtützt die im Volke ſchon vorhandene Annahme, daß der Todeskampf ein wirklicher Zweikampf ſei, den der Sterbende mit den Dämonen zu beſtehen habe. Fällt dann der Kranke ins Ende, ſo beten katholiſcher Seits die Umſtehenden „die Fünfe," nemlich 5 Vaterunſer und Ave's ſammt dem Credo; mittels eines aus Buchs und Sevenzweig gewundnen Büſchels wird er reichlich mit Weihwaſſer beſprengt. Ob man ihn nun ruhig ſterben läßt, oder ob man ſein Sterben nicht noch mit den allergrauſamſten Maßnahmen erſchwert, dies hängt von vielfachen, faſt unberechenbaren Vorbedingungen ab. Liegt ein anerkannt braver Mann im Ende, ſo heißt die ſtehende Phraſe, er will ſterben; er muß ſterben, gilt vom letzten Augenblicke eines Böſen. Aus dem Heidenbrauche, im Verſcheiden auf die nackte Erde oder auf einen Bund Stroh liegen zu ſollen, hat ſich die Volksmedicin ihre weitverbreitete Satzung gebildet, daß man auf Federn liegend nicht ſterben könne. Dieſe Lehre findet ſich ſchon in den mediciniſchen Schriften des 16. Jahrhunderts und hat in Ländern ohne Salubritätsaufſicht ihre ausnahmloſe Geltung. Wende und Serbe pflegt jeden Sterbenden aus dem Bette zu nehmen und auf Stroh zu legen. Haupt-Schmaler, Wend. Volksl. 2, 251. Bei Letten und Ehſten wird er auf die Erde gelegt, damit man ihm ſo „zum Tode verhelfe." Kruſe mußte dies zu Dorpat an ſeinem eignen Diener mitanſehen, der krank von deſſen Frau aus dem Bette geriſſen und ſo dem Tode überliefert wurde. Ehſtniſche Urgeſchichte 133. Andere Arten von Mißhandlungen gelten in Landſchaften mit unvermiſcht altkatholiſcher Bauernbevölkerung. Hier ſtößt man noch auf Nachklänge des Glaubens, der im ahd. Gedichte Muspilli aus dem neunten Jahrhundert die abgeſtorbne Seele zum Zankapfel zweier ſtreitender Heerhaufen von Himmelsengeln und Pechteufeln macht. Noch jetzt heißt ein in der Landſchaft des Frickthales geltendes Fangſpiel der Kinder „das Todtenheer;" die zwei Parteien der Engel und Teufel ſind dabei um eine Seele beſchäftigt. Man beſitzt Bruchſtücke von Predigten aus dem 13. Jahrhundert, die

über den Streit dieser Todtenheere erzählen. Aehnliches berichtet auch die Königsfeldner Chronik über den Tod des Ungarnkönigs Andreas († 1301), welcher der Gemahl der Königin Agnes, Kaiser Albrechts Tochter gewesen war: Da er in der letzten Noth lag, erschienen ihm viel böser Geister in Gestalt unreiner Vögel, und dabei verstand er, daß nun die Stunde für ihn dasei, mit den bösen Geistern zu streiten u. s. w. Mit einer mitleidslosen Härte sucht man zuweilen heute noch die Mittel zusammen, um den Sterbenden gegen solcherlei Anfechtungen zu waffnen. Man spricht ihm zu, standhaft zu sein und sich vom Teufel nichts einreden zu lassen, man besprengt ihn an allen Körpertheilen mit Weihwasser, preßt ihm die Kerze in die Finger und betropft ihn sogar mit dem heißen Wachs, um ihn wo möglich durch Körperschmerz wach zu halten gegen den Versucher. So im baier. Frankenwalde; Bavaria 3, Abthl. 1, 364. In den Gegenden, über die wir hier aus persönlicher Anschauung berichten, verrathen sich zwar nur noch Nachklänge dieser Unmenschlichkeiten, doch auch diese sind nicht minder widerwärtig und roh, weil sie sich mit dem abscheulichen Glauben an Vampyrismus verschwistert haben. Sobald man den Menschen todt glaubt, zieht man ihm das Kissen unter dem Kopfe weg und läßt ihn in der Sterbekammer eine Weile allein: „weil er nun mit dem lieben Gott rechnen muß, weil er nun mit dem Teufel zu ringen hat." Man hörte, während Einer so lag, aus der Kammer her Ja sprechen und deutete es dahin, es habe sich damit die scheidende Seele dem Teufel übergeben; bei einem Andern vernahm man: fort, du Hund! und schloß, er habe den Höllenhund tapfer abgewiesen.

Auch in unsern reformirten Landgemeinden war und ist es hergebracht, dem Sterbenden das Kopfkissen wegzuziehen und ihm Bibel und Gesangbuch unters Kinn zu legen. Mit der letzteren Maßnahme, heißt es, verhindere man, daß die Leiche den Mund offen behalte, das Andere läßt man unerklärt. Allein Beides bedingt sich gegenseitig; man sucht damit das Knirschen im Todeskampfe, das Kauen an Hemd- und Bettzipfel zu unterdrücken; „weil damit der Sterbende ein Andres mitzieht."

Daher wurde in Ortschaften, wo es Brauch gewesen ist, den Sarg vor dem Einsenken ins Grab auf dem Kirchhofe noch einmal zu öffnen, der Leiche von der Leidfrau ein Erdklumpen oder ein Rasenstück unters Kinn gelegt; an andern Orten wurde der Leiche das Halstuch fest zugeschnürt und eine Münze zwischen die Zähne gezwängt. Bibel und Rasenstück unterm Kinn sollen verhüten daß der Todte den Kopf aufrichte, den Zipfel des Leichentuches erschnappe und daran schnulle. Alles in dem Glauben, der Todte könnte zum Vampyr werden, wieder erstehen und die Lebenden in ihrem nächtlichen Schlafe auffressen. Fischer, Aberglauben 3, 254. Panzer, Baier. Sag. 2, 294. Aus der Laubaner Chronik theilt Schindler, Abergl. pag. 144 folgende Begebenheit mit. Ein Maler Hans und sein Weib, zu Lauban in der Fischergasse wohnhaft, waren wegen Zaubers vor Rath gefordert, gefoltert, aber auf ihren beiderseitigen Reinigungseid hin wieder frei gegeben worden. Als bald darauf die Frau starb und zu Grabe getragen wurde, meinte man ein Schmatzen im Sarge zu hören. Der Todtengräber öffnete nun den Sarg, gab der Leiche einen Stein und einen Pfennig ins Maul, verschloß und begrub ihn und erklärte dem mit diesem Verfahren unzufriednen Bürgermeister: das sei ihm nichts Neues, nun werde Sie schon das Maul halten.

Ausfahren der Seele.

Im Augenblicke da Jemand verschieden ist, öffnet man schleunig das Zimmerfenster, oder wenigstens ein Fensterläuferchen, um die Seele hinaus zu lassen; sobald aber die Leiche aus dem Hause zu Grab getragen wird, werden hinter ihr Fenster und Thüren sofort geschlossen, damit der Verstorbene keine Lust zur Rückkehr bekomme. — Diese Sätze haben sich bereits zu Sagen verkörpert, die in alterthümlichen Bauten

spielen. Im Hinterbau des Schlosses von Hallwil ist ein Gemach, in dem sich einst ein Schloßverwalter das Leben genommen haben soll. Hier steht ein Fensterläufter beständig offen; so oft man ihn verriegelt oder zubindet, ist er doch über Nacht durch unsichtbare Hand immer wieder geöffnet. Im Wirthshause zum Sand, einer altbekannten Herberge im Grauholze, zwischen Burgdorf und Bern gelegen, spukt in einer obern Kammer der Geist eines ehemaligen Wirthes, und seinetwegen muß das Kammerfenster Tag und Nacht offen stehen. Wenn nun ein in dieser Kammer übernachtender Fremder es schließt, so wird ihm Bettung und Strohsack so lange unter dem Leibe weggezogen, bis der Tag anbricht oder der Gast sein Quartier verläßt. Der Schweiz. Merkur 1835, pag. 310 erzählt von einem Landhause bei Zürich, auf dessen Dach ein aufrecht stehender Ziegel nie zugelegt werden darf, eines Geistes willen, der durch die Dachluke in sein ehmaliges Wohnzimmer hinab zu steigen pflegt.

Seitdem der Heide, sagt Grimm GDS. 117, anfieng, Christentempel zu bauen, mußte im Dach oben wenigstens eine Oeffnung gelassen werden für den Ein- und Ausgang des Gottes; der Tradition zu Folge kann daher der Giebel gewisser Kirchen niemals geschlossen werden; und eben dahin ist auch jener offne Raum zu deuten, der in der Bühne katholischer Kirchen über dem Altar sich befindet, um am Auffahrtsfeste eine Heilandsfigur mittels eines Rollwerkes vom Altare durch diese Oeffnung empor zu ziehen. Gelangt die Figur ohne Hinderniß in die Bühne hinein, so schließt die Gemeinde daraus auf eine ergiebige Jahresernte (Aargau). Diese Beifügung erinnert an die Erzählung der Ynglingasaga, wornach an Frey's Grabhügel eine Oeffnung gelassen wurde mit drei Fenstern, in die man Gold, Silber und Erz legte: „da blieb Fruchtbarkeit und Frieden im Land." So ist auch in der Kirche der Predigerherren zu Antwerpen eine zerbrochne Scheibe, die man nie hat machen lassen können; so oft eine neue eingesetzt worden, fuhr der Teufel mit der Hand durch. Wolf, Niederl. Sag. Nr. 455.

Die Seelenüberfahrt.

Hat ſich ein Patient durchgelegen, ſo glaubt man allenthalben der Wundheit damit vorzubeugen, daß man ihm eine Schüſſel Waſſer unters Bett ſtellt. Es iſt damit ein ſympathiſches Heilbad gemeint, weil der Kranke nun kein wirkliches nehmen kann, und zugleich eine Vorbereitung auf das Bad in dem Todtenſtrome, über den die arme Seele bald ſetzen muß. Daran ſchon knüpft ſich der Name der Badſtuben, die in älteren oberdeutſchen Städten Seelbäder heißen, balnea animarum, und erſt neuerlich Armenbäder genannt werden. Noch bietet man in den Kirchen der Stadt München bei Trauergottesdienſten eine Zahl ſolcher Seelbäder aus, in denen die Armen zum Gedächtniſſe des eben Verſtorbenen unentgeltlich gewaſchen werden. In den oſtdeutſchen und letto-ruſſiſchen Provinzen empfängt man am Allerſeelentage die Abgeſchiedenen in der Badſtube, die eigens dafür aufgeräumt und mit mancherlei Speiſen beſetzt wird. Alsdann baden hier, nimmt man an, die Seelen, eine nach der andern.

Ihrer nächſten Beziehung wegen läßt ſich hier ſchon eine Reihe von Sätzen beifügen, denen ſonſt ihr wirkliches Verſtändniß abgienge.

Kniſtert das neben dem Kranken brennende Nachtlicht, als ob Waſſer am Docht ſäße, ſo iſt der Patient aufzugeben. Auch ſein heftiges Gähnen und ſich Ernießen deutet auf keine Hoffnung (er ſteht ſchon bis an den Mund im Todtenſtrom). Wird nach kathol. Brauche die Leiche und hierauf noch der zugeſchloſſne Sarg mit Weihwaſſer beſprengt, ſo giebt der Volksmund hiefür als Grund an, es geſchehe, damit die Seele ſich ans kalte Waſſer gewöhnen lerne. Es iſt dies Wort keine gewöhnliche Trivialität, ſondern ſtimmt mit älteren kirchlichen Aufzeichnungen genau überein. Ein handſchr. Beichtſpiegel v. J. 1456 in der Bibliothek des Stiftes Einſiedeln, zählt unter Anderem auch die Meinung auf: Also wenn die menschen sterbend, so far die Sel durch das wasser (Anzeiger des

German. Muſ. 1857, Nr. 41), und man weiß, das hierunter ein jedes örtliche Gewäſſer verſtanden worden iſt. Cäſarius von Heiſterbach, der ums Jahr 1250 bei Bonn lebte, bezeichnet in ſeinen Dialogen (XI, 33) Sterben mit der ſtehenden Phraſe „An den Rhein gehen;" ſeinem Kloſterbruder, erzählt er, erſchien der verſtorbene Kloſterkellner Richwin einſt Nachts im Chor und ſprach: Bruder Lambert, komm laß uns zum Rhein gehen! Darauf ſtarb Letzterer in wenig Tagen. Selbſt der vielbewohnte Rhein iſt hier alſo ein zur Seelenüberfahrt dienender Strom. Den Grund hievon hat man im Odhiniſchen Geſetz zu ſuchen, das in der Ynglingaſaga vorſchreibt, die Aſche des Leichenbrandes in *fließendes* Waſſer zu werfen; denn dies führte ſie weiter ins Todtenreich. Deshalb wurden die Leichen entweder in Schiffen der Seefluth überlaſſen, oder man begrub ſie in ſchifförmig geſtalteten Hügeln und Särgen. Die Edda erzählt von Sinfiötlis Ende, der an dem Gifte ſtirbt, das ihm die Stiefmutter gereicht hat. Drauf geht der Vater Sigmund mit der Leiche weit umher bis an eine Furt, wo ein Mann mit einem kleinen Schiffe zur Ueberfahrt hielt. Sigmund legte die Leiche ins Schiff, als er es gethan, vermochte daſſelbe nicht *mehr* zu tragen. Der Mann aber ſtieß vom Ufer ab und verſchwand. Als der greiſe König Ring, der Dänen und Schweden Herr, die ſchöne Alf zur Braut begehrte, vergifteten ſie ihre das Königthum haſſenden Brüder und zogen gegen Ring zur Schlacht. Sie fielen. Ring, ſelber ſchwerverwundet, ließ ſich Alfs Leiche herbeibringen, ſetzte ſich mit ihr auf ein mit Schwefel und Pech entzündetes Schiff und ſteuerte bei vollem Winde ins Meer hinaus, ſprechend: Mit rechter Pracht und königlich will ich zu Odhin kommen. Wedderkop, Nord. Bild. 2, 318. Eine ſchwediſche Sage bei Afzelius 1, 12 läßt durch Odhin ſelbſt die Seelen der in der Bravallaſchlacht Gefallnen auf goldenem Schiffe nach Walhall überführen. Dieſelbe Sitte oder Anſchauung iſt den verſchiedenſten Völkern geläufig geweſen. Die Bewohner von Pegu führen die Leiche ihrer Fürſten nach der See ab. Hier wird ſie neben wohlriechenden Hölzern auf zwei mit einander ver-

bundene Fahrzeuge gelegt, der Scheiterhaufen entzündet und Alles zusammen den Fluthen preisgegeben. Demeunier, Sitten der Völker 1, 251. Auf den Freundschaftsinseln werden die Seelen der Vornehmen auf einem großen schnellsegelnden Canot nach dem fernen Lande Dubluda gebracht, wo der Gott der Freude Heggolajo wohnt. Welcker, Griech. Götterlehre 1, 814, nach Meinicke, Südseevölker 1844. Ueber der Kirche von Plogoff in der Bretagne ist noch heute eine in Stein gehauene Barke zu sehen. Diese Sculptur deutet auf die Pflichten, welche die Bewohner dieses Fischerdorfes ehedem gegen die Todten hatten. So oft hier in der Nacht an die Thüre eines Hauses gepocht wurde, stand der Fischer auf, stieg ohne ein Wort zu fragen, in seine Barke und fuhr über Meer nach den Eilanden Sein, auf denen die Todten ihre Ruhe fanden. Daher heißt es im Bretonischen Volksliede (Uebersetzung von Hartmann-Pfau, 461) vom Paradies:

Mein Leib auf irrer Bahn
Wie ein verlorner Kahn
Hat mich hieher gebracht,
Trotz Wogensturm und Wetternacht.

Lange noch hat auch unter den englischen Celten das walliser Sprichwort fortbestanden: Pawb a ddaw i'r Ddavar dong: Jeder wird kommen ins Schiff der Erde. Gätschenberger, Engl. Litgesch. 1, 25.

In der von Sjöborg 1822 zu Stockholm veröffentlichten Sammlung schwedischer Alterthümer erscheinen schwedisch-heidnische Grabhügel mit abgebildet. Sie sind schifförmig gebaut und heißen davon skepshögar, Schiffshügel. Vorder- und Hintersteven sind durch Bautasteine bezeichnet, Kiel und Bord durch kleinere Stücke, in der Mitte erhebt sich zuweilen ein Stein als Mast, querüber laufen Lagen zur Andeutung der Ruderbänke. In Oeland stehen über hundert solcher Schiffshügel, im nördlichen Bohuslän kommen ihrer bis von 120 Ellen Länge vor, und auch auf deutschem Boden, auf der Pöglitzer Feldmark in Pommern ist ein Schiffgrab entdeckt worden. Weinhold, Altnord. Leb. 485. Daran mögen sich die allenthalben

vorkommenden Lokalsagen von versunknen goldnen Schiffen anschließen; sie wurzeln noch so fest im einzelnen Glauben, daß jüngst erst ein Aargauer Bauer, der auf seinem Felde den Mosaikboden und die Cementwände eines römischen Wohnhauses bloßgelegt hatte, jedes Angebot der Alterthumsfreunde in den Wind schlug und in einer Nacht den ganzen Bau zerstörte, um durchzugraben auf das goldne Schiff, das er unter dem Boden vermuthete. Argovia 1863, XXI.

Mithin wird der Ausdruck Absegeln, den man für Sterben gebraucht, doch wohl einen tiefern Grund als den der bloß willkürlich parodirenden Volksrede haben. Anders freilich verhält es sich mit dem Grabdenkmal, das auf den Kirchhöfen der reformirten Schweiz das üblichste ist, ein großer eisengegossner Schiffsanker, oben mit einem beweglichen vergoldeten Ring versehen. Gleichwohl wenn ein Landesfremder die conforme Reihe dieser massiven Eisenanker zum erstenmale überblickt und nicht des alttestamentlichen Ankers der Hoffnung sich zugleich erinnern kann, so mag er wohl auch an einen Leichenacker der Matrosen denken.

Erwägen wir noch zwei andere Anwendungen, die bei Todesfällen dem Wasser gegeben werden. Unmittelbar nachdem Jemand verschieden ist, müssen das im Wohnzimmer hängende Weihwassergeschirr und in der Küche der Wasserzüber ausgeleert werden; denn des Verstorbnen Seele ist drüber gekommen. Der Essig in der Flasche wird geschüttelt, an die Weinfässer wird geklopft, sonst fault Essig und Wein; alle Milchbecken müssen mindestens gehoben werden, anderwärts mischt man einen Tropfen frischen Wassers in die Geschirre, oder man leert sie unter den Gartenbaum aus, sogar die Zimmeruhren werden frisch aufgezogen und die Obstbäume im Grasgarten geschüttelt. Denn die Anwesenheit eines Leichnams macht nicht bloß alle Personen des Hauses unrein, sie droht auch den Bestand aller Sachen und Geräthe zu zerstören. Weil sie sich auf Alles erstreckt, so muß jede Einzelheit des Besitzes sogleich zu erneuter Anwendung gebracht werden, damit ihr Nutzbarkeitszweck nicht abhanden komme. Anders aber verhält es sich

bei der Vorſchrift, dem Todten, der aus einem Zimmer oder ſchießlich aus dem Hauſe weggetragen wird, einen Tlipf Waſſer aus der Thüre nachzuſchütten, damit man vor ſeiner Wiederkehr ſicher ſei. Hier bildet dann das Waſſer die Grenze zwiſchen Leben und Tod, Waſſer entzaubert oder verſcheucht die Geiſter. Bei einem wendiſchen Begräbniſſe nehmen die Leichenbegleiter den Rückweg vom Kirchhofe ſtets durch ein fließendes Waſſer, ein Brauch, den man ſo ſtrenge einhält, daß auch im Winter die Brücke nicht benutzt, ſondern das Eis aufgehackt wird, damit der Trauerzug durchwaten kann. Haupt, Lauſitz. Sagenbuch 1, 243. Einzelne Rechtsbücher und Chroniken der Schweiz beſtrafen die Leiche des Selbſtmörders mit Ausſetzung im Gewäſſer. Schon die Sage läßt des ſterbenden Königs Dagobert Seele von Teufeln in ein Schiff geſetzt, des Selbſtmörders Pilatus Leiche in den Pilatusſee, andere Verbrecher in die rothe See gebannt werden. In den Schweizerſtädten wurde des Selbſtmörders Leiche in ein Faß geſchlagen, dieſes auf beiden Seiten mit der Aufſchrift verſehen: Laß rinnen! und ſo den Strom hinabgeſchickt. Als die Zürcher i. J. 1417 einen Selbſtmörder in geweihter Erde begraben hatten, lehnten ſich Volk und Mitſtände dagegen auf: darumb daz sy meinen, daz sy das groz vnwetter, so yez lang zît gewesen ist, davon haben, daz man einen sölichen menschen, der sich selber ertödet hat, in dem gewîchten ertrîch ligen lasse. Argovia I, 51. 85. Aus gleichem Grunde wehrt ſich noch manche Gemeinde im baier. Lechrain, einen Selbſtmörder auf ihrem Boden begraben zu laſſen, denn die Folge davon wäre Hagelſchlag. Setzt nun, erzählt darüber Leoprechting 103, die Obrigkeit ihren Willen gleichwohl durch, ſo reißt man Nachts die Leiche wieder aus dem Kirchhof und wirft ſie in einen Waſſerſtrudel des Lechs. Da mag ſie fortſchwimmen bis ins Meer, ohne Land und Leute weiter zu gefährden. Hier begegnen ſich älteſte und jüngſte Sitte. Lebensmüde Heiden brachten ſich ſelbſt dem Gott zum Opfer dar, indem ſie ſich auf leckem Schiff den Meereswogen überließen, dieß hieß zu Odhin fahren. So wird der im Beovulfsliede beſungene Held

Skeaf (d. h. Strohschaub, Leichenstroh), wie er einst als Säugling auf einer Garbe über Meer ans Land geschwommen kam, als Leiche wiederum den Wellen übergeben, in einem Schiffchen auf der Garbe liegend. Das Christenthum, dem der Selbstmord als ein Rückfall ins Heidenthum erschien, verweigerte einer solchen Leiche das Begräbniß, und die Wohlfahrtspolizei warf sie ins Wasser.

Das Zügenglöcklein.

Das Glockenzeichen, das in katholischen Gemeinden den eben erfolgten Tod eines Menschen meldet, hat zuweilen auch dessen Geschlecht und Alter mit anzugeben; es thut zu Zürzach beim Tode eines Mannes 11 Schläge, bei einer Frau nur 7. Im Kt. Freiburg läutet man für sterbende Männer in drei Absätzen, für Frauen in zweien. Im Dorfe Frick wird nur den Mannspersonen mit der großen Glocke übers Grab geläutet.] Aargau. Sagen 2, Nr. 509. Da die katholischen Glocken priesterlich getauft und eingeweiht sind, so wird ihnen ein Ahnungsvermögen beigelegt, das ihr Klang auf vielfache Weise auszudrücken vermag und das man sich in eben so zahlreichen Reimsprüchen übersetzt. Wenn bei klarer windstiller Luft die Glocke noch lange mit sanftem Klange nachtönt, so nennen es die Einen das Wimmern und Pfeifen, die Andern das Wohlläuten. In beiden Fällen aber „läutets tödtlich," es stirbt bald wieder eines aus der Kirchgemeinde. Der pfeifende Ton ist dabei der Lockton. Daher trägt die große Glocke im würtemberger Kloster Weingarten vom Jahre 1490 die Umschrift:

Osanna heiß ich, den Toten pfeif ich.

Die Kinder erzählen, daß die Grabglocke freundlich einladend ſpreche:

Geh nur 'rein, biſt ſchon mein!

Aus dem Böhmerwalde meldete Joſ. Rank 1851 (Bilder und Erzählungen) folgenden alterthümlichen Brauch. Iſt ein Menſch dem Sterben nahe, ſo wird an ſeinem Haupte mit einer kleinen Schelle leiſe geklingelt, um ihn mit dieſen Tönen noch einige Augenblicke ans Leben zu feſſeln. Stirbt er, dann läutet man weiterweg; wird er begraben, ſo läutet man zur Thüre hinaus und einmal ums Haus herum, damit geht die Seele frei ihres Weges. Es erinnert dieſer böhmiſche Brauch an die altrömiſchen Lemuralien, bei denen der Hausbewohner wiederholt an ein Becken klopfte, um mit dieſem Geklirre die auf einen Tag beherbergten Lemuren wieder aus dem Hauſe zu treiben.

Was unſer Volksglaube weiter behauptet von der mehrfachen Bedeutſamkeit der in einander ſchlagenden Grab- und Stundenglocken, oder nach welcher Ortsrichtung die ausläutende Grabglocke zuletzt anſchlägt, dies Alles ſcheint keiner Beachtung werth.

Das Sterbſtroh.

Auf dem Lande pflegt man die erkaltete Leiche aus ihrem Bett auf eine Bank, oder lieber gleich auf den Strohbund heraus zu nehmen, beides, damit ſie ſich an ihr Strohlager im Grabe und ans harte Sargbrett voraus gewöhne. Sieht man bei dieſem Geſchäfte zwei Strohhalme gekreuzt am Boden, ſo deutet dies einen neuen Todesfall in der Verwandtſchaft voraus. Dieſer Strohbund heißt allgemein oberdeutſch Schaub, in der Eifel Schoof (Schmitz, Eifler Sag. 21) und iſt zugleich der Name

des angelsächsischen Helden Skeáf, der auf einer Korngarbe liegend als Säugling über Meer an das Land geschwommen kam, dessen berühmter Gebieter er dann geworden. Die Verwendung, die nachmals diesem Sterbstroh gegeben wird, ist in deutschen und namentlich slavischen Landschaften eine sehr verschiedne und deutet darauf zurück, ob und wie lange hier die Leichenverbrennung oder die Leichenbegrabung angedauert hat. Der Oberdeutsche sagt, von diesem Sterbstroh darf man keine Strohbande flechten und dem Stallvieh nicht streuen; wenn die Kühe davon essen, fallen ihnen die Zähne aus. Auch vertreibt man alles Ungeziefer im Hause mit der Asche des verbrannten Strohsacks des Verstorbnen. Gleichwohl legt man aber in die Weihwasserschüssel, die zum Todtenkreuz aufs Grab gestellt wird, ein Büschelchen Kornähren als Sprengwedel, und sieht hierin ein Symbol des in die Erde gesenkten Weizenkornes, das durch den heiligen Thau des Weihwassers wieder erweckt und gezeitigt werden soll. In gleichem Gedankenzusammenhange steht wohl folgender Satz aus dem Berner Kanderthal: Ist eine Leiche im Hause, so ergiebt die Milch viel Nidel. Warum? Weil das durch eine Leiche unrein gewordne Haus in allen Gemächern frisch aufgewaschen, weil also auch im Stall neu gestreut worden ist. Pflegt aber ein Ungewaschnes die Kuh, so rahmt die Milch nicht (Myth. Abgl. 754). Diese Sätze zusammen verrathen nichts von einer ursprünglichen Absicht alles dem Todten Eigengewesene und ihn selbst dem Leichenbrande zu überliefern. „Nicht das Verbrennen der Leiche, sondern das Begraben sagte dem einsamen Ackermann zu, die stille Beisetzung im engen Hause; wer das Korn in die Erde grub, dem mußte geziemen, auch selbst in die Erde versenkt zu sein." J. Grimm, Kl. Schriften. 2, 218. Wenn in ost- und westpreußischen Dörfern der Leichenzug über die Gemeindegrenze geht, so wird hier das Stroh vom Leichenwagen liegen gelassen, damit der Todte, der einmal immer noch in sein Haus zurückkehrt, auf demselben sich ausruhe; oder wie man in Pommern meint, damit die Wanderungslust des Verstorbenen eben hier aufgehalten werde. Wuttke, Volksabergl. 213—15. In

den Eifler Gegenden aber, wo man, wie früherhin noch an vielen Orten mit gemischter deutsch-wendischer Bevölkerung, den Todtensonntag begeht und den Tod austreibt, erinnert der Name Schoof-Sonntag und der Brauch, den Winter in Gestalt einer strohernen Frau zu verbrennen, an die Leichenverbrennung überhaupt. In der Gegend von Schwelm wird das Sterbstroh auf dem Nothwege (Grabweg) verbrannt, dann kann der Todte nicht wiederkehren. Wolf, Beitr. 2, 376.

Leichenwaschung, Haar- und Nägelschnitt.

Mit dem Tuche, womit eine Leiche gewaschen und abgetrocknet worden, putzt man Roß und Rind und hängt es darauf stückweise an die Obstbäume, damit sie stark und fruchtbar werden. Wenn der Emmenthaler einen solchen Lappen an den Fruchtbaum hängt, thut er es in der Meinung, den Geist des Verstorbnen auf den Baum gebannt und ihm die Rückkehr ins Wohnhaus abgeschnitten zu haben; allein den Baum muß er mit aufopfern, denn derselbe wird nie mehr tragen (Burgdorf).

Bevor die Leiche in den Sarg kommt, müssen ihr die Finger- und Zehennägel beschnitten werden; wer sie ihr aber abbeißt, der befreit sich damit von einem unheilbaren Uebel. Der Verstorbne, sagt man, muß reinlich und anständig bei Gott erscheinen, wie man auch stets mit sauberer Hand zum Tische des Herrn geht; indeß ist es auch schon gemessene Vorschrift des Heidenthums gewesen, die Leiche gewaschen und gekämmt und mit geschnittnen Nägeln zu bestatten. Einst freilich, sagt die Edda, wenn der Eigennutz so weit über Hand nimmt, daß man selbst diese Pflicht der Nächstenliebe vergißt, dann werden auch den Leichen die Nägel ungeschnitten bleiben, und eben daran wird man eines der Vorzeichen haben vom Beginn des Welt-

untergangs. Als Kaiser Otto III. das Grab Karls d. Gr. öffnen ließ, fand er die Leiche im Krönungsornat aufrecht im Thronstuhle sitzen, das Scepter zwischen den behandschuhten Händen, die Fingernägel aber hatten das Leder durchbohrt und waren drüber herausgewachsen. Otto ließ alles Mangelhaftgewordne ausbessern, legte der Leiche ein weißes Gewand an, beschnitt ihr die Nägel, und nahm aus ihrem Munde einen Zahn zum Andenken mit hinweg. Darauf soll ihm der Kaiser im Traum erschienen sein und verkündigt haben, er werde vor der Zeit und kinderlos sterben. Grimm DS. Nr. 475. Letzteres findet seine Erklärung im Nachfolgenden. Auf dem Lande pflegt man ausgefallne Zähne dritter Personen, namentlich von Kindern, mit in den Sarg zu thun und glaubt, daß statt der ausgefallnen dann neue nachwachsen werden. Mangelt hiezu sogleich die Gelegenheit, so wirft man den Zahn über die Mauer des Kirchhofs hinein: damit dieser schon etwas von einem habe und nicht gleich Alles verlange. Harun Al Raschid träumte, alle seine Zähne seien ihm ausgefallen, darauf erklärte ihm der Traumdeuter, der Chalife werde alle seine Verwandten überleben. Wolf, Beitr. 1, 213. Beim Wegziehen aus Weißenstadt begruben die Zigeuner einen der Ihrigen eigenmächtig auf dortigem Kirchhofe, warnten aber, das Grab ja in Ruhe zu lassen. Als man hernach die Kirche ausbesserte, kam der Schädel von jenem Zigeunergerippe mit zum Vorschein. Er hatte noch alle Zähne. Unversehens zog man einen heraus, und es blutete. Bald darauf brannte Weißenstadt ab. Schönwerth, Oberpfälz. Sagen 3, 165.

Die im Kreise Baden wohnhaften Schweiz. Juden bewahren alle Schnitzel der Hand- und Fußnägel lebenslänglich auf, beim Tode werden sie ihnen in einem Säckchen mit in den Sarg gelegt. Nagelschnitzel darf man nicht in die Gasse werfen. Im Frickthaler Dorfe Sulz verlangte einst ein fremder Mann bei seiner Einkehr in der Herberge Papier, und die Leute, welche meinten, er werde eilends schreiben wollen, gaben ihm Dinte und Feder dazu. Allein er schnitt sich nur die Fingernägel, wickelte den Abfall ins Papier und warfs ins Küchenfeuer.

Wenn man sie nicht sorgfältig verbrennt, setzte er bei, so muß man sie nach dem Tode einzeln zusammenklauben. — Auch das Haar beim Haarschneiden soll man nicht wegwerfen, sonst nehmen es die Vögel zum Nesterbauen und man bekommt Kopfweh. Das Blut bei Aderlässen pflegt man zwar ins Wasser zu tragen, aber die Spuren eines vorgekommenen Blutergusses werden aus dem Zimmerboden herausgehobelt und diese Späne ebenfalls der Leiche mit in den Sarg gelegt.

Haar- und Bartschnitt, schon im altdeutschen Gesetze mit besonderen Statuten erwähnt, sind auch in der Leichenordnung von Bedeutsamkeit geblieben. Wenn man der Mannsleiche nicht noch den Bart scheert, so kommen Nachts die Gespenster ins Haus und rasieren sie; wenn man die Frau mit ungemachtem Haar in den Sarg legt, so muß sie alsbald unter wehmüthigen Geberden wieder erscheinen (Freienamt). Die griechische Mutter weihte ihren Haarschnitt vor der Niederkunft und für die Gesundheit des Neugebornen der göttlichen Hygieia; deshalb, versichert Pausanias, seien manche Tempelbilder dieser Göttin vor der Fülle umgebundner Haare kaum zu erkennen. Ebenso stand die Weihe und Pflege des Haares deutscher Frauen unter Aufsicht der Hulda, Frau Holla; wer, wie vormals am Julfest, so nun an Weihnachten und Neujahr die Haare nicht in Ordnung hat, dem werden sie von der durch die Orte wandelnden Göttin in einen Hollenzopf verzaust. Noch jetzt geht auf allen Grönlandsfahrten die seemannische Weihe der Schiffsjungen, bei allem zünftigem Handwerk die Lossprechung des Lehrlings, ja selbst die Aufnahme in die bloße Dorfburschengesellschaft unter Vollziehung eines burlesken Scheerens und Rasierens vor sich; Haar und Bart soll gestutzt und geordnet werden, weil man aus dem Schützen- oder Knappenstande in den Rang der Freien vorrückt. Gleichen Sinn hat der in Oberdeutschland streng eingehaltne Brauch, die männliche Leiche nicht anders als frischrasiert einzusargen; ja man legt ihr zuweilen auch das dabei gebrauchte Bartmesser mit bei, weil dasselbe eben durch die letzte Anwendung, heißt es, seine Schärfe auf immer verloren hat. Hieraus erst erklären sich etliche bis-

her undeutlich gewesne Märchenzüge. Der Junge in Grimms KM. Nr. 4, der auszog das Fürchten zu lernen, übernachtete in der Wunderburg, wo dreimal Leichen im offnen Sarge an ihm vorbeigetragen werden. Die dritte, ein Alter mit langem Weißbart, beginnt mit ihm einen Wettkampf auf Stärkeproben, indem er auf einen Hieb einen Ambos in den Boden schlägt. Der Junge aber spaltet nicht nur den zweiten Ambos, sondern klemmt im gleichen Hiebe den Weißbart des Alten mit hinein. Damit ist der Geist und das verwünschte Schloß erlöst. In der Tiroler Variante desselben Märchens ist das eintretende Gespenst ganz mit Messern bedeckt, heißt den Unerschrocknen niedersitzen und läßt sich von ihm den Bart scheeren. In Wolfs Hausmärch. pag. 414 erscheint statt der unrasierten Leiche der Teufel, hält mit dem furchtlosen Peter ein Wettwerfen ab, wirft aber wegen seiner dicken Klauen fehl. Hohl mir den Schraubstock dorten her, spricht der Unverzagte, ich will dir aus Gefälligkeit die Nägel schneiden. Damit klemmt er dem dummen Teufel die Pfoten so lange in den Schraubstock, bis ihm endlich die Herrschaft über dies verwünschte Schloß abgetreten wird. Eine Erzählung in meinen handschriftl. Sagennachträgen berichtet von dem letzten Aussätzigen des Aargaus, der im Dorfe Döttingen an der Aare abstarb. Kurz vor seinem Tode hatte er das einsam gelegene Siechenhäuschen einmal verlassen und sich auf seinen Krücken ins Dorf geschleppt. Hier sah er, wie der Knecht vor dem Wirthshause den Rossen die Hufe glänzend mit Schmalz anstrich, und bettelte um ein bischen davon für seine Beulen. Komm, du sollst dein Fett haben, sagte der rohe Knecht und hieb dem Krüppel mit der Peitsche zwischen die Beine. Als etliche Wochen hernach der Sieche gestorben war, hatte der Knecht in Begleitung eines Andern Nachts noch einen Gang zu machen, der an dem Siechenhause vorbei führte. In der fensterlosen Stube lag die Leiche. Wart, sagte der sich brüstende Knecht, ich muß dem Malazen doch auch etwas ins Grab mitgeben, diesen alten Wetzstein da, den ich im Düngerhaufen gefunden; damit kann er sich im Jenseits das Messer schleifen zu seinem langen Bart. Ueber

dieſen Frevel gieng hierauf der Knecht an jener Stelle ſpurlos verloren.

Noch ein Einzelſatz, zwar widerlich lautend, aber inhaltsvoll, heißt: Eine lebendige Laus auf einer Leiche kündet, daß hier eines aus dem gleichen Hauſe binnen ſechs Wochen nachſterben muß. — Wo die gegenſeitige Liebloſigkeit ſo weit eingeriſſen iſt, daß ſogar die Verwandtenleiche ungekämmt bleibt, da muß die Familie beim erſten Anlaß entweder auseinander gehen oder ausſterben. Es iſt nichts Nachhaltiges mehr in ihr vorhanden. Auch beſtechliche Richter und ſchmutzige Advokaten werden nach der Volksrede von Läuſen gefreſſen; denn wer im Leben keinerlei Pietät übt, iſt auch im Tode keiner werth.

Leichenkleid und Todtenſchuh.

Im reformirten Alt-Aargau wird die Leiche mit ihren beſten Kleidungsſtücken und zwar ſo vollſtändig angethan, als ſollte es noch einmal über Land gehen; keine Einzelheit darf fehlen. Meiſtens ſind Hoſen, Rock und Weſte ſchwarz, wozu weiße Strümpfe, ein ſchwarzſammtnes Mützchen, bei reichen Leuten auch geſtickte Pantoffeln gehören. Der Arme bekommt was er eben hat, immer aber aufs Haupt die weißwollne Zipfelkappe. Im katholiſchen Landestheile wird die Leiche junger Leute zwar gleichfalls völlig gekleidet, aber ſtets hemdärmlig gelaſſen. Dies wird aus der hier länger rechtskräftig geweſnen Vogtſteuer herſtammen, ſie hieß Gewandfall und beſtand in dem beſten Rocke des Verſtorbnen, den der Leibherr wirklich oder in Geldwerth bezog. Alten Leuten wird jedoch auch hier ein Rock, Frauen eine Jüppe angezogen. Wohlhabende Hofbäuerinnen ſind darauf bedacht, im Sarge ein hübſches Anſehen zu haben und ſetzen es auf dem Sterbebette oft bis ins

Kleinſte auseinander, in welcherlei Kleidern ſie ins Grab gelegt ſein wollen. Aus dem Hemde der Leiche muß der eingezeichnete Hausname bis auf die Hemdnummer ausgetrennt werden, damit den Ueberlebenden nicht Gefahr daraus erwachſe. Wer die Leiche angekleidet hat, reibt ſich darauf die Hände mit Salz ein, damit ihm fortan nicht die Glieder taub werden oder einſchlafen. Wie die hinterlaſſnen Kleidungsſtücke des Verſtorbnen, die man an Aermere verſchenkt, zerreißen, nach derſelben Friſt verweſt die Leiche im Grabe.

Wöchnerinnen pflegt man beſonders auszuſchmücken, oft in kirchlich ſchwarzer Tracht; oft auch in ihrem Brautkleide mit Strauß und Handſchuhen, mit Kranz und Schleier. Namentlich bekommen ſie Ausgeſuchtes an Schuhen und Strümpfen, weil ſie aufſtehen und ihr Kind geſchweigen müſſen, wenn dies des Nachts weint. Sechs Wochen lang pflegen ſie ſo noch zu ihrem Kinde ins Haus zu kommen. Wem dieſer Beſuch unliebſam iſt, der ſchüttet Nachts Weihwaſſer vor die Thüre; darüber können die Armen nicht wegſchreiten und bleiben ihre vorgeſchriebne Zeit weinend draußen ſtehen. Dorf Magden. Erfüllt man ihren Wunſch, dann erliſcht das Nachtlicht an der Wiege, man hört die Schuhe der Annahenden über den Hausgang knarzen und gleich darauf das trinkende Kind behaglich und laut ſchnullen. Dorf Frick. Wer der Leiche keine Schuhe mitgiebt, muß ſie ihr noch zehnfach erſtatten; wer ihr ſchlechte giebt, bei dem läßt ſie ſich ſchlarpend hören mit einem auf weitem Wege niedergetretnen nachſchleppenden Schuh. Denn mit dem Todtenſchuh, ſo lehrt ſelbſt die Kirche (Marzohl-Schneller, Liturgie 3, 220) wird überhaupt ausgedrückt, daß der Verſtorbne nun zum Herrn „verreiſe;“ und um ihm darin beizuſtehen, müßte man ſelbſt ein paar Eiſenſchuhe verlaufen.

Altnordiſche Sitte war's, daß vor dem Schluß des Grabhügels ein Nächſtverwandter noch hinein gieng und dem Todten den Helſchuh feſtband, auf dem er nach Walhall gehen ſollte. Noch hat ſich mitten in Deutſchland, in Henneberg, der Name Todtenſchuh für Leichenmal erhalten. In den Alamannengräbern am würtemberg. Lupfen, OA. Tuttlingen, fand ſich

außer den Sandalenriemen bei manchen Leichen auf jeder Seite je ein Holzschuh, in Form eines Leistens mit gebogner Spitze, der zum Theil kunstreich mit Zierrathen geschnitzt war. Es sind Modelle, welche die schwierige Wanderung auf den steinigten und dornigten Todtenwegen versinnlichen. Weinhold, Altnord. Leben.

Mit ins Grab gelegt.

Von den Leichenbräuchen der Germanen sagt Tacitus c. 27 ausdrücklich, daß jedem Mann seine Waffen mitgegeben wurden, das heißt, wie der Grabbefund antiquarisch es erweist, alles zur vollen Ausrüstung eines Kriegers Nöthige, vom mitverbrannten Roß, Hund und Stoßvogel an bis auf die Handberge und Gewandnadel herab. Es geschah nicht aus mißgönnender Habsucht, das Beste mit sich hinüber zu nehmen, sondern in der glaubenssichern Ueberzeugung, es drüben sofort wieder zum Ruhme der kriegerischen Nationalgötter anzuwenden. Wenn aber in unsern Tagen, wie Grimm berichtet, hin und wieder Erzählungen von Leuten auftauchen, die Gold, Ringe, ja Papiergeld in ihren Sarg einschließen lassen, so wird dies von den Erben und von der Volkswirthschaft mit Recht als ein eitler, drachenhafter Geiz verurtheilt. Unser landschaftliche Glaube sagt darüber: Wird Jemand in seinen Kleinodien bestattet, so legt sich ihm im Grabe eine Schlange aufs Herz und bewacht sie. Dennoch ist es selbst in Alpenthälern, wie im Bündnerischen Münsterthale, üblich, die Leiche funkelnd von Gold und Gestein im offnen Sarge auszustellen und ihr die goldnen Ohr- und Fingerringe mit ins Grab zu geben; Leonhardi versichert (Bündner Viertelj. Schr. 1852, 62) es sei dorten nichts seltnes, daß ein Sterbender in der Todesstunde den Umstehenden noch empfiehlt, die Ringe nicht zu vergessen. Bei

dem ökonomiſchen Sinn indeſſen, der dem deutſchen Schweizer gegenüber dem Romaneſen eigen iſt, ſind derlei verſtiegne Wünſche oder Verpflichtungen bei Sterbenden und Lebenden unerhört, und ſo wird es durchſchnittlich auch bei jeder andern Landbevölkerung gehalten. Alle außergewöhnlichen Mitgaben beſchränken ſich doch nur auf kleinere Werthgegenſtände, die ein perſönliches Andenken geweſen ſind, oder auf Geringfügigkeiten des täglichen Gebrauches. Vor etwa fünfzig Jahren gab man den Eltern noch ihren Ehering mit ins Grab, jetzt nur jenem Mädchen, das als Verlobte ſtirbt. Aber den ſilbernen Fingerhut, den die Hausfrau gebraucht hatte, den legt man dieſer in den Sarg (Kt. Freiburg). Auch ihr ſilbernes Nadelhäuschen wurde ehemals mit der Hausmutter begraben, und daſſelbe, obſchon man es nun aufbehält, iſt deshalb noch immer ominös. Es iſt gewöhnlich ein Geſchenk der Pathen; daher deutet man es auf deren Tod, wenn das Nadelbüchslein aus dem Fache einer hervorgezognen Schublade eigenmächtig auf den Boden ſpringt. Daß man vor Kurzem auch noch Nadel und Faden mitgegeben, dies erweiſt der bekannte Auszählſpruch im Kinderſpiele:

Nadel, Faden, Fingerhut:
Stirbt der Bau'r, ſo iſts nicht gut.

Reim und Alitteration dieſer Phraſe widerſtreben dem Worte Scheere, ſonſt würde auch ſie darin als Mitgabe aufgezählt ſein. Die Scheere fand ſich in den zu Nordendorf in Baiern aufgedeckten Alemannengräbern; ihrer fünfe miteinander wurden in der Gegend des mittlern Kochers in Würtemberg erhoben, an Ausſehen Schafſcheeren ähnlich (Birlinger, Schwäb. Sagen 2, 408). Kämme und Scheermeſſer aus Bronze in Heidengräbern verbrannter und unverbrannter Leichen zählt Weinhold auf: Heidn. Todtenbeſtattung 1, 89. Spinnwirtel und Spindel ſind heute durch Spinnrad und Webſtuhl verdrängt, ſind aber noch in ſolchen Frauengräbern aus dem vorigen Jahrhundert anzutreffen, die bei Erweiterung oder Verlegung von Ortskirchhöfen hie und da geöffnet werden müſſen. Im Kamlachthal, bair. Schwaben, wird auf dem Grabhügel der Wöch-

nerin ſtatt der Blumen ein ſogen. Schneller niedergelegt, das iſt ein Garngewinde von 400 Faden, das man hier in Form eines Andreaskreuzes um vier aufs Grab geſteckte Spindeln ſchlingt. Dieſen Garnſchneller, den die Verſtorbne bei ihrer Ausſegnung kirchlich zu opfern gehabt haben würde, läßt man auf ihrem Grab verfaulen. Bavaria 2, Abtheil. 2, 832. Auch der Kamm, den der Verſtorbene gebraucht hatte, wird ihm mitgegeben, denn wer ihn ſonſt benützen würde, verlöre die Haare. „Wer keinen Kamm mitbekommt, muß ſich draußen im Dornicht ſtriegeln laſſen.“ Im ſächſ. Obererzgebirge wird Sämmtliches, womit die Leiche gewaſchen, gekämmt, barbirt u. ſ. w. worden, und ſchließlich auch noch eine Kerze in den Sarg gethan, damit, wenn der Todte erwacht, es hell ſei. Spieß, Annaberger Schulprogr. 1862, 38. Zum Schluſſe ſei an einem thatſächlichen Beiſpiele gezeigt, wie bequem die moderne Heidenſchaft mit dem Jenſeits und den Pflichten gegen Verſtorbne ſich abzufinden verſteht. Wer ſeine Eltern nach dem Tode darben läßt, der verdient nicht des Sohnes Namen. So lautet ein chineſiſches Sprichwort, dem von der öffentlichen Heuchelei alſo nachgelebt wird: Man trägt hinter der Leiche einher: Eßſtäbchen, Theekannen, Taſſen, Tabakspfeifen; auf dem Theebrette ſteht ein brennendes Licht; eine Papierlaterne und ein Bambusſtäbchen dienen zur Todtenwanderung; die Figuren von Kleidern, Jacke, Stiefel, Dienſtboten, Senften u. ſ. w., ſämmtlich in Papier ausgeſchnitten, werden auf dem Grab verbrannt. Der aufſteigende Rauch verwandelt ſich in der andern Welt in wirkliche Senften und Bedienten. Kollekte-Verein der Basler Miſſion, Nr. 15, Okt. 1859.

Die Todtenmünze.

Der Chevalier von Hancarville hat berechnet, daß von Orpheus bis auf Conſtantins Zeiten von den Obolusmünzen, die den Todten mitgegeben wurden, 10 Milliarden oder 80 Mil-

lionen Livres in der Erde liegen müssen. Keller, Abergl. 387. Er hätte seine Berechnung bis auf unsre Zeit ausdehnen dürfen und würde hier mehr als das doppelte der angenommenen Summe gefunden haben, allein nach dem gewöhnlichen Schicksale Gelehrter entgieng ihm über dem Studium des Fremdbrauches die Wahrnehmung des einheimischen. In der preuß. Altmark steckt man der Leiche ein Sechserstück unter die Zunge, in der Neumark ein Viergroschenstück. Wuttke, Volksaberglaube 212. In Thüringen erhält sie die übrig gebliebnen Medikamente mit in den Sarg, um die Kur in der andern Welt fortzusetzen, und dazu, wie in Groß-Keula, einen Pfenning unter die Zunge, (Franz Schmidt, Thüring. Bräuche 1863, 91). An der Böhmischen Grenze der Oberpfalz giebt man ihr drei Pfenninge ihres eignen Geldes (Schönwerth, Oberpf. Sagen 1, 250. 3, 124); im Sächs. Erzgebirge etwas Geld und Brod (Spieß, Annaberger Schulprogramm 1862, 17), in Altenau einen Dreier (Pröhle, Harz. Sag. 1, 276); in der Oberlausitz so viel, als sie dem Pfarrer und Küster beim ersten Kirchgange geopfert haben würde, nemlich 2 Groschen und 2 Kreuzer. Fischer, Abergl. 2, 263. Oft entzieht der Brauch sich unserer persönlichen Wahrnehmung, ohne deswegen etwa dann schon aufgehört zu haben. Nachdem Cantor Hille in Liepe bei Rathenow seit 18 Jahren daselbst im Amte gestanden hat und bis heute ein aufmerksamer Beobachter des Volksbrauches gewesen ist, hat er doch zufällig erst neuerlich dieselbe Sitte unter der Bevölkerung seines Dorfes entdeckt, wie dies Schwartz (Ursprung der Myth. 273) ausdrücklich berichtet.

Dieses Mitgeben eines Fährgeldes für den in die Schattenwelt überfahrenden Charon hatte sich im Beginn des Christenthums in Deutschland in eine Petersteuer verwandelt, die vom Verstorbenen dem Thorwart der Himmelspforte entrichtet werden mußte, und dauerte nun in dieser Gestalt Jahrhunderte allgemein fort. Daher findet man in Christengräbern zu Trier und zwar in solchen des 3. Jahrhunderts, wie in anderen die noch dem 15. Jahrh. angehören, Schädel, in deren Mundhöhlen kleine Silbermünzen liegen. Hocker, deutsch. Volksgl. 233. In

einem Schädel aus den zwiſchen Vivis und La Tour gelegnen Burgundioengräbern ſtak ein Goldſtück mit der Inſchrift Tributum Petri. Vuillemin, Der Kt. Waat 1, 53. Das fränkiſche Todtenlager zu Selzen in Rheinheſſen ergab Schädel, aus deren unterer Kinnlade Lindenſchmit (pag. 16 ſeiner Schrift) viermal Münzen entnahm, darunter eine mit der griechiſchen Chriſtusſchiffer in einem Palmzweige. Der neuzeitlichen Kirche konnte die Fortdauer dieſes Heidenbrauches kaum unbekannt geblieben ſein, da ſie ſelber fortfährt, die dem Sterbenden prieſterlich verabreichte Communion Wegzehrung und Viaticum zu nennen. Der katholiſche Bauer überſetzt dann dieſe widerliche Ausdrucksweiſe in ſeine noch maſſivere und macht die Todtenmünze zum Trinkgeld; die Todten, ſagt der Oberpfälzer, müſſen alle im Nobiskrug, dem Wirthshauſe der Unterwelt, zuſammen kommen und dorten ihren letzten Sechſer verzehren. — Auch da, wo die Münze dem Verſtorbnen ſelbſt nicht mehr zugeſteckt wird, iſt ſie doch zum Trinkgeld für die Leichenbegleiter geworden. Etwas kleine Münze nebſt einem Stück Brod verſchenkt man gegen Abbetung des Roſenkranzes namentlich unter die Kinder, die in kathol. Dörfern das Recht haben, in jedes Sterbhaus ſich einzudrängen; ſowie dieſelben in proteſtant. Dörfern als Singknaben mit der Leiche gehen und dafür den Leichenweck ausgetheilt empfangen, in welchen der herkömmliche Grabkreuzer geſteckt iſt. Daher bekommt dann alle kleine Münze überhaupt für den Volksaberglauben eine Art kirchliche Bedeutſamkeit. In unſeren kathol. Gegenden heißt es: Ein auf der Straße gefundenes Rappenſtück (Centime) muß man ſofort in den Opferſtock der nächſten Kapelle werfen, damit Niemand aus der Verwandtſchaft ſtirbt. Dieſer Satzung wird ſtricte nachgelebt; ſelbſt altrömiſche Kupfermünzen, auf unſern Fluren keine Seltenheit, kommen beim alljährlichen Sturz des Opferſtockes den Kirchenpflegern öfters unter die Hand. — Ganz anders dagegen iſt folgender Satz zu verſtehen: Wenn erkrankte Kinder mit Geld ſpielen, ſo geneſen ſie wieder; wenn mit Blumen, ſo ſterben ſie. Es iſt dies ein Nachklang der altdeutſchen Satzung von der rechtlichen Zurechnungsfähigkeit eines Kindes, die mit

Aeußerung seines freien Willens beginnt, wenn dasselbe aus eigner Wahl nach dem dargebotenen Denar greift und nicht nach dem Apfel.

Die Todtenmünze ist ein Symbol wie das Todtenlicht; das blanke Geldstück und die irdene Grablampe sollen der ewigen Nacht der Schattenwelt wehren. Gleichwie überfahrende Geister und Zwerge dem Fährmann an Rhein und Mosel blinkendes Gold einhändigen, so wird mit der Münze dem im Thale des Todes Wandernden ein Himmelslicht mit gegeben.

Leichensack und Todtenbaum.

Im Frickthale und im Freienamte, zweien großen Landschaften von fast unvermischt-katholischer Bevölkerung, galt früher der Brauch, der in die Todtenkammer gebrachten Leiche zwei Hollunderstäbe, jeder dritthalb Schuh lang, kreuzweise auf die Brust zu legen; noch ein dritter Hollunderstab neben der Leiche diente dem Schreiner als Maß zum Sarge. Wo nun dies abgekommen ist, da dient dem Schreiner doch zu demselben Zwecke nicht sein Handwerksmaßstab, sondern ein frischgeschnittner markreicher Haselstock, und ebenso ist das provisorische Grabkreuz, das dem kathol. Leichenzuge durch einen Knaben voran getragen wird, in seinem Kranze mit einem aus Hollermark zusammen gesteckten Kreuzchen verziert, welches Lebelang heißt. Derselbe Brauch und Namen findet sich auch bei Begräbnissen in Tirol, wie Zingerle in den Tir. Sitten 1857, Nr. 517 zeigt. Vom Hollunderstrauch, der im Sommer lange Wasserschößlinge treibt und bei Regenmangel gelblichfahl blüht, sagt man daher, seine langen Schösse künden den Tod dessen an und werden ihm das Maß zum Sarge, auf dessen Gut er steht. Nach diesen beiden Seiten ist er also ein Lebens- und ein Todtenbaum

zugleich. Man hat hierüber eine schon 1705 in Michael Neanders Physika aufgezeichnete alte Sage. Ein Fürst, der auf der Jagd von seinem Gefolge abgekommen und zu einer Bauernhütte gelangt ist, sieht hier einen greisen Mann in Thränen sitzen, der auf Anfragen erzählt, er sei gerade von seinem Vater hart geschlagen worden. Auf weiteres Erkunden um den Grund, berichtet jener, er habe seines Vaters Großvater vom Stuhl weg anders wohin setzen sollen und unversehens fallen lassen. Darüber trat der Fürst ins Haus ein, um derlei Uralte selbst zu betrachten. Auf die Frage, von welcherlei Speise sie lebten, erwiederten sie, von Käse, Milch und gesalznem Brod. Jedoch um zu so hohen Jahren zu kommen, äßen sie alljährlich auf bestimmte Zeit Hollerbeerenmus. — Dieses gleiche Mus wird von den oberdeutschen Bauern büttenweise eingesotten zu Markt gebracht und gilt bei Mutter und Kind als Universalmittel.

Statt des Sarges galt im vorigen Jahrhundert vielfach noch ein bloßer Hanfsack, im besseren Falle ein weißes Wickeltuch. In der Reichsstadt Ravensburg wurden, wie Steudels Chronik pag. 17 erzählt, die Leichen bis z. J. 1742 in ein Tuch genäht, in einer gemeinsamen Todtentruhe auf den Kirchhof geschafft, dorten aus dieser herausgenommen und so ins Grab gelegt. Auf der Züricher Landschaft bestand zu derselben Zeit das Gleiche; man nähte die Leiche bis ans Gesicht in ein Tuch, ließ aber die Nadel drinnen stecken oder behielt sie sorgfältig auf, weil man ihr eine besondere Kraft zuschrieb, und brachte dann den Leichnam auf einem Brette (Laden) zu Grabe, selbst in der Stadt lange noch ohne Sarg. Daher ist die Gewohnheit übrig geblieben, den Laden, auf welchem die Leiche gelegen, beim Wohnhause als Steg über den nächsten Wassergraben zu legen oder, wie es um St. Gallen geschieht, dem Verstorbenen eine hölzerne Gedenktafel mit seinem Namen, in Form eines Sargbrettes, im Hausgarten aufzurichten. Die zur Einnähung der Leiche gebrauchte Nadel mußte fortgeworfen werden, denn wer sich damit stach, war des Todes. Der Zürcher Stadtarzt Prof. J. v. Muralt warnte das Publicum in einer besondern Schrift vor ihr: „Wisset ihr nicht, was eine

Nadel, damit ein Todter vernähet worden, für verderbliche und tödtliche Eigenschaften habe?" Man pflegt ihr jetzt noch Zauberkraft bei zu messen. Befürchtet der Wirth, daß ihm ein unbekannter Gast aus der Zeche laufe, so steckt er ihm eine solche Nadel durch den Hut. Man schlägt sie in die Hochstud des Hauses; bricht sie dabei nicht ab, so brennt dies Haus niemals ab. Man durchsticht damit ein Blatt Papier, Jeder, den man durch dies Löchlein besieht, muß gebannt stille stehen.

Statt des aus dem Latein stammenden Wortes Sarg (sarcophagus) gebraucht die Volkssprache durchaus den Namen Todtenbaum; so von jeher. Als der Lenzburger Landvogt Ludwig von Dießbach seine Gemahlin verlor, erzählt er in seiner Selbstbiographie: „Also do die gut Frouw verscheiden was, ließ ich von Stund an ihr ein Bôm machen und sie darin thun ehrlich." Schweiz. Geschforscher. 8, 201. In den Statutarrechten Graubündens (Chur 1831) gilt dieselbe Bezeichnung; ja man hat in den alemann. Heidengräbern am würtemberg. Lupfen ausgehöhlte Eichenstämme als Todtenbäume gefunden. Mithin ist hier das Einnähen der Leiche in Säcke theils einem früheren Mönchsbrauche, besonders aber den in der Schweiz so oft und hart aufgetretnen Pestzeiten zuzuschreiben, wo man die Leichen in der Gemeindetruhe zu Grab fuhr und da ausleerte.

Die Todtenwacht und die Leidfrau.

Die Sitte der Todtenwachten hat sich in der innern Schweiz noch allgemein, und ebenso allgemein bei der kathol. Landbevölkerung der äußern Kantone erhalten. Wer da aus dem Dorfe eine Nacht bei der Leiche zubringt, erhält Most, Schnaps und Wein nach Wunsche. Eine gewisse hastende Ver-

ſchwendung bei dem ſonſt ſo ſparſamen Bauern geht hier Hand in Hand mit der herrſchenden Vorſtellung, dem Todten werde durch geizende Erben ſeine Grabesruhe vorenthalten. Um Mitternacht wird im Alt-Bernerlande Erbſenſuppe mit Speck, im ſchon moderniſirten Vorlande aber Caſe aufgetragen. Erbſen mit Schnaps werden dabei im Neuenburger Jura, mit Moſt im Freienamte aufgetiſcht, ſie gelten überall als eine geweihte Zweckſpeiſe. Daher der Glaube: Wenn man in der Neujahrsnacht auf einem Bündel Erbſenſtroh auf dem Kreuzweg ſitzt, ſo erfährt man, wer kommendes Jahr ſtirbt. Zugleich ſteht Brod und Käſe Jedem frei und Beides kommt nur laibweiſe auf den Tiſch. Der Backofen des Sterbhauſes darf nicht lau werden, bevor die drei Leidtage bis zur Beerdigung herum ſind, und die Thüre des Käſegadems wird nicht mehr verſperrt. Da kommen Käslaibe zum Vorſchein mit aufgepreßten alten Jahreszahlen, die von des Verſtorbenen Geburts- und Taufſchmauße, wie von ſeinem vormaligen Hochzeitsmahle erzählen. Man hat ſie ſeit jener Zeit aufbewahrt und tauſendmal mit Wein gewaſchen, nun geben ſie einen Vorſchmack von den Raritäten des noch bevorſtehenden Leichenmahles, und man ißt ſie in dem hergebrachten Vertrauen hinunter, alle zu dieſer Zeit gekochte oder genoſſene Speiſe ergebe in einer Unze mehr Stärke als an andern Tagen zwei Pfund. Den Dienſt bei den Anweſenden verſieht ausſchließlich die vielnamige Leidfrau. Sie hat die Leiche zu waſchen und zu kleiden gehabt, jetzt erhält ſie das Todtenlicht in der Kammer brennend. Aus dieſer Oellampe nehmen die ab- und zugehenden Nachbarn etwas Oel mit ſich heim, weil es gut ſein ſoll zur Vertreibung von Geſchwüren. In den zwei üblichen Nachtwachen iſt ſie auch die Vorbeterin von je neun abzuſprechenden Roſenkränzen, die zuſammen einen ſogen. Pſalter ausmachen. Nach jedem dritten Pſalter theilt ſie unter ihre Mitbeter wieder Käſe und Brod aus. Scheinen die Beter und Eſſer zuletzt einſchlafen zu wollen, ſo reicht ſie ihnen Hollunderthee, und wegen des im Lande ſo raren Stücklein Kandelzuckers dazu ſchlucken ihn die Leute auch noch hinab. Den Tag über verwandelt ſie ſich in das altjüdiſche

Klageweib, durchgeht in einer besondern auf Kosten des Sterbhauses ihr gemachten Trauertracht den Ort und ruft das Ableben und die Begräbnißstunde des Betreffenden mit fader Stimme in Gassen und Häusern aus. Weil sie nachmals das frische Grab zu pflegen hat, heißt sie in Luzern Grabmutter und Wiserin, d. i. visitatrix, in Schaffhausen nach dem Stauchenschleier, unter den man den ganzen Kopf steckt, die Stüche oder spöttisch die Stüchebucklerin.

Als der Serbenfürst Miloſch Obrenowitsch I. 1860 in Toptschider gestorben war, beschrieb ein Augenzeuge dessen Sterbzimmer. Auf dem schon leeren Bette stand ein Oellicht, das 40 Tage lang fortzubrennen hatte; neben dem Lämpchen war ein Laib Brod, ein Salzfaß und ein volles Glas Wein; diese Gaben hatte die Verwalterin den Hausgeistern vorgesetzt, damit diese es hier nie an Brod, Salz und Wein fehlen lassen möchten.

Einsargen, Aufbahren und Grabgang.

Der Aelteste des Hauses hat dem Verstorbnen die Augen zuzudrücken. Oeffnen sie sich nachmals wieder, so ist dies ein betrübendes Anzeichen, dann heißts, er wartet noch auf einen. Bevor man den Sarg zuschraubt, nimmt ein jedes Familienglied Abschied von der Leiche, indem es ihre Hand ergreift. Fühlt man, daß der Arm nicht erstarrt ist, so wird daraus allgemein ein Uebles geschlossen. (Wenn der Mensch im Tode die Füße an sich zieht, werden seine Enkel sich nicht ausdehnen, sagt ein Mongol. Sprichwort. Jolowicz, Polyglotte der orient. Poesie 622.) Auch dem Todeslächeln schreibt man böse Bedeutung bei, sehr entgegen dem altgerman. Gesetze, lächelnd dem Tode entgegen zu sehen; der Schlußvers in Ragnar Lodhbröks

Sterbelied heißt: Mit lachenden Lippen erleid ich den Tod. Jede Leiche muß mit dem Gesichte der Stubenthür zugewendet liegen; während gerade die umgekehrte Stellung des Bettes, abgewendet mit dem Fußende von Stuben- und Hausthüre, Vorschrift im Leben ist. Die Regel sagt: Wenn man die Beine des Bettes nach Fenster oder Thüre gehend stellt, so werden auch die Beine des darin Schlafenden bald zu Grabe getragen. Auch aus dem Bette in den Sarg wird die Leiche, die Füße voran, gehoben, der Sarg in gleicher Richtung in den Hausgang gestellt und hinweggetragen. Ueber jeder einzelnen Thürschwelle, die er zu passieren hat, wird er dreimal im Namen der Dreieinigkeit und in Kreuzesform niedergesetzt, damit der Verstorbene keine Schwelle mehr überschreite. Auch darf ihm nicht mit dem Lichte, das seither neben ihm gebrannt hat, hinaus gezündet werden (Magden im Frickthal). Diese Bräuche gehen durch alle Welt, Pöppig (Reise 1, 393) fand sie bei dem südamerikanischen Stamme der Pehuenchen; sie schaffen die Leiche mit den Füßen voran aus der Hütte, damit das irrende Gespenst nicht wiederkehre. Die Grönländer schaffen sie aus gleichem Grunde nicht durch den Hauseingang, sondern durchs Fenster fort und müssen zu diesem Zwecke im Sommerzelt sogar ein eignes Fell losmachen. Hinterdrein schwenkt ein Weib einen brennenden Span und spricht: Hier ist nichts mehr zu bekommen. Crantz, Beschreib. v. Grönl. 1, 300.

Im Aeren (Hausgange) stellen sich die Verwandten neben dem Sarge auf, „sie stehen im Leid;" alle zum Leichenzug Erscheinenden treten ihnen der Reihe nach entgegen und bieten einen so kräftig vorgeschriebnen Handschlag, daß man dies „das Chlöpfen" nennt. Man spricht dabei: Tröst Euch Gott in euerm Leid, für euern Kummer ist mir leid. Tröst Euch Gott in euerm Leid, des Kindes Seel' im Himmel sei. — Wills Gott, so habt Ihr eine Seel' im Himmel, u. s. w. Ist der Sarg dann vors Haus hinaus gestellt, so hat auf Dörfern der Schulmeister alle die Trostreime und Grabschriften von den Zetteln der Epheukränze laut abzulesen, die von Bekannten überbracht rings um den Sarg geheftet hängen. Dazwischen

wird den Begleitern und Trägern fleißig zu Trinken herumgereicht und den Schulkindern Brod ausgetheilt (Brittnau), in wohlhabenden Häusern Wecklein und Schmalzküchlein.

Folgen sich die Leidtragenden in zu weitem Abstande und ungeordnet hinter dem Sarge, so hat man hier bald wieder eine Leiche zu erwarten. Diesen Satz erweist das Volk also: Ist keine Ordnung mehr beim Begräbniß, so wird auch keine Regel mehr geltend sein beim Absterben. In süddeutschen Sagen ist beim Begräbniß von Bösewichten und tyrannischen Herren ein wiederkehrender Zug der, daß die Leichenträger in Uebereilung oder bei plötzlich entstehendem Schreck den Sarg umwerfen oder verkehrt in die Erde bringen. Das Loß der Unseligkeit soll schon an der Leiche des Wütherichs beginnen, die in zerstörtem und unwürdigem Zustande in die Erde kommt. Solcherlei mißbrauchte Gerippe geben dann Anlaß zu den Erzählungen, daß Gespenster scherzweise sich die Schädel abschlagen, Ball mit spielen und dann verkehrt aufsetzen. Den kathol. Leichenzug eröffnet ein kleiner Knabe, das schwarzhölzerne Todtenkreuzchen voraustragend. Ist die Leiche ein Jüngling, so nehmen Jünglinge den Sarg auf die Schulter, oder Jungfrauen den eines erwachsnen Mädchens. Männer und Frauen folgen hinterher, nach Geschlechtern geschieden. Die Verwandten des ersten Grades gehen in schwarzem Rock und Hut, die übrigen Männer bloß mit dem Leidbande im Rock. Die weibliche Trauertracht ist das kirchlich vorgeschriebne Blau, die Frauen kommen mindestens in blauen Schürzen. Alle tragen Wachslichter in der Hand. Auf dem Kirchhof angelangt, wird der Verstorbene von seinen vier nächsten Nachbarn dreimal um die Kirche herumgetragen (Freienamt), und alsdann zur Einsegnung ans Grab. Der Todtengräber wirft nach beendigtem Geschäfte seine Schaufel aufs Grab; in der Richtung, nach welcher ihr Stiel zu liegen kommt, wird der entsprechende Dorftheil die nächste Leiche hierher zu liefern haben. Nicht den Regen, aber das Unwetter fürchtet man bei Begräbnissen sehr; der Böse, heißt es, hat stets eine schmutzige Himmelfahrt; aber in den Hochzeits- oder in den Todtenkranz darf es regnen, das bringt

Glück. Denn der Regen gilt dem deutschen Heiden als ein Geschenk Donars, dessen Hammer die Braut und die Leiche einweihte. Daher sagt die Solothurner Kalenderregel, daß es den armen Seelen zum Troste regnen müsse: der Allerseelentag (2. Nov.) will drei Tropfen Regen haben. Wenn es in ein neues Grab regnet, so ist der dahin Bestimmte selig, sagt man in Hessen. Wolf, Beitr. 2, 367.

Hat man in den Sennhöfen und Berggemeinden des Jura eine Leiche auf den oft weit entlegnen Kirchhof zu bringen, so wird sie auf den hoch geschnäbelten Heuschlitten gepackt und Sommers und Winters über Berg und Thal zu Grab geschlittet. Aus demselben Grunde bringt der isolirt wohnende Hofbauer im Altaargau seine Leichen auf dem „Reitwägelein" zur Ruhestatt. Ungetauft verstorbene Kinder heißen dem Katholiken die „ungefreuten;" man läßt sie durch die Hebamme in einer Schachtel forttragen und ohne Geläute abseits auf dem Kirchhofe begraben.

Begegneten sich ehemals zwei Beerdigungszüge zweier Gemeindetheile vor demselben Gottesacker, so entstand nicht selten ein hartnäckiger Streit um die Ehre des Vortrittes, der Grund der gegenseitigen Ereiferung aber lag in dem Glauben, der zuletzt Begrabne habe so lange die Gottesackerwache zu halten, bis er von einer nächstfolgenden Leiche abgelöst wird.

Die Sitte, die Leiche gegen Sonnenaufgang gewendet ins Grab zu legen, ist uns aus dem Heidenthum und Judenthum insgemein verblieben. Darnach sind auf dem Lande die Gräber alle so gegraben, daß die Leiche mit dem Angesichte gegen Morgen zu liegen kommt. Die ums Grab Stehenden wenden betend sich ebenfalls sämmtlich gegen Osten. Man erklärt es sich mit der Annahme, Christus habe seinen Sitz im Himmel gleichfalls gegen Morgen und werde aus dieser Weltgegend zum Gerichte kommen (Rheinfelden). In gleicher Lage finden sich aber die Leichen in deutschen Heidengräbern und das Loß der Unseligkeit bestand darin, nicht gegen Ost gelegt zu werden; vergl. Maurer, Isländ. Sag. 64.

Zur Bestattung hatten ursprünglich Alle mithelfen müssen,

wie noch jetzt jeder Begleiter seine Scholle Erde auf den Sarg werfen muß; allmählich aber ist aus dem Amte des Todtengräbers eine örtliche Zwangs- und Strafstelle geworden. Im Jahre 1577 verurtheilte die Stadt Brugg ihren Bürger Thalmann wegen begangnen Frevels alle ehrlichen Gesellschafts- und Spielplätze zu meiden und arme Leute zu begraben. Argovia 4, 421. In der Stadt Aarau „wo der s. h. Schweinhirt die Todten begrub," wurde erst am Ende des 17. Jahrhunderts ein eigner Mann hiezu verordnet. In der Stadt Basel ist sogar heute noch jede Leiche den dortigen Abdeckern steuerpflichtig. Burckhardt, Kt. Basel 1, 190. 240. Es entsprang diese ganz unbegreiflich scheinende Ungebühr aus dem früheren Mangel an aller Sanitätspolizei, so daß zu Basel die Pest binnen drei Jahrhunderten zu zwanzig malen herrschte und den Magistrat nöthigte, nachdem alle Todtengräber mit weggerafft waren, die eingefangenen Gauner und Strolche mit diesem Geschäfte zu beauftragen.

Alsbald nach dem Leichenbegängniß muß im Sterbehause Alles in die frühere Ordnung gebracht werden. Das Krankenzimmer wird gefegt und womöglich neu vertäfelt, der Schreinerconto berichtigt, Leichendiener und Todtengräber sind abzulohnen. Ehe dies nicht alles pünktlich abgethan ist, hat der Begrabene keine Ruhe, sondern droht zu spuken. Eine namhafte, die gute Ordnung im bürgerlichen Gemeindeleben kennzeichnende Meinung.

Der Rosengarten.

Aelteste und neueste Kirchhöfe tragen in der deutschen Schweiz den Namen Rosengarten, mancherlei altheidnischen Grabfeldern, in Wäldern gelegen, wird derselbe Localnamen gegeben. Woher diese Benennung, da es erst ein ganz moderner

Brauch ist, daß man auf kathol. Gräbern rothe Rosen, auf reformirten weiße zur Zier setzt? Im Uebrigen tragen die Dorfkirchhöfe jetzt noch kaum eine andere Blume als die rothe Steinnelke, dianthus Carthusianorum, die hier ihr althergebrachtes Recht damit augenfällig macht, daß sie sämmtliche Gräber durchgängig mit einem ganz undurchdringlichen Filz von Wurzeln und Stengeln überwuchert hat. Soll mit dem Namen Rosengarten vielleicht der Kampfplatz der zum Tod Entschlossenen bezeichnet sein, wie es im mhd. Epos gleichen Namens geschieht, wo die zwölf Wormser Helden um Kriemhildens Besitz fechten? Denn die auf dem Schlachtfelde geholten Todeswunden selbst haben Rosen geheißen, Blumen, aus dem Blute der Erschlagnen zu deren neuem Lebensfrühling aufblühend. In diesem Sinne ist das Blutbad bei St. Jakob a. d. Birs 1444 von dem über die frische Walstatt reitenden Ritter Münch Burkhart ein Bad in Rosen genannt worden, und auch in den Mund der Königin Agnes legen die schweizer Chronisten dasselbe Wort, wenn man sie persönlich die Blutrache vollziehen läßt an den adeligen Mördern, die ihren Vater Albrecht erschlagen hatten. Doch alle diese Fälle nehmen den Namen nur gleichnißweise und erklären nicht, wie und warum derselbe auf entlegensten Heidengrabfeldern oder auf ruhmlosen Dorfkirchhöfen frühzeitig gegolten hat, letzteres erweisen die Urkunden, und bis heute ausgehalten hat.

Der Verfasser erlaubt sich hier auf seine größere Arbeit in der Argovia 5, 254 zurückzuweisen, wo die urkundlichen und mythologischen Materialien bereits mitgetheilt sind, die zur Erklärung dieses Namens dienen. Daher hier ohne Selbstwiederholung nur Folgendes. Die Dornen, mit denen der Scheiterhaufe zum Leichenbrande unterflochten wurde, hießen nach ihrer Blüthe und Frucht ahd. hiefaltra, paliurus, während wir die Blüthe Dornrose, die Frucht Beere, Buttel und Hiefe nennen. Der Hagedorn, der eine roth- und eine weißblühende Gattung hat, war der zur Verbrennung der Leiche rituell vorgeschriebene Strauch und Brenndorn. An ihm wächst die moosgrüne Stielverwucherung, deren verschiedne Namen heißen

Schlafapfel, Schlafkunz, Schlafdorn, Moosrose, Donnerrose, altnord. svefnthorn, spina soporifera. Nörwi, die Göttin der Nacht, schlägt mit der dornigen Ruthe die Völker und senkt sie in Schlaf; Odhin steckt ihn der Brynhild unters Haupt, daß die Gluthen ihres Scheiterhaufens als Waberlohe sie einschließen; das Kindermärchen aber hat sich das Dornröschen daraus gebildet, das hinter undurchdringlich aufgewachsenen Dornenhecken im Zauberschlafe liegen muß. Das ist die Moosrose, die man schlaflosen Kindern unter das Kissen zu legen pflegt, früher in dem Zeitalter der Leichenverbrennung eine den Göttern Odhin und dessen Sohne Donar, beiden als Leichenherren, geheiligte Pflanze, die im darauffolgenden christlichen Grabalter auch für den Leichenacker und Gottesacker namengebend geblieben ist.

Das Kind, das ein Friesli vom Grabe bricht, nemlich die vorhin erwähnte stumme (geruchlose) Stein- oder Federnelke, begeht einen Todtenraub. Betet es dafür nicht auf der Stelle ein Vaterunser, so raufen es die Armen Seelen des Nachts im Bette. Das zwecklose Pflücken einer so geringen Grabpflanze wird bestraft, weil sie hier „aufgeht," wie Sonne und Tag aufgehen, und weil man die Seele der Todten noch bei ihrer Leiche gegenwärtig denkt. Deshalb hieß schon in den altd. Gesetzen eine Entwendung, an Gräbern begangen, nicht Todtendiebstahl sondern Todtenraub, hrairoup. Das einfachste der Grabdenkmäler auf reformirten Friedhöfen ist ein hoher schwarzer Rundstock, mit einem um seine obere Spitze gewundnen Blechtäfelchen, auf dem Name und Jahrgang steht. Er gleicht zwar einem Pilgerstabe, ist aber in der altd. Sage ein Symbol der Macht, folglich hier über den Tod. In der Maternuslegende leiht der Apostel Petrus den Boten seinen Stab, womit sie das Grab ihres zu früh verstorbnen Bischofs schlagen und ihm gebieten sollen, aufzuerstehen. Beispiele ähnlicher Art in Simrocks Myth. 219. Der noch vorkommende Glaube, Grabschriften ablesen, zerstöre des Lesers Gedächtniß, scheint aus Cicero (de Senectute 7) entlehnt; ein Correspondenzsatz lautet: wer an Todtenblumen riecht, verliert den Geruch. Das

Einſinken „Berſten“ eines friſchen Grabes deutet auf das Ausſterben der ganzen Familie hin. Senkt ſich der eiſerne Grabanker, ſo ſtirbt ein Nächſtverwandter. Dieſe Sätze ſind nicht ſinnlos; gröbliche Verabſäumung des den Ahnen ſchuldigen Andenkens iſt ein gewiſſes Zeichen, daß dieſe Sippſchaft ſchon in ihrer Auflöſung begriffen iſt. — Nachträglich noch Folgendes zu S. 143.

Im kirchlichen Schauſpiel von den zehn Jungfrauen (Pfeiffers Ztſchr. Germania, Bd. 10, 333. 336) ruft eine der Thörichten den Tod in Perſon herbei:

owe, her Dot, daz ir min nit enruchet!
eia, Dot, mochtistu mich getoden,
eia, Dot, gib mir doch rat!
her Tot, wolt ir uns morden,
so wêre uns also wol.

Die Folge und das Leichenmahl.

Nach einer kathol. Beerdigung beginnt eine dreißigtägige feſtſtehende Trauerzeit, in welcher der dritte, ſiebente und dreißigſte Tag kirchlich begangene Gedächtnißtage ſind, dies iſt die Folge genannt. Während dieſer Friſt hat ſich die Leidfrau jeden Morgen in der Frühmeſſe einzufinden, auf dem Grabe am erſten Tage dreißig Vaterunſer, an jedem folgenden eins weniger zu beten, und während der Meſſe ein ihr geliefertes Oellicht und eine Wachskerze neben ſich brennend zu erhalten. Dazu iſt ihr ein hinterer Theil in der Kirche angewieſen, der mit ſeinem berußten Ausſehen und ſeinen durchgebrannten Kirchenſtühlen im Frickthal die Alte Küche genannt wird. Als der Gemeinderath von Hornuſſen ſeine alte Grabbeterin wegen Feuersgefährlichkeit auf ein bloßes Lampenlicht beſchränkte, brach eine Gährung unter den Weibern aus und die Sache blieb wie

vorher. Für dieſen Dienſt erhält das Weib eben ſo lange im Leidhauſe ihre Morgenſuppe und zwanzig Batzen Lohn; bei den Wohlhabenderen auch eine Quantität Brod, Kartoffel, Obſtſchnitze, ein neues Hemde und ſchließlich ihren Antheil an den beiden Leichenmahlzeiten.

Dieſe Letzteren ſind an Zahl und Aufwand in den verſchiednen Landestheilen zwar ſehr verſchieden, beſtehen aber bei beiden Confeſſionen fort und machen gleichmäßig den Luxus des deutſchen und des welſchen Bauern in der Schweiz aus. Sie heißen beim reformirten Waatländer Satames, und der Statiſtiker Vuillemin rechnet ſie dorten unter die koſtſpieligſte aller bürgerlichen Ausgaben. Alle polizeilichen und kirchlichen Maßregeln haben ſeit dem achten Jahrhundert bis heute zu zahlloſen malen die Abſchaffung der Leichenmahle geboten; allein ſie beſtehen fort wie Brauch und Mißbrauch, die eine natürlichere und ſtärkere Wurzel haben als ein bloßes Edikt. Man verdammte ſie als heidniſch, wie Alles, deſſen Grund man nicht weiter einſah. Allein genau betrachtet, kommt die älteſte Erwähnung dieſer Mahlzeiten nicht einmal bei den Heiden vor, ſondern bei den Hebräern: Tobias 4, 18. Auf dem Arelatenſiſchen Concilium war unter Anderem ein Beſchluß, der ſich auch auf die damaligen Deutſchen mit ausdehnt, gegen das Tanzen und Schmaußen auf den Gräbern der Jüngſtverſtorbnen erlaſſen, wobei es heißt: Wer wird es wohl nicht für unchriſtlich, unmenſchlich, ja teufliſch halten, hier an den Gräbern zu ſingen, zu ſcherzen, zu zechen und ſogar zu tanzen.*) Noch graſſer lauten die Anſchuldigungen, die zur Zeit der Sitten- und Kirchenreform gegen denſelben Brauch ſich erhoben, den man nun durchweg unter die papiſtiſchen Mißbräuche zählte.

Man nannte den geſammten Clerus Todtenfreſſer, weil er folgerichtig aus den Gefällen lebte der zahlreichen Vermächtniſſe, die in jeder Ortskirche zum Seelenheile der Verſtorbenen

*) Quis enim nesciat diabolicum esse, a religione christiana alienum et humanae naturae contrarium: ibi (prope tumulos) cantari, laetari, inebriari et cachinis ora dissolvi et omni pietate et affectu caritatis postposito quasi de fraterna morte exsultare.

seit allen Zeiten gestiftet waren. Zweierlei Volksdichtungen unter dem Namen der Todtenfresser hat die schweizerische Kirchenreform hervorgebracht. Die eine, verfaßt von Pamphilus Gengenbach, einem Gelehrten und Buchdrucker zu Basel zu Anfang des 16. Jahrhunderts, findet sich in der seit 1856 von K. Gödeke veranstalteten Ausgabe von Gengenbachs Schriften. Ein Fasnachtsspiel gleichen Titels schrieb der Berner Venner Nikolaus Manuel und ließ es 1522 auf der Kreuzgasse zu Bern, dem Rathhause gegenüber, von den jungen Patriziersſöhnen aufführen. Der Name erklärt sich aus der von Gengenbach einer die Exequien abhaltenden Nonne in den Mund gelegten Rede:

die todtenbain schmecken unss wol,
dobey wir tag und nacht sind vol.

Todtenmesse und Seelgeräthe hörte dann nebst allem andern kirchlichen Leichenprunk auf obrigkeitlichen Beschluß im Berner- und Zürcherlande auf; jedoch die Leichenschmäuße des reformirten Zürchervolkes, obschon es selber das Widerliche einer ausgearteten Sitte zuerst so tief empfunden hatte, haben bis auf unsere Zeit in solcher Ausdehnung fortgedauert, daß hierauf erst der ganzen Bevölkerung daraus der Schmähname Todtenfresser und Todtenvertrinker entstanden ist. Meyer-Knonau, der Kt. Zürich 2, 154. Ob mit Grund, dies mögen nachfolgende zwei Beispiele zeigen. Die Erben eines in Zürcherisch Nänikon 1865 verstorbnen Bäuerleins haben bei ihrem im Sternen zu Uster abgehaltnen Leichenschmauß die volle Summe von tausendachtundfünfzig Franken verzehrt.“ Aarauer Nachricht. 1865, 4. Jan. — Ein i. J. 1859 zu Andelfingen verstorbner Arbenz hinterließ die testamentarische Verfügung, daß zu seinem Leichenmahle 60 Theilnehmer geladen, mit viererlei Trachten und je anderthalb Maß Wein bewirthet werden sollten, wobei ihnen Tafelmusik aufzuspielen habe. Aehnliches gilt im Appenzellerlande. Beim Begräbnisse reicher Personen werden zuweilen alle Leichenbegleiter in Wirthshäusern gastirt, man kennt auch Fälle, wo sie wegen unerlaubten Tanzens polizeilich abgestraft werden mußten. So ist auch das aargauer „Gräbd“ nicht bloß ein zu dreien malen wiederholter Schmauß, er wird

auch durch letztwillige Verfügungen häufig in aller Weise und bis auf bestimmte Heiterkeitsmittel vorausbestimmt. Wenn beim Essen wacker zugegriffen wird, so deutet man es auf lange Gesundheit der Gäste und auf gesegnete Witterung. Als vor einem Jahrzehnt der Senne Gießiker verstarb auf dem Sennhofe Schafmatt, einem von Aarau nach Baselland führenden Jurapasse, verbrauchte man für dreißig zum Mahl Geladene und alles übrige während der drei Leidtage ab- und zugehende Volk daselbst: an Kernenbrod 3 Malter, das Malter zu 16 Viertel gerechnet; an Wein drei Saum, jeder zu 100 Maß; an magerem Käse 14 Laib. Fetter Käse, Rauchfleich, Most, Cafe, Branntwein bleibt hierbei unberechnet, ebenso was an Wäsche und Kleidung an die Armen vertheilt worden ist. Sogar in der politischen Landesgeschichte von Graubünden hat solch ein umfangreiches Todtenmahl angesetzt werden müssen. Es war zur Zeit des Schwabenkrieges 1499, als die deutschen Truppen 1500 Mann stark einen Einfall ins Engadin machten und ihr Vortrab das Dörflein Schleins erreichte. Hier befand sich die männliche Bevölkerung eben in der Kirche bei einer Todtenmesse, alle Häuser standen verschlossen bis auf eins, aus dem ein mächtiger Küchendunst hervor drang. Als der Feind da eine Schaar von Mägden und eine noch längere Reihe kochender Kessel erblickte, konnte er die Veranlassung zu einer so ungewöhnlich großen Mahlzeit nicht begreifen, aber die Hausfrau Lupa war mit einer glücklichen Antwort bei der Hand. Das sei der Imbiß, sagte sie, für eine Anzahl Schweizertruppen, die man zur Stunde hier erwarte. Die Kundschafter hatten nichts Eiligeres zu thun, als mit der Nachricht der angeblichen Gefahr zu den Ihrigen zurück zu marschieren, und so blieb das Dörflein Schleins damals unbelästigt.

Nachweinen.

Man nimmt den Verstorbnen die Ruhe, wenn man ihnen zu heftig und zu lange nachweint. Die Thränen des Hinterlassnen empfindet der Begrabene als frisches Blut in seinem Herzen und als sengendes Feuer auf seiner Brust. Bei diesem durch das Abend- und Morgenland verbreiteten Satze, an welchem Türke und Christ gleichen Antheil haben, erläutert sich erst die am Leichenmahle vorgeschriebene Heiterkeit, die sich bis auf Gesang und Tanz verstieg. Um hier die Uebereinstimmung der verschiednen Völker und also den naturgemäßen Grund uralter Leichenbräuche nachweisen zu können, zeigen wir eine und dieselbe Legende in ihren verschiedenen Spielarten.

Am Ebnatfelde, zwischen den Dörfern Frick und Gipf liegend, ist eine Mutter auf dem Garbenschneiden und weint dabei ihrem jüngst verstorbnen Kindlein bitterlich nach. Da liegt plötzlich das Kleine lebend vor ihr auf einer Garbe; aber sein kurzes nur bis auf die Brust reichendes Kinderhemdchen ist durch der Mutter Thränen völlig durchnäßt. Dieselbe Erzählung besitzt man schon in kirchlichen Aufzeichnungen des 12. Jahrhunderts. Die Großmutter des Thomas Cantipratensis sah im Traume, während sie noch ihres Erstgebornen Tod beweinte, viele Jünglinge jubelnd des Weges einherziehen, während ihr Sohn weit zurück mit schwerem Schritte nachschlich. Auf die Anfrage der Mutter wies er auf sein von Thränen schweres Kleid und sprach: Das sind deine Thränen, deren Gewicht so sehr meinen Gang hemmt. — Man kann in Geilers Trostspiegel (Das siebend glaß. Straßb. 1511) hierüber eine ganze Predigt lesen. Ebendasselbe wird in Helmolds Chron. der Slaven, Kap. 78, vom Tode des Bischofs Vicelin erzählt, der seinem Bruder Eppo im Traume meldet, daß er aufhören möge zu trauern: denn siehe, ich trage deine Thränen an meinen Kleidern. — So füllen im Schwedischen Volksliede Christels Thränen das Herz des begrabnen Bräutigams mit Blut an; im Schlesischen Liede überfüllen sie das Thränen-

krüglein und das todte Kindlein kann es nicht nachschleppen. Positiver versteht diese Satzung in den Dokumenten des Heidenthums sich auszudrücken, welchem sie überhaupt angehört. Der sterbende Nibelunge Wolfhart beauftragt seinen Neffen Hildebrant, daß er die Todtenklage um ihn ja abstelle; Nib. 2239:

unde ob mich mîne mage nâch tôde wellen klagen,
den nähsten unde den besten, den sult ir von mir sagen,
daz si nâch mir iht weinen, daz sî âne not.

Im Eddischen Helgiliede giebt der Begrabne seiner weinenden Gemahlin den wirklichen Grund an: jede ihrer Thränen falle ihm als bittrer Blutstropfen auf die Brust. Die Fortdauer dieses Körperschmerzes bringt den Todten eben so lang um den Genuß der Seligkeit; daher denn im indischen Gedicht Raghuvansa (achtes Buch, übers. v. Fr. Rückert) es ausdrücklich heißt:

Denn der Angehörigen stetes Weinen
Brennt den Hingeschiednen, also lehrt man.

Und nach dem Zend-Aveſta sind es eben die Thränen der Hinterbliebenen, die dem an der Todtenbrücke Anlangenden den Eintritt in den Himmel verwehren. Vergl. A. Kuhn in Wolfs Ztschr. f. Myth. 1, 62. Die Todten, frei von Selbstliebe, bedürfen und wünschen ihrer Nachgelassnen Kummer nicht, aber deren Freude erreicht und erquickt sie noch im Jenseits. So heißt es im Schwed. Volkslied, Macht des Kummers:

Denn jegliche Zähre, die deinem Aug' entquillt,
Macht, daß sich mein Herz mit Blut anfüllt;
Doch jegliches Glück, das dein Herz bewegt,
Den Sarg voll duftiger Rosen mir legt.

Höllenleben.

Nur die in der Volkssage und im Kindermund fortgepflanzten Vorstellungen können hier erwähnt werden.

Der Rollhafen (der rauschende Kessel) bezeichnet in der Kindersprache die unterste Hölle. Wer den heiligen Storchen und Rauchschwalben Böses angethan hat, der kommt zu unterst in den Rollhafen; wer selbst dafür zu schlecht ist, kommt aufs Gufenbett, das ist ein Bette mit lauter Stecknadeln gefüllt. Alle ungetauft verstorbnen Kinder kommen in eine Art Vorhölle, Nobischratten und Nobiskrug genannt. Der Chratten ist ein tiefer, nach unten enger geflochtner Tragkorb. „So faren sie dahin in nobishauß, da der flamm zum fenster außschlecht, da brat man die öpfel auf dem simsem.“ Pauli, Schimpf und Ernst LII[b]. Augsb. 1542. Zwei Soldaten aus den Urkantonen liegen verwundet auf der Walstatt zu Vilmergen 1712, wo die kathol. Kantone geschlagen worden waren; der eine spricht sterbend zum andern:

Bät auch noch den Rosenkranz,
Daß du nicht lang müßest sitzen,
In dem Nobiskrug zu schwitzen.
Nun ade, mein lieber Franz!

Handschriftl. Komödie v. J. 1712. Bibl. Mur. F°. 66, Bl. 343, auf der Aarg. Staatsbiblioth.

Nobis pflegt man aus abyssus, Höllenschlund, zu erklären; während es ein mundartlich verkürztes Nachbars sein wird. Die Grenze Altonas gegen das Hamburgische Gebiet bildet das Nobisthor. Der Nobiskrug bezeichnet daher in Norddeutschland die Schenke, in welcher Nachbargemeinden auf ihrem Heimwege vom Markte noch einmal Einkehr nehmen. Diese paar Benennungen ergeben, daß man in der Unterwelt ein Gasthaus, ausgezeichnet durch die Größe seiner Fässer, Trinkgeschirre und Brodkörbe, erwartete, wo denn ein Jeder demjenigen nachlebt, was ihm sonst im Leben das Liebste gewesen war. Für

ſolcherlei grobrealiſtiſche Kinderwünſche iſt auch die Seele des Bauern nie zu alt, und wie weit man ihnen nachhängt, dies erweiſt ſich aus dem nun Folgenden.

Eſſend, trinkend, ſpielend, in ganzen Geſellſchaften wettkämpfend, ſpazierenfahrend und bei der Heimkehr abermals ſchmauſend, ſo denkt ſich der Volksverſtand das Leben und Treiben der Abgeſchiedenen. Zwar iſt die Vorſtellung von dem übeln Looſe der Böſen davon nicht ausgeſchloſſen; allein Niemand verweilt überhaupt gerne bei Sünde, Kummer und Qual, und ſo findet ſich denn auch die Hölle nach Möglichkeit erträglich ausgeſtattet. Schon im Zend-Aveſta (ed. Spiegel, Thl. 2, p. 162) „kommen die Seelen dorten den ſchlechten Herrſchern entgegen mit ſchlechten Speiſen", wie bei uns die Verdammten Klöße zu eſſen bekommen, aber ſteinerne. Wolf Heſſ. Sag. No. 231. Vor allem bedürfen die deutſchen Trinker in der Hölle des Braukeſſels. Eine Abbildung deſſelben findet ſich in Matthaei Raderi Bavaria Pia 1628. p. 21. Da darf Kaiſer Karl der Dicke, vom Engel des Herrn geführt, einen Blick thun in den Grund der Hölle, und ſieht zwiſchen ſteilen Wänden mitten in ſtrudelnden Gewäſſern einen ehernen Topf ſtehen. Aus dem Rande reicht bis zur Herzgrube ein Mann hervor mit flehend erhobenen Händen; dieß iſt Karls Vater, Ludwig. Malmesbury im Leben Ethelwulfs hat dieſe Viſion beſchrieben. Zeigt ihm unſere Speiſekammern, unſere Vorrathskammern, unſere Keller! rief Satan den Teufeln zu, und gieng mit dem Kredenzbecher der Seele des Landgrafen Ludwig entgegen. So erzählt Cäſarius von Heiſterbach ums Jahr 1250. Wolf DMS. No. 119. Man braucht ſich durch ſolche Verwilderung urſprünglicher Volksvorſtellungen nicht beirren zu laſſen; das Weſentliche, daß in der Geiſterküche (Aarg. Sag. No. 133) geſotten und gebraten wird, verbleibt, und die Kirche des Mittelalters war ebenfalls nicht abgeneigt, ſolcherlei Genüſſe des breiteſten zu ſchildern. „Was die Verdammten in der Hölle für Mahlzeiten halten, was ihnen da an Trank und Speiſe aufgeſetzt wird" — dies iſt Titel und Inhalt einer Predigt des bair. Auguſtinermönches Ign. Ertel: Amara dulcis. Nürnberg 1712, 371.

Ueber das Wohlleben der Verdammten reden folgende Angaben.

In der Hölle giebt es einen Ort, wo diejenigen hinkommen, die auf der Welt keinen erſchlagen, keinen Raub noch andere ſchwere Verbrechen begangen haben. Allda ſitzen die luſtigen Brüder all in einer pechſchwarzen Rauchkammer, die iſt von Spanlichtern erhellt; einſchenken und Span putzen müſſen die Teufel. Da trinken ſie Bier und Schnaps, ſchnupfen Breſil, rauchen Dreikönigsknaſter; karten, paſchen, beluxen einander; zerkriegen ſich, raufen, werden wieder gut mitſammen, ringen, häkeln, ſingen Schnaderhüpfeln. Panzer Bair. Sag. 1, p. 97. Große Herren, reiche Bierbrauer und Wirthinnen ſind unter ihnen; man hört das Erklingen der Becher und das Fallen aller Neune, wenn ſie Kegel ſchieben. Ihre Karten, Würfel und Damenbrette ſind von Eiſen, aber glühend, ihre weißen Roſſe ſtehen in der Nähe. Schönwerth Oberpfalz 3, p. 121. 142. Der flandriſche König Gambrinus, der zu Cameryk ſein rieſenhaftes Bildniß hat als erſter aller Bierbrauer, ſitzt an jedem erſten Mai zu Gräfenberg in Franken mit den alten Frankenkönigen tafelnd um den Teufelstiſch. Wolf Ndl. Sag. p. 679. Die Rittergeiſter des Schloſſes Wildenburg im Toggenburgiſchen ſitzen geſchaart im Kreiſe um Keſſel, welche zehnmal größer als die, worin man Käſe kocht, und bis zum Rande mit Goldſtücken gefüllt ſind. Ritterburgen der Schweiz 2, 442. Im badiſchen Orte Eichel zeigt man einen Stein, in welchem das Mühleſpiel ausgehauen iſt, und an einer Felsſpitze der Ruine Lichtenſtein die Fickmühle; hier fährt der Teufel mit dem Lichtenſteiner Ritter Mühle. Schöppner, Bair. Sagb. No. 961. 196. Dies ſind nur vereinzelte Züge des Satzes, daß die Todten tafeln, zu Gaſte laden oder ſelbſt zu Gaſt kommen.

Ein Junker in Herzogenbuſche ſtieß beim Heimgehen über den Kirchhof mit dem Fuße an einen Schädel und ſprach höhniſch, ſo komm heut auf mein Abendbrot zu mir! So geſchah's, der Todte ſetzte ſich bei ihm zu Tiſche. Wolf DMS. No. 116. Zwölf Geiſter kommen auf einem Wagen zu öſterreichiſch Altenmark ins Wirthshaus gefahren, und als ſie nach

der Zeche sich wieder entfernen, sprechen sie zu den Leuten: Euer Glück! Wolf Ztschr. 4, 142. Der Heidenhimmel, der in all diesen Erzählungen zur Hölle herabgesunken ist, verräth sich in den glühenden Kegelkugeln statt goldener; in den eisernen Spielkarten, statt jener Goldtafeln, mit denen die Asen im Grase des Idafeldes wettwerfen; in den steinernen Klößen statt jener Feiertagsspeise, welche die Göttermutter für den Berchtentag festgesetzt hat; im Trinken von Schnaps statt jenes Unsterblichkeitstrankes, dessen gedenkend Ragnar Lodhbrok starb unter den Worten:

Fröhlich mit den Asen
Meth ich werde trinken!

Der meklenburgische Ritter Molken in Dobberan ließ sich eine Grabschrift setzen, abgedruckt bei Tedeschi Unterhaltung. 1825. 2, 175. und bei Grimm Myth. 780., in der er seine Hoffnung ausspricht, mit seinem Herrn Jesu Christ tüchtig Kalte Schale zu trinken. Ebenso kreist in Walhalla der Becher und das fröhliche Trinkgelag der Helden währt ewig. Himmel und Hölle können nicht anders gedacht werden, als vermenschlicht. Daher sagte Swedenborg 1772, es gebe da Zimmer mit geheizten Oefen und mit Fenstern, und gleichfalls solcherlei Speisen, Teller und Messer, wie bei uns. Nun, wer weiß, versetzte ihm darauf sein Tischnachbar, ob wir dann nicht jetzt bereits im Himmel sind.

Nachtrag zu S. 209. J. Funkelin von Biel, Kt. Bern, schreibt in seinem Schauspiel Lazarus, Bern 1551:

Woluff und dran in Nobishuß,
Seht zu, s 'fürr schlecht schon oben uß.

Einzelsätze.

Ein Selbstmörder fault im Boden nicht und wird immer härter; die Würmer können ihn lange nicht anfressen.

Der Selbstmörder setzt seine Seele auf einen Zaunstecken aufs Feld und läßt Gott und Teufel drum streiten. Aus einer peinlichen Untersuchung zu Suhr v. J. 1653. Balthasars Helvetia 6, 451.

Sterben kann man nicht gut, wo sich Jemand entleibt hat.

Dem Meineidigen faulen noch bei Lebzeiten die Schwörfinger ab oder werden in der Sterbstunde schwarz.

Ein Baumschänder stirbt, wenn man den beschädigten Baum mit dem Wipfel in die Erde gräbt. Aargau. Sag. no. 72.

Das Schwein im Stalle, das beständig grunzt und nicht mehr fressen will, deutet auf einen Todesfall. Saumilch giebt man demjenigen zu trinken, der im Schrecken über ein Gespenst siech geworden ist.

Plötzlich erscheinende Schwärme von Fischen verkünden dem Land ein Sterben. Als 1419 zu Bern bei mehr als 3000 Salmen in der Aare gefangen wurden, sah man darin ein Vorzeichen von dem Einmarsche fremder Völker. Tillier, Bern. Gesch. 2, 547. Findet man im Fischteiche zu St. Moriz in Wallis eine Forelle todt, so deutet man es auf das Ende eines der dortigen Stiftsherren.

Das Rosten des Handwerkszeuges, des mitgetragnen Taschenmessers deutet auf des Eigenthümers Ende.

Wird der Kranke, dem man Schielkraut unters Hauptkissen legt, heiter gestimmt, so genest er, oder so umgekehrt.

Wer in kurzer Frist viermal nach einander vierblättrigen Klee findet, wird bald sterben.

Ebenso derjenige, dessen Trinkglas oder Spiegel ohne äußerliche Ursache zerspringt. Daher heißt es auch vom zersprungenen Spiegel: wer zum letztenmal in ihn geblickt, müsse sterben.

Je weiter die Furchen in der Handfläche ans Handende hinausreichen, um ſo näher ſteht man dem eignen Ende.

Um die Zeit, in der man bei Tag oder Nacht gewöhnlich entſchläft, wird man einſt ſterben.

Der Tod des kranken Vaters erfolgt, wenn ihn ſeiner Kinder anwidert.

Ißt man Nachts im Bette noch einen Apfel, ſo ſchaut einem dabei der Tod vor dem Fenſter zu.

Der Tod hat ein Kerbholz, einem Jeden ſteht ſein Ende drauf eingeſchnitten. Gegen dieſen Satz aus der Prädeſtinationslehre mußte die Freiburger Obrigkeit ihr Volk 1494 in einem beſondern Mandat verwarnen, welches glaubte, gegen die damals herſchende Peſt vermöge kein Mittel mehr zu helfen: wil, wie oft gehöret, die Zal deren, so an diser Sucht sterben söllen, angebeylet sye, voraus ins Kerbholz eingebrannt ſei.

Kinderreichthum und frühzeitiger Kindertod begegnen ſich in den Ehen Armer. Dieſe ſelbſt verſtehen auch dieſen Mißſtand in ein religiöſes Gerechtigkeitsſyſtem zu bringen: Die kleinere Schaar läßt uns Gott zu unſrer Freude und zum Erwerb; die arbeitsunfähige ſchwächliche Mehrzahl nimmt er wieder zurück, er theilt mit uns redlich.

Jemand ſtirbt, wenn das Ewige Licht in der Chorlampe flackert, oder wenn beim Seelgottesdienſte eine linke Altarkerze zur Unzeit ſelbſt erliſcht.

Sieht man einen Stern ſchießen, ſo heißts, nun ſei die Seele des jüngſt Verſtorbnen abgeholt worden.

Wurmlöcher, die ſich auf dem Rückweg vom Kirchhof zeigen, künden einen Todesfall.

Wer regelmäßig zu ſpät in die Kirche kam, bei dem wird das Leichengeläute ſchon geendet haben, bevor man mit ihm ans Grab gekommen iſt.

Beim Verſcheiden eines Menſchen bewegt ſich die Luft im Sterbezimmer mit leiſem Wehen.

Es ſtirbt im nächſten Jahre, wer in der heiligen Nacht

keinen Schatten wirft. (Stammt aus dem Rabbinenglauben, vergl. meine Abhandlung Ohne Schatten, ohne Seele.)

Knabenkraut aufs Dach gesteckt, zeigt, wenn es welkt, daß ein Entferntes nicht mehr am Leben ist.

Wer im Moment, wo ein Sterbender den letzten Athemzug thut, im Hause stolpert, stürzt sich zu todt.

Sterbende Frauen sehen ihrem Arzt und den Nächstverwandten ins Herz hinein.

Der Knochencultus.

1. Das rituell geschlachtete Opferthier.

Religionen, denen das Knochengerüste als Sitz des Lebens galt und in weiterer Folge als Mittel zum Wiederaufleben, mußten in ihrem Todtencultus den Gebeinen des Begrabenen besondere Sorgfalt widmen und eine gleiche auch auf den Knochenbau der Hausthiere übertragen, zumal so lange der Mensch im Hirtenstande lebte und auf die Heerde als auf sein tägliches Brod verwiesen war. Eine aargauer Bauernregel besagt: Schneidet man in die Knochen geschlachteter Schweine, so schmerzt es noch das gemetzelte Thier und die übrigen im Koben nehmen nicht mehr zu. Aus dem Hirtenleben der Israeliten stammt das Mosaische Gesetz, welches den Juden bis zur Stunde nicht erlaubt, das Schlachtvieh durch einen zerschmetternden Schlag auf den Schädel zu tödten, sondern befiehlt, es zu schächten. Dabei schneidet der jüdische Schächter bekanntlich den Hals bis auf die Muskelhaut der Halswirbel entzwei, diese Wirbel selbst aber muß er unzerschnitten lassen. Die Lehre der Rabbinen ist sich der ursprünglichen Absicht dieses Gesetzes nicht bewußt und hat daher verschiedene Erklärungen darüber erklügelt. Im Rückgrat, sagen sie, sitze das Beinlein Lus, unverbrennlich und unverweslich; es sei der Stoff, aus dem der neue Leib bei der Auferstehung gebildet wird. Eisenmenger, Entd. Judenth. 2, c. 16. Daher lautet eine der jüdischen Tischregeln, man soll das Mark aus den Knochen nicht auf den Eßteller ausklopfen, denn bei diesem Geräusche kämen die unreinen Geister in der Meinung herbei, man schlage sich unter ein-

ander; man solle vielmehr eine Krume Brod unter die Knochen legen, wenn sie zum Abtragen kommen. Buxtorf, Judenschul. 1643, 271. Dem wirklichen Sinn des Gebotes am nächsten kommend ist die Erklärung im Talmud, die Todtengebeine seien ehrwürdig, weil nach der Beerdigung die Habal de Garmin, der Hauch der Knochen, noch eine Weile ums Grab schwebt. Die Hauptstelle des mosaischen Schlachtungsgesetzes, welche jüdischen und christlichen Theologen so viel zu schaffen gegeben hat, ist indeß die beim Essen des Passahlammes ertheilte Vorschrift: Ihr sollt nichts von dem Fleisch hinaus vor das Haus tragen (d. h. wegwerfen) und sollt kein Bein an ihm zerbrechen. 2 Mos. 12, 46. — 4 Mos. 9, 12. Anstatt diese Stelle abermals in herkömmliche Konkordanz zu bringen mit Joh. 19, 33: Die Kriegsknechte brachen den Schächern die Gebeine, da sie aber zu ihm kamen, brachen sie ihm die Gebeine nicht — muß es der Wissenschaft willkommen sein, dieselbe Satzung durch mehrere altheidnische, zugleich historisch bestimmbare Thatsachen beglaubigt zu sehen. Darunter gehört die Opfersitte der Thauloniden zu Athen. Sobald nemlich diese Priester am Feste der Diipolien den Opferstier geschlagen hatten, mußten sie vorschriftsmäßig schleunig sich zur Flucht wenden. Denn indem sie dem Schlachtthier den Kopf zerschmetterten, handelten sie gegen Triptolemos älteres Gesetz, dessen zweite Satzung heißt: Du sollst die Thiere nicht verletzen. Waren sie nun in verstellter Flucht hinweg, so wurde die Haut des geschlagenen Stieres ausgestopft, aufgerichtet und an einen Pflug gespannt; indem also das Thier wieder auf seine Knochen gestellt war, schien es selbst wieder hergestellt. Dieser athenienfische Priesterbrauch kehrt wieder in der mittelalterlichen Kirchenlegende, welche Thomas Cantipratensis S. 246 erzählt in seinem Werke Bonum universale de apibus, Duaci 1627. Der Abt Wilhelm von Villers ließ aus Mitleid mit einem kranken hungernden Weibe den schönsten Ochsen des Klosters schlachten, schickte ihr den gewünschten Theil davon und sie war genesen. Am andern Morgen wollte der Klosterbruder, der das Thier geschlachtet hatte, auf dem Felde nach den Arbeitern sehen, und siehe, da gieng

jener ſchöne Ochſe im Pfluge wie vorhin. Der Mönch eilte erſtaunt in die Kammer heim, wo man das Fleiſch aufbewahrte, doch dieſes ſammt der Haut war hier verſchwunden und nicht die kleinſte Spur von Blut übrig. Auf welche Weiſe dieſes Wunder gewirkt wird, erfährt man aus einer großen Anzahl anderer Legenden, deren Quelle zugleich eine noch ältere iſt. Die Legenda aurea 124 erzählt im Leben des heil. Biſchofs Germanus, wie dieſer mit ſeinen Begleitern am britanniſchen Königshofe ungaſtlich abgewieſen, dagegen aber von einem armen Hirten aufgenommen wird, der den hungernden Fremden ſein einziges Kalb ſchlachtet. In einer aus Nennius, edd. Gunn S. 63, 64, ſtammenden Faſſung dieſer Legende heißt es nun weiter, Germanus habe ſeinen Gefährten eingeſchärft, daß ſie beim Eſſen ja kein Knöchlein zerbrächen*). Nach der Mahlzeit befahl er die Knochen auf der Haut des Thieres nach ihrer Ordnung zuſammen zu ſetzen, ſprach ſein Gebet darüber, und ohne Weilen war das Thier wieder lebendig. Der Heilige wird nun Hermann genannt. Berühmt iſt ſeine Wallfahrtskirche zu Biſchofmais im Bairiſchenwalde. Man opfert ihm daſelbſt in Eiſenblech geſchnittenes Vieh und gegen chroniſche Kopfleiden Menſchenköpfe aus gebranntem Thon, in denen Gerſtenkörner eingeſchloſſen ſind. Einzelne Wegbäume ſind daſelbſt mit dieſen groben rothbraunen Thonhäuptern reichlich wie ein alter Galgen behangen. Bavaria 1, 1001. Gleiches gilt vom iriſchen Landesheiligen Mochua-Cuan, deſſen Leben die Bollandiſten (1, 46. erſter Januar) mittheilen und das Wolf (Ztſchr. f. Myth. 1, 213) mit liebevoller Weisheit für die deutſche Mythengeſchichte bearbeitet hat. Der Heilige vermag ſeinen verſammelten Zuhörern, die auf weiten Wegen zu ſeiner Predigt kommen und hungrig ſind, nichts zu geben als die gezähmten Hirſche, mit denen er durch die Wildniſſe reiſen muß. Doch er ſchlachtet und kocht ſie ihnen unter dem Bedinge, daß niemand die Knochen zerbräche ſondern ſammle. Nachdem alle erſättigt waren, erhoben ſich auf ſein Gebet die

*) praecepit autem sociis suis, ut nullum os frangerent de ossibus vituli. Mone, Geſch. des Heidenthums 2, 459.

Hirsche aus den Knochenresten in alter Kraft. In dreifacher Gestalt macht sich bei einer und derselben deutschen Göttin die Wiederbelebung menschlicher oder thierischer Körper geltend, bei der Göttermutter nemlich, welche Hulda heißt, aber unter mehrfach wechselndem Namen in den mittelalterlichen Quellen wiederkehrt. Sie wird im Reinardus vulpes Herodias-Pharaildis genannt, eine Geisterkönigin, welcher der dritte Theil der Menschheit dient; antikisirt heißt sie alsdann Diana, zugleich aber mit fränkisch einheimischem Namen Pharaildis, d. i. Frau Hilde, mnl. Verelde, Frau Hulda. An jeden dieser drei Namen knüpft sich ein schätzbarer Einzel-Zug vorliegender Sage. Herodias, des Herodes Tochter, küßt in unerwidert gebliebner Liebe Johannis des Täufers abgeschlagenes Haupt, doch dieses hebt an entrüstet zu schnauben und zu blasen und jagt sie im Sturmwinde ruhelos auf ewig durch den Luftraum hin. Dies ist zur Strafe der am Tode des Täufers mitbetheiligten Heidin, weil sie sein Haupt, anstatt es wieder an den Rumpf zu fügen, widrig auf der Schüssel getragen bringt. Dieselbe Göttin wird dann auch Diana genannt, bald als Jagdgöttin, die abermals im Sturmwinde mit der Wilden Jagd durch die Lüfte fliegt; bald als Mondgottheit, die dem nächtlichen Zauber der Hexenfahrten und Teufelsmahlzeiten leuchten hilft. Dann wird Frau Holda zur Unholdin. So erscheint Herodias bei der Hexenversammlung in Ferrara als die Herrin Aller mit goldenem Stabe. Sie läßt die Knochen des zum Mahle geschlachteten Ochsen sämmtlich auf dessen ausgebreitete Haut zusammenlegen, dann knüpft sie die vier Hautenden zusammen, schwingt den Zauberstab drüber, belebt den Ochsen und läßt ihn wieder in seinen Stall heimführen. Myth. 1208. Endlich wird Pharaildis zur Heiligen und dasselbe Mirakel, das die Herodias unter den Hexen gewirkt, wird nun ihr beigelegt in den Actis SS. 4 Januar 1, 172. Die Klosterjungfrau Pharaildis trifft im Spätherbst eine Schaar Trappgänse in den Saaten des Klosterfeldes, treibt sie mit dem Stab wie eine Heerde zahmer Schafe nach Hause, sperrt sie in den Stall und hinterläßt den Auftrag, daß man die Thiere über Nacht ja in Ruhe lasse, dann begiebt sie sich

in die Clauſur. Allein einer der Leibeignen hat von dieſem Befehle nichts vernommen, er nimmt ſich einen Wildvogel und verzehrt ihn in Geſellſchaft ſeiner Bekannten. Als Pharaildis Morgens wieder kam und die Thiere paar um paar aus dem Stalle ließ, bemerkte ſie, daß eines fehle, und während ſie darnach ſuchte und ſah, plauderte es der Knabe jenes Leibeignen aus, daß man die Gans abgewürgt und gegeſſen habe. Sogleich ließ Pharaildis alle Knochen und Federn, ſoviel vom Thiere noch übrig waren, herbeibringen, ſetzte kunſtvoll alles wieder zuſammen, belebte die Gans und entließ ſie in ihre Freiheit. Pharaildis wird daher abgebildet mit einem Vogel in der Hand oder zu ihren Füßen. — Dieſe Legende gehört den Niederlanden an; der Name Pharaildis, aus Frau Hilde entſtellt, heißt mittelniederl. Vrônelde und Verelde, und die Milchſtraße ebenſo Vrôneldenstræt. Myth. 263. In gleicher Weiſe lehrt die Negermutter ihrem Knaben Nanni ein gegeſſenes Huhn durch Zuſammenſetzen der Federn und Knochen wieder beleben. KM. 3, no. 47. Chriſtus und Petrus kommen auf ihrer Wanderung müde und hungernd zu dem armen Schafhirten, der ſeine Thiere alle bis auf eins verloren hat. Als ſie ihm geſtehen, daß ſie ſterben würden, wenn ſie nicht bald ein wenig Fleiſch bekämen, ſchlachtet und brät er ihnen ſein Schaf. Nach dem Mahle ſprach Chriſtus zum Knaben des Armen, er ſolle nur die Knochen zuſammenleſen und alle ins Schaffell legen. Der Junge that's, dann giengen Alle ſchlafen. Ganz frühe aber ſtanden Chriſtus und Petrus auf, ſegneten das Haus und zogen ſtill ab. Als der Arme mit ſeinem Knaben erwachte, ſah er um ſich eine große Heerde Schafe, und vorne dran ſtand ſein geſtern geſchlachtetes Schaf friſch und geſund; auf der Stirn trug es einen Zettel, worauf ſtand: alle gehören dem Armen und ſeinem Jungen. Haltrich, Siebenbürg. Märchen no. 14. Der für die Einheriar täglich geſottene, aufgezehrte und allabendlich wieder ganzwerdende Tafeleber Sährimnir kann ſeine ewige Dauer ebenfalls bloß dem rituellen Tiſchbrauche verdanken, den die himmliſchen Genoſſen beobachten. Sie eſſen vorſchriftsgemäß nur des Ebers Speck, laſſen die Knochen unbe-

nagt und werfen sie in die ausgebreitete Haut des Thieres zusammen. Hat dann Thôrr die wunderkräftige Hammerweihe daran vollzogen, so wird das Gerippe sich ordnen und bekleiden und der Eber lebend emporspringen.

Nach dem Glauben der Tiroler- und Schweizer-Sennen kann man einem Rinde, ohne es dadurch zu schädigen oder zu tödten, so viel Fleisch als man will vom Leibe schneiden, nur darf man kein Beinlein verrücken. Die Aargau. Sag. 1, no. 224, 229. 230, mit den erklärenden Anmerkungen daselbst S. 384; sowie die Naturmythen pag. 122. bringen hierüber eine Reihe von Erzählungen, in denen vorstehender Glaubenssatz vielfältig zum Erweis kommt, immer darauf hinauslaufend, daß die Schonung des Knochengerüstes die wesentliche Bedingung ist zum Gedeihen des Thieres, von dem man ein Stück verzehrt, oder zur Wiederbelebung desjenigen, das man schon geschlachtet und aufgegessen hat. Die verzehrte Kuh wird selbst dann wieder lebendig, wenn gar nichts anderes mehr von ihr übrig sein würde „als das am Baren stehende Gerippe;" aber die wieder belebte wird immer hinkend bleiben, sobald man nur ein kleinstes Knöchlein von ihr mitgegessen hat (Aargau. Sag. 1, pag. 321). Das Vorbild sämmtlicher Erzählungen aus diesem Sagenkreise steht in der Edda. Gott Thôrr kommt mit dem Gespann seiner beiden Böcke beim Bauern Egill angefahren, schlachtet die Thiere zum Nachtmahl und läßt den Hofbauern sammt den Kindern miteſſen; doch sollen sie die abgenagten Knochen unzerbrochen in die Bocksfelle werfen. Des Bauern Sohn Thialfi ist lüstern nach dem Knochenmarke, schlägt mit dem Messer ein Schenkelbein entzwei und schlürft es aus. Am Morgen nimmt Thôrr seinen Hammer, weihet damit die in den Thierhäuten liegenden Knochen, die Böcke erstehen wieder, doch dem einen lahmt der Hinterfuß. — Das gewirkte Wunder erstreckt sich anfänglich nur erst auf die wilden Thiere: Hirsch, Trappgans, (Stein-) Bock, (Wild-) Schwein; alsdann folgen die Hausthiere: Ziege, Schwein, Kuh und Roß. In den Hochalpen kommt noch die Gemse dazu, wie nachfolgende mit aller Individualität ausgestattete Erzählung aus Zingerle's Tirol. Sag. no. 725. zeigt.

Auf dem Heimwege von der Alpe Seba im Oetzthal kam der Bauer Jenner in Platt über die Felswand der Goſtwend. Hier traf er zu ſeiner Ueberraſchung fünf Fräulein um ein Kind beſchäftigt, welches weinte und das man dann mit Milch ſtillte. Der Bauer zog ſein Stück Schwarzbrod hervor, und dies gefiel ſo ſehr, daß man ihn einlud da zu bleiben und mit ihnen zu eſſen. Eine ganze gebratene Gemſe wurde aufgetiſcht. Die alte Frau bedeutete ihn, ſichs ſchmecken zu laſſen, nur ſolle er ſich hüten, ein Beinlein zu verrücken. Er folgte; doch ſiehe, trotz aller Sorgfalt entſchlüpfte doch ein Beinlein am linken Fuß und kam aus ſeiner Fuge. Er geſtand es offen den Frauen. Sie beruhigten ihn: Es mache nicht ſo viel, es werde deswegen eben eine Gemſe nur ein wenig am linken Fuße hinken. So aß er ſich ſatt, ſagte ſein Vergeltsgott und kehrte munter nach Hauſe. Nach einiger Zeit, als er in jener Gegend auf die Jagd gieng, ſah er eine ganz abgemagerte Gemſe, die am linken Fuße hinkte. Er ſchoß ſie nicht, ſondern dachte: Ich laſſe dich erſt fetter werden. So wartete er drei Jahre; dann, ſchoß er ſie und ſchickte ſie dem damaligen Pfarrer von Platt dem Pater Ignazi. Als dieſer die Gemſe zerlegte, fand ſich, daß ihr eben jenes Beinlein am linken Fuße fehlte, das einſt der Jäger aus den Fugen gerückt hatte.

Alle zur Wiederbelebung des todten Thieres gehörenden Maßnahmen, das Knochen-zuſammenfügen, das Einſchlagen derſelben ins Fell und das Ueberſpritzen mit Lebenswaſſer, finden ſich zuſammen in der Indiſchen Märchenſammlung Pantſchatantra, überſ. von Benfey 2, S. 332 (V. Buch, 4. Erzählung), dargeſtellt in der Geſchichte von den Löwenmachern. Das hohe Alter derſelben leuchtet beſonders damit ein, daß ſie bereits in der Form des Apologs auftritt, der ſeinen gegebnen Stoff als allbekannt vorausſetzen darf und daher die dazu gehörenden älteren Thatſächlichkeiten in der Erzählung willkürlich überſpringt. Der todte Löwe wird aus ſeinen einzelnen Körpertheilen neu zuſammengefügt und belebt. Das Wie bleibt aber verſchwiegen, weil es hier nicht zum Zwecke der Fabel gehört. Sie lautet im Auszug ſo. Unter vier Brahmanenſöhnen

hatten dreie ſämmtliche Wiſſenſchaften erlernt, ermangelten aber aller Einſicht; einer dagegen hatte nichts gelernt, beſaß aber dagegen Einſicht. Sie hatten beſchloſſen, auf ihr Wiſſen in die Fremde zu gehen, Fürſtengunſt und Vermögen zu erwerben. Während ſie nun auf dem Wege dem vierten, der nichts ſtudirt hat, wieder umzukehren rathen, weil Fürſten für bloßen Verſtand ohne Gelehrtheit ihm doch kein Geſchenk machen würden, erblicken ſie in einem Walde die Gebeine eines todten Löwen. Da ſprach der eine: da liegt ein todtes Thier, laßt uns die Probe machen und es durch die Macht unſrer Wiſſenſchaften wieder beleben. — Ich verſtehe die Knochen zuſammen zu fügen, rief der Eine. Der Zweite ſagte: Ich liefere Fell, Fleiſch und Blut. Der Dritte ſprach, ich belebe es. Darauf fügte der erſte die Gebeine zuſammen, der zweite verband ſie durch Haut, Fleiſch und Blut, doch als der dritte eben daran war, ſie mit Leben zu verſehen, da verwies es ihm der Einſichtige, den man eben heim zu ſchicken willens geweſen war, und ſprach: Es iſt ein Löwe! wenn du ihn lebendig machſt, dann wird er uns alle zuſammen umbringen. Jener antwortete: Pfui, Unwiſſender, in meiner Hand ſoll die Kunſt nicht unfruchtbar ſein! Und der Unwiſſende ſprach darauf: Dann warte nur einen Augenblick, bis ich auf dieſen Baum hier geklettert bin. Nachdem dies ſo geſchehen und der Löwe lebendig gemacht war, ſprang dieſer auf und brachte alle drei um. Sobald er nach einem andern Ort gegangen war, ſtieg der Einſichtige vom Baum herab und gieng nach Hauſe. Daher ſage ich: Beſſer Einſicht, als ſolch Wiſſen.

Die Weiſſagung aus den Knochen des geſchlachteten Thieres begreift man unter dem Namen Schulterblattſchau. In Vintlers Blume der Tugend, gedruckt in Zingerles Tirol. Sitt. pag. 192, wird ſie unter andern abergläubiſchen Mitteln mit aufgezählt:

die sechen an dem schulterpain,
was dem menschen sol geschechen.

Heut zu Tage kennt man nur beim Schlachten der Gans und des Schweines den ſchon ins Scherzhafte gewendeten

Brauch. Je nachdem das Bruſtbein der Martinsgans, wenn man es an der Stubendiele aufgehangen, ſich weiß oder braun färbt, wird der Winter gelind oder kalt. Der Deutſchorden in Preußen unternahm im Jahre 1455 ſeinen Feldzug nach dieſer von dem Gansbein angekündigten Witterungsbeſtimmung. Myth. Abgl. LXVI. Man nennt es Lügenbein, weil es als falſcher Wetterprophet erkannt iſt; nach einer mehr alterthümlich lautenden Erklärung aber dreht es, droben an der Stubendiele am Faden aufgehängt, ſich ſo oft herum, als Jemand in ſelbiger Stube vermeſſen redet. In Deutſchböhmen heißt es nach ſeiner Geſtalt der Schlitten; zwei Perſonen halten es an beiden Enden feſt und ziehen in die Wette, wer dabei ein Stückchen davon abbricht, der ſtirbt früher.

Beim Schweineſchlachten werden zwei Knochen in ähnlicher Weiſe behandelt, der Zungenknochen, Gabel genannt, und ein oberer Halswirbelknochen, genannt König. In letzterem glaubt man die Geſtalt eines in einer Metzgerskufe liegenden Männchens zu ſehen und nennt ihn daher den Säuludi. Lütolf, Fünfort. Sag. pag. 112. Vornehmlich aus der Gabel wird prophezeit und wo nun nicht mehr, da dient ſie den Kindern noch zur Verfertigung ihrer ſogen. Springfröſche.

2. Menſchengebeine als Reliquien, Schädel als Trinkſchalen.

Der Knochencultus, auf den ſich das klaſſiſche Alterthum hiſtoriſch ſelbſt beruft, läßt in jene früheſte Periode zurückblicken, da man die Leiche noch nicht verbrannte, ſondern durch das Begraben ſo lange als möglich gegen die Verweſung ſchützte.

Aus Pelops Gebeinen ſoll Abaris das Palladium gefertigt und den Trojanern gegeben haben (Clemens Alexandr. ad gent. pag. 30), ſein Schulterblatt wurde zu Elis vorgezeigt und galt für heilkräftig (Plinius H. N. 28, 4). Des Oreſtes Gebeine wurden in Tegea ausgegraben und nach Sparta verſetzt, damit man im Kriege gegen Tegea ſiegreich würde. Herodot 1, 68. Des Theſeus Gebeine erhebt Kimon auf der Inſel Skyros und bringt ſie dem Befehle des Orakels gemäß nach Athen. Plutarch im Theſeus c. 36. Die Gebeine des zu Magneſia im Exil verſtorbnen Themiſtokles werden heimlich nach Attika geſchafft und von den Freunden beſtattet. Thukydides 1, 138. Dieſe Beiſpiele gehören Grimms GDS. 149 an, der daſelbſt mit ihnen auf den germaniſchen und mittelalterlichen Brauch übergeht, aus Menſchenſchädeln bei Feſten zum Andenken an Geliebte oder Heilige einen feierlichen Umtrunk zu halten. Unſer Weg hier iſt derſelbe, doch mit dem Unterſchiede, daß wir mit unſerm ſelbſt erworbnen Material zugleich ein anderes Ziel ſuchen.

Die vielerlei Heiligen, die zu Folge der Legende und nach typiſchgewordner Abbildung ihre abgeſchlagenen Häupter in den Händen tragen, ſtellen nach kirchlicher Deutung die Glaubensſtärke dar, mit der ſie den Martyrertod erlitten und überwunden haben. Dagegen aber contraſtirt der kirchliche Brauch, ſolcherlei aufbewahrte Schädel als Trinkgeſchirre zu verwenden und zur Ausſpendung des geſegneten Weines unter der verſammelten Gemeinde herum zu reichen. Als je älter dieſer Brauch örtlich nachgewieſen werden kann, um ſo beſtimmter gehört er alsdann der vom Chriſtenthum weit abliegenden Heidenſitte an, Libationen für die Todten darzubringen und den Minnetrunk zu ihrem Gedächtniſſe abzuhalten. Der Germane, der am Feiertage zum Gedächtniſſe der Gottheit mit ſeiner Sippſchaft aus der Opferkufe trank, bot bei Einzelgelagen einen Beuteſchädel als Trophä unter den Gäſten herum, und ließ ihn mit Bier gefüllt zur Erinnerung an die Waffenthat austrinken. Denn Kopf und Kufe iſt ſprachlich ſynonym, Trinkſchale und Hirnſchale ſchließen denſelben Begriff in ſich.

Von dieſer auch bei den Celten üblich geweſenen Sitte ſagt Silius Italicus lib. 13:

At Celtae vacui capitis circumdare gaudent
Ossa (nefas) auro, et mensis ea pocula servant.

Unzweifelhaft iſt insgleiche der deutſch-heidniſche Brauch. Der Geſchichtſchreiber Paulus Diakonus verſichert, er habe die Hirnſchale Kunimunds, des Gepidenkönigs, an der Königstafel als Prunkgeſchirr von Hand zu Hand gehen ſehen. Daſelbſt iſt erzählt, der Langobardenkönig habe aus dem Schädel des von ihm erlegten Gepidenkönigs Kunimund eine Trinkſchale machen und ſie zu Verona durch Roſimunde, des Erſchlagnen Tochter, mit Wein gefüllt an der Tafel kredenzen laſſen.*) Die Gesta Romanorum c. 56 ſchildern die Einkehr eines Fremden in einem prächtig eingerichteten Herzogsſchloſſe, der Gaſt bewundert des Herzogs Glück und ſeiner Gemahlin Schönheit. Doch da die Mahlzeit beginnt, ſieht er, wie der Frau ihr Eſſen in einem Todtenkopfe vorgeſetzt wird, und erfährt, dieſer Schädel ſei derjenige eines Mannes, der als Verführer der Herzogin von deren Gemahl getödtet worden ſei. Dieſer Novelle hat Fr. v. Stolberg ſeine einſt berühmt geweſene Romanze, die Büßende, nachgeſchrieben. Es iſt die Erneuerung der Sage vom Langobardenfürſten Alboin, der ſeine Gemahlin Roſimunde zwang, aus der Hirnſchale ihres Vaters zu trinken, und aus Rache dafür von ihr erſchlagen wurde.

Man hat angenommen, daß ſelbſt die Trinkgefäße in Walhall Menſchenſchädel geweſen ſeien, weil man in Ragnar Lodhbroks Sterbelied „Biarkamal" die beiden Verſe, Str. 25:

Dreckom bjór at bragdi
Or bjúgvidom hausa

bisher ſo überſetzte: Aus den Schädeln der Feinde trinken wir Hirnmoſt. Allein ſchon Rußwurm, Nord. Sag. 1842, 220 hat das richtige Verſtändniß hergeſtellt: Bald trinken das Bier

*) Veritatem in Christo loquor, ego hoc poculum vidi in quodam die festo Ratchis principem, ut illud convivis suis ostentaret, manu tenentem. Paul. Diac. 2, c. 28.

wir aus herrlichen Hörnern; denn die aus dem Gehörne der Thierhäupter gemachten Trinkgeschirre nennt eben das Lied „die Krummhölzer der Häupter." Trinkhörner statt des Kelches dienten selbst noch im 12. Jahrh. zur kirchlichen Ausspendung des Abendmahles. Grieshaber, altd. Predigten 2, XXXII. Im Folgenden reihe ich zu den von J. Grimm aufgezählten Exemplaren kirchlich verwendeter Trinkschädel noch einige, nicht minder historisch beglaubigte. Das Benediktinerkloster zum St. Gumpertus in Ansbach ist urkundlich 750 genannt und wird 787 von Karl dem Großen mit Freiheiten begabt; es ließ die umwohnenden wendischen Heiden aus dem wunderthätigen Gumpertusschädel Heilung trinken, wuchs darüber zum Wallfahrtsorte an und gab so den ersten Anlaß zur Entstehung der nachmaligen Stadt. Als der heiligen Anna von Klingnau Leiche ausgegraben wurde, trank eine erkrankte Klosterschwester aus deren Schädel. Murer, Helvet. Sacra 334b. Fieberkranken gab man zu Trier aus der silbergefaßten Hirnschale des hl. Theodul zu trinken; aus derjenigen des heil. Quirinus zu Neuß trank i. J. 1465 der Reisende Leo von Rozmital. „So lang die in Silber gefaßte Hirnschal des heil. Sebastian zu Eberspers in Oberbayern aufbehalten und der geweihte Wein dem dahin wallfartenden Volk daraus zu trinken gereichet wird, hat die Pest in diesen Gegenden niemalen mehr ihren Sitz nehmen dörfen." Vierte Festpredigt zum hundertjährigen Jubiläum der Sebastians bruderschaft zu Aichach. Augsburg 1757, pag. 101. —

Einem theilweise andern Zwecke dienen die nachfolgenden Reliquien. Die Hirnschale des heil. Erhard zu Regensburg wurde dem, der diese Zeilen schreibt, vom Sakristan daselbst als diejenige des hl. Emmeram vorgewiesen; sie hat die Form eines Beckens, ist durchaus in vergoldetes Silber gefaßt und läßt mittels eines kleinen Schiebbleches auf das Cranium hineinblicken. Das Haupt des heil. Makarius in der Marienkapelle zu Würzburg wird alljährlich den Gläubigen aufgesetzt, es ist eine Assekuranz gegen Kopfweh. Bavaria 4, 220. Ebenso besaß man ein Haupt des heil. Johannes zu Rankwil in Oberschwaben, ein

zweites von ihm zu Feldkirch in Vorarlberg, das man sich gegen Kopfweh auflegen ließ; und ein drittes von ihm wurde zu Dijon in der dortigen Benedictinerkirche zum Küssen herum gereicht. Urban Keller, Gegen den Aberglauben 1786, 456. 247. Im Kloster Novalese holte man bei Feuersgefahr aus dem Grabe Walthers den Schädel seines Enkels Rathald hervor. Grimm DS. 2, pag. 61. Hier wehrt der herbeigetragne Schädel den Flammen, an andern Orten läßt er sie losbrechen, sobald er von seiner Stelle gerückt wird; so in oberfränkisch Weißenstadt. Am Fuße des Kirchthurmes dieser Stadt befand sich das Grab eines Zigeuners, von dem es hieß, so lange es ungestört bliebe, könne im Orte kein Brand ausbrechen. Bei Gelegenheit einer Bauänderung wurden 1823 an dieser Stelle Gebeine ausgegraben, unter denen der Bürgermeister einen Schädel mit sich nahm. Desselben Jahres noch brannte die Stadt ab. Bavaria 3, 301.

Ein doppelter Glaube liegt in diesen Einzelheiten; die Gebeine des Heiligen oder Helden werden ein Schutzgeist desjenigen Ortes, der sie verwahrt, und das Trinken aus dem verwahrten Schädel ist heilkräftig. Daher wird der St. Johannissegen allen Reisenden zu ihrer Sicherheit verabreicht. Als Mabillon 1683 die Schweiz bereiste, traf er diese Sitte in jedem Gasthause: „Im Augenblick der Abreise trinkt man Euch noch eine Gesundheit zu von St. Johannis wegen.“ Iter German. Hamburg 1717, 12—41. Und C. Geßner im Thierbuch XLVI. sagt davon: „Herculis trunk, das ist, wie wir sagen, Sant Johanns mantel.“ Ein großer Schluck, will er sagen, ist eben so gut als ein warmer Reisemantel. Wer aus dem Schädel eines Armen Sünders trinkt, hilft sich damit gegen die Epilepsie. Schönwerth, Oberpf. Sag. 3, 204. Aber die am Orte altverwahrten Gebeine dürfen von diesem nicht entfernt werden, sie sind dessen Palladium. Um Wittekinds Gebeine, die in Enger begraben waren, stritt sich Herford und brachte sie 1414 an sich, sie kamen im Jahre 1821 schließlich wieder nach Enger zurück. Wachsmuth, Gesch. deutscher Nationalität 2, 135. Des Virgilius Gebeine waren zu Neapel im

Castel d'uovo in einem Sack hinter einem Eisengitter verwahrt. Als zur Zeit König Rogers von Sicilien ein weiser Meister sich dieselben erbat, empörte sich das ganze Volk, weil Neapels Glück an ihrem Besitze hänge und ihre Entfernung von hier das Meer aufrühren und den Himmel verfinstern würde. Gemeinschaftlich erzählen hievon die beiden Geschichtschreiber Konrad von Querfurt in seinem 1194 aus Sicilien an den Hildesheimer Convent gerichteten Schreiben, und Gervasius von Tilbury in seinem 1212 verfaßten Werke Otia imperialia. In gleicher Weise wurden auf Island die Gebeine der Begrabnen gesammelt und in einem Sack hinter der Kirchenthüre aufbewahrt. Maurer, Isländ. Sagen 134. Die Schweden glaubten, an den Besitz von Freys Leichnam sei Fruchtbarkeit und Frieden des Landes gebunden, drum wurde er nicht herkömmlich verbrannt, sondern unversehrt im Hügel beigesetzt, ebenso wurde König Hálfdan Svarti an vier Stätten beerdigt, um dem Lande vierfache Fruchtbarkeit zu verleihen, und man zeigte seine verschiedenen Gräber her. Grimm, Kl. Schrift. 2, 266.

Viele dieser eben erwähnten Sagen und Bräuche deuten auf eine Periode der Völker zurück, wo sie als Nomaden oder Eroberer auf der Wanderschaft begriffen und noch ohne die festen Punkte sind, die Gebeine ihrer Ahnen bleibend bestatten zu können. Diese werden daher wieder ausgegraben und mit hinweg geführt, so oft man den Wohnplatz wechseln muß. Hat sich nun von den schon früher in gleicher Weise mitgeschleppten Gebeinen inzwischen das Meiste verloren, so reicht der Schädel oder ein einzelner Röhrknochen zum Andenken hin und macht eine abermalige Wanderung mit. Diese Pflicht gegen die Todten ist auch den rohesten Volksstämmen heilig. Die Guinea von Axim schneiden dem außer der Heimat sterbenden Anverwandten Arm oder Bein ab, man kocht und säubert das Stück und nimmt es zur feierlichen Bestattung mit heim. Der nordamerikanische Indianerstamm der Abiponer verknüpft diese Sitte bereits mit dem Glauben an die Fortdauer der Seele. Ist ein Freund auf dem Schlachtfelde gefallen, so ziehen sie seine Leiche

mitten aus den Feinden heraus und bringen sie nach dem heimatlichen Begräbnißplatze. Um sich die Last zu erleichtern, lösen sie das Fleisch von den Knochen und vergraben es; die Knochen werden sorgfältig in Leder verpackt nach Hause gebracht. In dieser Form nehmen sie auch bei Auswanderungen ihre Todten mit hinweg. Klemm, Kulturgesch. 3, 297 und 2, 98. Sogar bei den Kanibalen macht sich ein ähnlicher Brauch geltend, obschon gepaart mit dem schenßlichen Gelüste einer stets von Hunger geplagten Menschenfresserei. Nach Spix-Martius Brasil. Reise 2, 692 grub ein Camacanerweib die Ueberreste ihres vor etlichen Monaten gestorbnen Kindes aus, schabte die Gebeine ab, kochte sie sammt den fleischigen Theilen, trank die Brühe, wickelte dann die Knochen reinlich in Palmblätter ein und begrub sie von neuem. Und damit man diese Erzählung nicht unnöthiger Weise bezweifle, so erhält man sie neuerdings aus Hochstetters Reisetagebuch der österreich. Fregatte Novara, dritter Theil. Hier ist der Schauplatz Australien. Die Leiche eines eben verstorbenen Knaben wird von seinen Verwandten über dem Feuer gebraten und gegessen. Vater und Mutter sind beim Vorgang mit zugegen und stoßen laute Klageschreie aus. Herz, Leber und Eingeweide werden unter die anwesenden Krieger vertheilt, die gerösteten Oberschenkel, als die größten Leckerbissen, werden von den Eltern selbst verzehrt. Schädel und Knochen packten die Eingebornen schließlich sorgfältig zusammen und nahmen sie in ihren Säcken aus Grasgeflechte auf die Reise mit.

Dieselbe Sitte läßt sich und aus denselben Gründen im deutschen Mittelalter nachweisen. Sie wird zuerst bezeugt durch eine Stelle der vita S. Arnulfi Metens. cap. 1, 12. Acta SS. 18. Juli. Als auf der Reise des Königs Dagobert I. (um 621) nach Thüringen ein Vornehmer in seinem Gefolge tödtlich erkrankte und weder fort zu schaffen war noch hier zurück gelassen werden konnte, beschloß man nach heidnischer Sitte (more gentilium) der Leiche den Kopf abzuschneiden und den Körper zu verbrennen. Jedoch Bischof Arnulf beugte diesem Greuel durch eine wunderbare Heilung vor. Aehnliches berichten aus

dem Jahre 1197 die Reinhardsbrunner Annalen (edd. Wegele 1854, pag. 49—52) vom Tode des Thüringer Landgrafen Ludwig des Frommen, der auf dem Kreuzzuge in Syrien ſtarb. Man brachte ſeine Leiche von Akon nach Cypern: ubi evisceratis ejusdem principis visceribus et in sartagine excocto cadavere quidquid carneum, quidquid medullosum fuerat, in quodam Cypri sacello sepultum est. Die Gebeine überbrachten im gleichen Jahre ſeine Gefährten nach Reinhardsbrunn. Noch mehrere andere Nachrichten gleicher Art hat aus Jaffé's mir nicht zugänglich geweſner Diſſertation De arte medica Saeculi XII, Berlin 1853, Mannhardt in den German. Mythen 73 angeführt, ſie betreffen die Sitte deutſcher Heere, bei Niederlagen oder Peſtfällen die Leichen der Vornehmen zu zerſchneiden, auszukochen und das Gebein mit in die Heimat zu nehmen. Pabſt Bonifacius VIII. (regierte 1294—1303) befiehlt diejenigen mit der Excommunication zu beſtrafen, welche die Leichen ſolcher, ſo außer Landes ſterben, zerſtücken und kochen, um ſie ſo bequemer mit ſich in die Heimat führen zu können: defunctorum corpora sic impie ac crudeliter non tractentur. Die Kirche iſt bei dieſer Anſchauung verblieben, das Volk jedoch öfters noch in ſeine alten Gewohnheiten zurückgefallen. Zu den vielen Belegen dieſer Barbarenſitte, die in Grimms GDS. verzeichnet ſtehen, hat Uhland, Geſch. der Dichtung und Sage 3, 152 nachfolgende zwei Züge geſammelt. Aus Arnulph. Mediolanens. 52, c. 9. pag. 734 zum Jahre 1037: Odonem impugnans viriliter dux Gothefredus vehementi facta congressione in momento prostravit ejusque caput avulsum humeris fertur in Italiam direxisse. Geſchichtlich noch um 1517 knüpft der Schotte Wedderburn, als Rächer ſeines hingerichteten Häuptlings, den abgeſchlagenen Kopf eines Gegners mit den Haaren an ſeinen Sattelbogen. W. Scott, Minstrelsy of the scotish border (1812) Vol. 1, Einleit. XIII. In Tirol gilt die Meinung, daß der Kopf das Haus der Seele ſei. Als vor einigen Jahren ein tiroler Wildſchütze aus Biberwier erſchoſſen und ſein Leichnam in einen ſchaurigen Abgrund gefallen war, feilten ſeine

Kameraden einen in die Tiefe hinab, der dem Todten den Kopf abschneiden und heraufbringen mußte. Der unter Lebensgefahr geholte Kopf wurde nach Biberwier gebracht und auf dortigem Gottesacker beigesetzt. Zingerle in Wolfs Zeitschr. für Myth. 4, 151. Als der Wahn des Vampyrismus wüthete, entstand der Justizbrauch, die deshalb angeschuldigten Leichen wieder auszugraben, zu pfählen, zu enthaupten, ihr Blut unter das Brodmehl zu verbacken und es von den Kranken als Heilmittel essen zu lassen. Bei einem solchen Falle in der Provinz Posen fanden sich die mit beigezogenen Priester wegen Entweihung der Gräber in ihrem Gewissen beunruhigt und fragten darüber bei der Sorbonne in Paris an. Ihr Schreiben ist vom 9. Jan. 1693. Der Abt Calme theilt den Entscheid der Sorbonne mit: Excommunicirt sei, wer nur ein oder das andere Glied einer Leiche abschneidet; der Verstorbne und sein Grab müssen geheiligt bleiben. Abhandlung von den Vampyren, deutsch. Augsburg 1751. Aus dem früheren Ritus, der bei Leichenverbrennungen in Indien der giltige war, hat Max Müller in der Zeitschrift der Deutsch. Morgenl. Gesellschaft, Band 9 (Todtenbestattung bei den Brahmanen) Züge mitgetheilt, durch welche die eben erzählten ihre gänzliche Erklärung erhalten. Ist Jemand in der Fremde gestorben, so werden die Gebeine seiner dort verbrannten Leiche in die Heimat geschafft. Hier legt man sie auf einem über den Scheiterhaufen gebreiteten schwarzen Ziegenfelle nach der Gestalt eines Menschen zusammen, reibt sie mit Butter, belegt sie gliederweise mit den entsprechenden Gliedern einer zum Todtenopfer geschlachteten Kuh, schlägt alles zusammen in die Ziegenhaut ein, entzündet den Scheiterhaufen und spricht folgende an die Leiche selbst gerichtete Verse aus Rigveda:

Nimm von den Kühen die feuerfeste Rüstung,
Umhülle dich mit ihrem Fett und Marke,
Daß nicht der wilde, flammenfrohe Agni,
Der Wüthrich, rings versengend dich umfange.

„Die feuerfeste Rüstung der Kühe" ist das Thiergerippe, das dem Menschengerippe als Ersatzmittel für jeden Einzelknochen

mitgegeben wird, welcher ſchon verloren ſein oder ganz im Feuer (Agni) mitverbrennen könnte. In Ermanglung einer Kuh werden die Theile dieſes Thieres in Kuchenform gebacken auf die Leiche gelegt. Geht der Leichnam ganz verloren, ſo muß man 360 Palaſa-Stiele (ſo viele Blattſtiele als man Körperknochen anzunehmen pflegt) in das genannte Ziegenfell wickeln und den Leichenbrand wie vorher vollziehen. (Mannhardt in Wolfs Ztſchr. für Myth. 4, 422.) Dieſer Palaſa iſt der indiſche Lebensbaum, er hat dreiſtändige gefiederte Blätter, ſcharlachrothe Blüthen und rothen Saft. Kuhn, Feuerraub 192. Ein gleicher Lebensbaum als Mittel geiſtiger Wiedergeburt erſcheint im deutſchen Glauben. Rauch und Feuer geht unter dem Machandelbaum auf, wo die Schweſter die Knochen ihres Brüderchens hingetragen, und letzteres erſteht darauf vom Tode. Der Machandel-Wachholder iſt der belebende juniperus, deſſen Namen man bekanntlich ableitet a junior et pario; Queckholder beſagt, daß er erquickt, belebt. Daher heißt es zutreffend in Konrads von Megenberg Buch der Natur (Augsburg, Schönſperger 1499, Blatt t 4 c): „Juniperus der krametbaum heißt in meiner müterlichen teutſch ein wechalter. Man ſpricht, das der kramet helff für der gelider müden, und darumb ſo ettlich müd werden, ſo ſchlaffen ſy vnder des baumes ſchatten.“ Olaus Magnus Quest. Septentrion. lib. 16, 130 behauptet, man habe beim Leichenbrande gothiſcher Fürſten ſich des Wachholders bedient: mos antiquorum erat, cadavera principum flammis juniperi ligni compurere. Der indiſche Palaſa und der eddiſche Hoddmimir ſind alſo gleichmäßig die Bäume, aus denen ein unterbrochnes Menſchenleben erneut hervorgeht. Wie das erſte Menſchenpaar Aſkr und Embla aus der Waldeſche erſchaffen ſind, ſo tritt nach dem neuen Himmel und der erneuten Erde das neugeſchaffne Menſchenpaar aus der Himmelseſche hervor, aus dem Baume des Paradieſes.

3. Der Erſatzknochen.

Der durch Jagd und Krieg mit Wunden und Verſtümmelungen genugſam vertraut gewordene Germane durfte nicht hoffen, alle ſeine Gliedmaße unverſehrt mit ins Grab bringen zu können, während zugleich ſein Glaube an die ſinnliche Fortdauer nach dem Tode es ihm ſtets wiederholte, der Genuß der Seligkeit ſei unzertrennlich an die körperliche Vollkommenheit und Wohlgeſtalt geknüpft, mit der man unter den Unſterblichen erſcheine. Auch noch eine andre grauſame Vorſtellung, aus ſeinem eignen Rechtsleben entſprungen, miſchte ſich unter ſeine Todesgedanken, die Vorſtellung nemlich von dem langen gefährlichen Wege ins Todtenreich und von dem Zoll, der bei der Ueberfahrt über den Todtenſtrom oder an der Geiſterbrücke Gjallar ſelbſt erlegt werden mußte. Wer nicht Schätze und Gold bei ſich hatte, mußte hier gliederweiſe mit ſeinem eignen Leibe bezahlen.

Der linke Fuß, weil er in den Stegreif tritt, und die rechte Hand, weil ſie den Stoßvogel trägt, wird in peinlicher Strafe abgehauen (Grimm RA. 705); alſo konnte denn auch der Todtenfährmann ſich leiblich bezahlt machen wollen. Wer über die Schelde ſetzen will, muß dem Rieſen dorten die rechte Hand zum Zoll laſſen. Wolf, Ndl. Sag. Nr. 53. Ich zerbeiße dich, und dann iſt Alles bezahlt, ſagt der Rieſenfährmann zum Soldaten. Zingerle, Märch. 1, 2.

Der Verſtand ſah ſich genöthigt, dieſen Satzungen des Jenſeits durch andere im Dieſſeits zuvorzukommen und dieſe auf bürgerliches und religiöſes Leben, auf Krieg und Frieden, auf Lebende und Todte auszudehnen. Es wurde daher jedem einzelnen Körpergliede bis auf den kleinen Finger hinab ſein eignes Wergeld, ſeine ganze Werthſumme, rechtskräftig angeſetzt und der Schädigende zur Erlegung dieſes Betrages gerichtlich verhalten; ebenſo wurden den Leichen, nicht bloß verſtümmelten, ſondern auch den ganzen und heilen Körpern, Erſatzglieder mit ins Grab gegeben. Damit war der Gefahr

vorgebeugt, an der Todtenbrücke ohne Fährgeld, und im Himmel verstümmelt erscheinen zu müssen. Von der Todtenmünze ist in den „Oberdeutschen Leichenbräuchen" S. 189 bereits gehandelt, auf die Ersatzglieder gehen wir nun über.

Die fränkische Kirchenversammlung, welche 743 zu Leptinä im Hennegau eine Reihe Heidenbräuche verurtheilt und in dem Indiculus superstitionum et paganiarum verzeichnet hat, verdammt cap. 29 den Brauch, menschliche Gliedmaße oder Modelle solcher religiös anzuwenden: de ligneis pedibus vel manibus pagano ritu. Solcherlei hölzerne Füße und Hände hat man 1847 auf dem Todtenfelde von Oberflacht am Lupfen im würtemberg. OA. Tuttlingen aufgefunden. Je ein hölzerner Fuß in Form von Schnabelschuhen mit tief eingeschnittnen Ornamenten lag zu jeder Seite der Leiche, bei einer andern lagen hölzerne Hände. Seither hat man in Heidengräbern statt dieser Gliedermodelle wirkliche Ersatzschädel aufgefunden, die von einer fremden Leiche, etwa der eines Sklaven genommen und der örtlichen einzelnen zu ihrem Haupte beigelegt waren. Folgende Funde erwähnt Weinhold, Heidnische Todtenbestattung in Deutschland. Ein Hügelgrab zu Olmütz in Mähren enthielt die Knochen zweier Skelete, eines männlichen und weiblichen Körpers, mit einem einzigen Schädel, so geordnet, daß ungefähr die Umrisse Eines Gerippes nachgeahmt waren. Mitten hinein war Leichenasche geschüttet. Die Beigaben, ein Beil von Grünstein, zwei Messer von Hornstein, weisen auf eine sehr frühe Zeit. Die Heidengräber zu Ranis im thüringischen Orlagau zeigen in einem Leichenhügel vier Schädel ohne andere Leibestheile. Bau und Fundstücke dieser Gräber weisen ihnen eine Zeit an, die vor der Eroberung Thüringens durch die Franken liegt. Im Todtenacker bei Nennig an der Mosel lagen zwei Köpfe bei einem einzigen Gerippe. Gleiches traf man auch in dem Grabe Childerichs zu Doornik, das man im Jahre 1653 öffnete. Hier fand man ein Schwert mit Goldgriff, eine Goldschnalle, über hundert römische Goldmünzen, alle des V. Jahrhunderts, 300 goldne Bienen aus dem gestickten Königsmantel. Neben den Knochen eines großgewachsnen

Mannes (Childerich starb 481 als Heide) lag der vom Rumpf gelöste Schädel eines Jünglings. So liegt im Altare der Pfarrkirche zu Hiltisrieden, Kt. Luzern, ein heil. Leib zur Verehrung ausgesetzt, welcher zwei linke Beine hat, und obschon es darüber manche Nachbarsspöttereien giebt, entfernt man doch das eine unpassende Bein keineswegs. Aus persönlicher Erinnerung stammt folgender Glaubenszug. Uns Kindern wurde öfters ein Militairpensionär gezeigt aus jener Zahl, die der letzte Ansbacher Markgraf gemeinsam mit den Hessischen Soldaten den Engländern nach Amerika verkauft hatte. Alle die Knochensplitter, die ihm der amerikanische Feldscherer aus dem Leibe geschnitten hatte, pflegte er in einer Schachtel mit sich herum zu tragen. „So schmerzen mich die Wunden nicht," antwortete er, wenn man um den Grund fragte.

Wir suchen die Erklärung dieser sonst so räthselhaften Bestattungsbräuche in dem fixen Geldwerth, zu dem jedes einzelne Körperglied im altrömischen und im altdeutschen Rechte geschätzt ist, je nachdem ein Freier oder ein Unfreier verletzt ist,*) und finden diese Knochenschatzung veranlaßt durch den ursprünglichen Glauben, Lebens- und Fortpflanzungsvermögen habe seine Quelle im Knochen und Knochenmark. Aus Adams Rippe ist Eva geschaffen, in des Vaters Hüfte wird der noch ungeborne Dionysos ausgetragen (imperfectus adhuc infans patrio insuitur femori. Ovid. Met. 3, 311). Während der Eddische Urriese Ymir schläft, zeugt sein einer Fuß mit dem andern einen sechshäuptigen Sohn und unter dem linken Arme erwächst ihm Mann und Weib. In der Mahabharata wird Bhr'gu aus dem sich spaltenden Herzen Brahmas geboren, dessen Enkel dagegen trägt seinen Namen Aurva, Linksschenkel, davon, daß er der Mutter Schenkel spaltend geboren ist. Kinderlos ist König

*) Poena autem injuriarum ex lege XII. tabularum propter membrum quidem ruptum talio erat, propter os vero fractum aut collisum, trecentorum assium poena erat, velut si libero os fractum erat; at si servo, CL. — Gaii Inst. Comm. edd. Böcking III. § 223.

Vena erſchlagen; darum rieb man ſeinen linken Schenkel in der Weiſe, wie man das heilige Feuer entzündet, und es entſprang daraus der Mann Nishâda; hierauf rieb man in gleicher Weiſe die rechte Hand des Todten und daraus entſprang ein anderer Sohn Prithu. Kuhn, Feuermythus 11. 168. 169. Ebenſo iſt nach der Annahme der Malghasen Eva eine Schenkelgeburt Adams, dem als er einſt zu viel gegeſſen, das Bein dermaßen anſchwoll, daß er ein junges Mädchen daraus hervornehmen konnte. Die caraibiſchen Stammeltern ſind eine Schenkelgeburt des Gottes Luguo. Myth. 536. Als neuere Begebenheit iſt derſelbe Vorgang im weſtflandriſchen Dorfe Bladsloo bei Dixmüde auf einem Grabſtein ausgehauen zu ſehen und ſteht in den dortigen Kirchenbüchern aufgeſchrieben. Ein böſer Mann daſelbſt hatte ſein Weib in den Wehen hilflos hinſterben laſſen. Darauf fieng ſein rechtes Bein an zu ſchwellen und öffnete ſich nach neun Monaten in der Gegend des Kniees und es gieng ein lebendiges Kind draus hervor. Wolf DMS. Nr. 198 und 600. Auch im Kinderreim iſt davon die Rede und ſteht verzeichnet im Oldenburgiſchen „Kinderleben" 1851, pag. 55:

Jan mit de Bene
kreeg n' Kind,
Jan mit de Bene kreeg n' Koh:
de hört Jan mit de Bene to.

Das Kinderſprüchlein erinnert an die berühmte Weiße Kuh, die im afrikaniſchen Betſchuanen-Märchen aus dem einen Beine des Rieſen hervorkommt und dem Jäger Maßilioniane zu theil wird. Kletke, Märchenſaal 3, 386. Doch was uns Märchen und Sage nur ſinnbildlich zu äußern ſcheinen, das gewinnt in Sprache und Brauch ſeine ernſtliche Geltung. Weil man urſprünglich nach der körperlichen Gliederfolge die Verwandtſchaftsgrade und Erbfolge der leiblichen Familienglieder beſtimmt hat, ſo bezeichnet der Inſelſchwede die Generationen von Vater und Großvater mit le, das Lid, und mit knâ: Knie, Glied, Generation. Rußwurm, Eibofolke 2, 179.

Dieselbe nach Vater- und Mutterknie berechnete Erbfolge ist auch in der Mahabharata festgesetzt, Holtzmann, Indische Sagen 1, 198:

Dem Kind und der Schwiegermutter ist
Das rechte Knie zum Sitz bestimmt,
Für die Gemahlin aber ist
Das linke Knie der rechte Ort.

Wer sich daher gegen eine Verkürzung angeborner Sippschaftsrechte verwahren will, pflegt bei uns zu sagen, ich bin meiner Mutter nicht an den Zehen geboren. Simrock, Sprichw. Nr. 7223.

Nach gleicher Zählung der Körperglieder gegenüber dem Verwandtschaftsgrade macht das Traumbuch Apomasaris (durch Joh. Lewenklaw, Frankf. bei Kämpfern 1645) pag. 17 diese Folgerungen: Träume vom rechten und linken Arme bedeuten die nächsten Blutsfreunde, Träume vom Oberschenkel die übrigen. Träumt einem Weibe, es seien ihr beide Füße abgehauen, so wird sie ihre besten Freunde begraben. Buxtorfs Schrift Judenschul (Basel 1643, 477) meldet, wie die Juden in der siebenten Nacht des Pfingstfestes in den Mondschein tretend, aus dem Schatten ihres Körpers ihr Schicksal erforschen. Mangelt einem im Schatten der Kopf, so wirds ihm dies Jahr den Kopf gelten; mangelt ihm ein Finger, so wird ihm ein guter Freund sterben; mangelt ihm die rechte Hand, so trifft's den Sohn; und wenn die linke, so wird ihm eine Tochter mit Tod abgehen. — Ueber die jedem einzelnen Finger rechtlich eingeräumte Bedeutung handelt der Abschnitt Fingersprache, im Alemannischen Kinderlied pag. 126, auf den hiemit verwiesen wird. Noch jetzt legen wir den Fingern Weissagungsgabe bei: Wenn das angezogene Fingergelenke knackt, so bekommt man bald eine Frau (Aargau). So oft die Finger ihr knacken, so viel Freier hat ein Mädchen (Wolf, Beitr. 1, 210). Da die Finger unschuldiger Kinder vorzugsweise prophetische Gabe besitzen, so stellt die Hexe den Händchen von Kinderleichen nach, siedet daraus das Besenschmalz und salbt damit den zum Blocks-

berg tragenden Beſen. Ebenſo iſt die Kinderhand den Dieben ein Mittel, bei nächtlichem Einbruch alles in Zauberſchlaf zu verſenken und zugleich Alles mit den blauflammenden Leichenfingern zu beleuchten. Auch hievon handelt bereits mein Alemanniſches Kinderlied, S. 344. Daher rührt der Name Diebsfinger und Diebsdaumen. Als der Gauner Matter, der im Jahre 1850 im Aargau hingerichtet wurde, wiederholt aus feſten Kerkern auf kaum begreifliche Weiſe ausgebrochen war, erzählte ſich das Volk, er trage einen ſolchen Kindsfinger mit ſich. Und wirklich geſchah es im Jahre 1856, daß ein Mitglied ſeiner Bande, Rohner aus Baldingen im Bezirk Baden, eine Kinderleiche auf dem Kirchhofe zu Endingen zu dieſen Diebszwecken ausgrub. Entdeckt floh er ins Ausland und nahm Werbdienſte. Denſelben Vorfall aus Oeſterreich vom Jahre 1859 berichtet Oſenbrüggen (Rechtsalterth. Heft 3, 24) nach der öſterreichiſchen Gerichtszeitung deſſelben Jahres.

In Vorpommern und auf Rügen heißt es, man müſſe ſich aus der Gruft eines Vornehmen den kleinen Finger holen, und habe daran ein Schutzmittel. Als aber ein Fuhrmann einen ſolchen ſeinen Roſſen in die Krippe warf, um ſie vor Krankheit zu bewahren, giengen ſie ihm alle drauf. Kuhn, Weſtf. Sag. 2, S. 53. Von einem Wirbelknochen, der Zauberſchlaf bewirkt, erzählt Caesar. Heisterbac. Dial. VI, 10: Mane cum prodente Engelberto a vicinis nulla arte dormientes possent excitari, et quaererentur circa domum maleficia, quorum virtute haec noverant fieri, supra foramen de tecto pendentem quasi spinam humani cadaveris repererunt. Qua amota mox omnes excitati sunt.

Das dem Knochen beigelegte Weiſſagungs- und Entdeckungsvermögen kommt ferner zum Vorſchein in der Rechtsſage und im Märchen, die beide vom Klingenden und vom Singenden Knochen handeln. Die Rechtsbücher beſtimmen die Größe des an einem Knochen erlittnen Körperſchadens nach dem Klange des beſchädigten Knochentheiles. Der aus einer geſchlagnen Wunde abgegangne Knochen wird die offne Straßenbreite weit hinüber in Schild oder Becken geworfen und wenn

die Zeugen eidlich bestätigen, daß sie eben so weit den Klang des hineingeworfnen Knochens gehört haben, so wird der Kläger in die Buße verfällt, die dem vorgeschriebnen Werthe des einzelnen Körpergliedes entspricht. Dieses Gesetz, fügt Grimm bei, RA. 77, muß durchgreifend unter allen deutschen Völkern gegolten haben, so oft gedenken desselben die Rechtsbücher. Zusammenhängend damit ist die spätere Sitte, an ermordet gefundenen Leichnamen, wenn man den Thäter nicht zu ermitteln wußte, einen Knochen auszubrechen und ihn an der Gerichtsstätte aufzuhängen. Man glaubte, das Todtengebein würde den Uebelthäter, wenn er wieder hier zur Stelle käme, mit Blut überspritzen und verrathen. Hievon handeln die Aargau. Sagen Nr. 349—352, und die Naturmythen pag. 55. Die Vorstellung vom klingenden Knochen verwandelte sich in die vom singenden, worüber zu vergleichen ist Aargau. Sagen Nr. 353 sammt den daselbst gegebenen Anmerkungen. Unter den seither erschienenen Sammlungen erzählt dasselbe Märchen Curtze, Waldecker Volksüberlief. 1860, 55; und Haltrich, Siebenbürg. Märch. Nr. 42; letzterer also:

Aus dem Grabe des kleinen Bruders, den die zwei größeren ermordet und verscharrt haben, wächst ein Rohrstengel auf; diesen schnitt sich ein Schäfer zur Flöte und als er zum erstenmale drauf blies, gabs den wunderbaren Gesang: „O Schäfer fein, du bläst auf meinem Beinelein!“ Als nun der König dem nachforschte und befahl, daß alle Leute seines Landes einmal drauf blasen sollten, kam's auch an die beiden Brüder, die Flöte verrieth sie und sie wurden gehängt. — Ein fränkischer Kinderreim erinnert an dieselbe Tradition:

Enchen, Benchen, Gänseschnabel,
Wenn ich dich im Himmel habe,
Reiß ich dir ein Beinchen aus,
Mache mir ein Pfeifchen draus,
Pfeif ich alle Morgen,
Hören's alle Storchen.

Aus dem singenden Knochen wird die blasende Pfeife,

aus dieſer zuletzt die läutende Kirchenglocke, vergl. Grimm, Altdän. Helden-L. 120. Bei der Stadt Mariboe auf der Oſtſee-Inſel Laaland floß eine wunderthätige Quelle, in deren Bad die Glieder eines zerſtückten Menſchenkörpers ſich wieder vereinigten. Der heidniſche Zauberbrunnen wurde hierauf in einen chriſtlichen Taufbrunnen umgewandelt und eine Kirche hingebaut. Nun aber verkündeten deren Glocken die Unthat, welche hier von neubekehrten Eltern in ihrem Chriſtenaberglauben begangen worden. Sie verkauften ihr Kind Hellelid als Sklaven um eine Kirchenglocke, und deren Geläute klingt daher:

Mein Vater, der wollt' mich erhenken,
Meine Mutter, die wollt' mich ertränken,
Sie verkauften mich für eine Glocke neu,
Die hängt in Maribö's Kirche frei.

Alle dieſe Märchen vergeſſen jedoch dasjenige Mittel zu nennen, durch welches der todte Knochen zur weiſſagenden Flöte wird. Es beſtand dies darin, daß man ihn entweder mit den übrigen Theilen ſeines Knochengerüſtes wieder vereinigte, oder wenn letzteres ſchon mangelte, daſſelbe ideell ergänzte, aufrichtete und den Fundknochen dabei feierlich mit erhöhte. Dann erſt kehrte ihm das Leben mit dem Vermögen zu Sprache und Geſang zurück. Wenn für dieſe Verfahrungsweiſe thatſächliche Angaben alter Zeiten zwar jetzt noch mangeln, ſo reden doch um ſo lauter einige Züge hiefür, die wirklichen Bräuchen aus dem Sennenleben angehören und um ſo mehr in zahlreichen darüber handelnden Sagen und Märchen ſich abſpiegeln.

Unter den ſpaniſchen Volksmärchen, welche Manuel Mila 1853 in Barcelona herausgegeben, findet ſich auch das vom Singenden Knochen in einem Volksliede, und W. Grimm giebt in Haupts Ztſchr. 11, 212 einen Auszug davon. Die ältere Schweſter hat ihre jüngere ermordet und ſitzt mit deren Bräutigam beim Hochzeitsmahle. Inzwiſchen haben Wanderer die Leiche gefunden, machen aus deren Armen eine Harfe, beſaiten ſie mit dem Blondhaar und ſtellen ſich vor dem Hochzeitshauſe ſpielend auf:

Die erſte Saite ſagte, die Braut iſt meine Schweſter.
Die zweite Saite ſagte, der Bräutigam iſt mein Geliebter.
Die Braut ward drüber blutroth: Ich mag die Harfe nicht hören!
Ward roth wie glühende Kohlen und ſprach: Die Harfe ſchmäht mich!
Die vierte Saite ſagte: Die Harfe wird nicht ſchweigen.
Die Braut legt ſich zu Bette, noch ſtärker tönt die Harfe,
Vor Schrecken bricht der Braut das Herz.

In der Beſchreibung des Alemannſchen Wohnhauſes iſt gezeigt, daß der oberſte Bodenraum unter der Dachfirſt, ſtatt Ruß- und Rauchkammer auch Knochengalgen genannt wird, weil vielleicht vormals hier das kleinere Rauchfleiſch hieng, Schulterblatt und Hammenfuß des Schweines. Ob ſich daran je der Gedanke geknüpft hat, den Fleiſchvorrath des Hauſes zu mehren oder gedeihlich zu machen, indem man die Knochen der Mahlzeiten ſammelte und an eignen Geſtellen opfernd aufhieng, dies ſteht dahin; doch deutet hierauf ein Brauch, der bei Grohmann, Aberglauben aus Böhmen S. 143 verzeichnet iſt: bringt ein Obſtbaum nicht viel Früchte, ſo legt man einen Aasknochen in ſeine Aeſte, alsdann ſchämt er ſich und trägt folgendes Jahr reichlicher. Letzteres iſt nur ein mißverſtandner Heidenbrauch, denn eben die alte Sitte, Knochen und Haut des geſchlachteten Thieres geordnet auf der Neidſtange aufzuſtecken, hieß ebenfalls Knochengalgen und hat ſich im Märchen und in der Volksſitte in dieſer Form zum Theil noch erhalten. Weſtfäliſche Hirten haben ehedem zur Pfingſtfeier die beſte Kuh der Heerde auf der Weide draußen geſchlachtet und gemeinſam verzehrt; heute, wo dies nicht mehr möglich iſt, machen ſie doch die im Frühling neu betriebne Viehweide damit gedeihlich, daß ſie am Platze den „Knochengalgen“ errichten, indem ſie eine Tanne in Aſt und Wipfel mit geſammelten Knochen und einem Pferdeſchädel beſtecken. Es iſt ein zum Nachwuchs der Heerde und zum Wieswachs der Almende dargebrachtes Opfer, von welchem Kuhn, Nordd. Sag. pag. 227 und 379 Nachricht giebt; das förmlich zerlegte und in ſeinen Knochenreſten

feierbräuchlich behandelte Opferthier wird an einer Stange wieder zusammen gesetzt, also nach demselben rituellen Verfahren, an das der Glaube sonst die Möglichkeit geknüpft hatte, einen schon zerstückten Körper wieder aufleben lassen zu können. Auch im Frickthale hatte vor einem Jahrhundert dieser Brauch noch Geltung gehabt. Die Hirten schlossen daselbst den Weidgang alljährlich damit, daß sie am Ende ihrer gemeinsamen Festmahlzeit einstimmig in die verschiednen künstlichen Mundlöcher einer eigens gegrabnen Grube hineinschrieen; dies hieß das Stierengebrülle und stellte das Brüllen des zum Opfer geschlachteten Thieres dar. Es war von solcher Wirkung, daß der Schall bis über den Rhein im Schwarzwald drüben gehört werden konnte. Beim Hammeltanz und Hahnentanz, beschrieben in Meiers Schwäb. Sag. S. 442 ff., geht der Reihen um eine Stange oder einen Pfahl, auf dem die bebänderten Tanzpreise hängen und Hammel oder Hahn stehen lebend nebenbei. Ums Jahr 1225 stand aber der Preishammel erhöht an seiner Stange „gleichwie auf einer Schaubühne", und alles Volk aus der Umgegend von Kirchherten, Kölner Diöcese, versuchte wettanzend, ihn in seinem Bänderschmuck zu gewinnen. Der herbei gekommene Priester untersagte bei Strafe des Bannes diesen Tanz, der eben so götzendienerisch sei als jener war um das goldne Kalb, doch man hörte unter Pfeifen und Schalmeien nicht auf ihn. Da verwüstete an jenem Sommertage der Hagel die gesammte Landschaft und zerschlug den „angebeteten Widder," daß nicht eine Klaue mehr von ihm übrig war. Cäsarius von Heisterbach, von A. Kaufmann, Zweite Aufl. 1862, S. 188. Unferne von Benevent verehrten die schon bekehrten Langobarden den Blutbaum, wie Grimms Myth. 615 aus dem Leben des heil. Barbatus, Acta SS. 19. Februar pag. 112 und 139, beibringt. Wettreitend schleuderten sie rückwärts gewendet ihre Lanzen nach einer auf jenem heiligen Baum hängenden frischen Thierhaut, suchten diese damit in Stücke zu zerreißen und genossen dann das herausgeworfne Stückchen als ein besonderes Heilmittel: cumque lanceolis esse vibrata pellis mortua cerneretur, veluti pro remedio animae ex hac

illusione corii partis mediae factam recisionem gustabant. Gregor d. Gr. (epist. 7, 5) ermahnt Brunichilden, bei den Franken zu verhindern, ut de animalium capitibus sacrificia sacrilega non exhibeant. In den ſchwediſchen Märchen von Cavallius-Stephens, überſetzt von Oberleitner, findet die Königstochter Schädel und Gebein eines Hirſchkalbes, das von den Raubthieren zerriſſen worden, ſetzt die Gebeine auf eine hohe Stange im Walde und entſchläft in ihrer Reiſemüdigkeit darüber. Sie wird durch einen lieblichen Geſang erweckt. Die Stange mit dem Beingerippe war in eine Linde verwandelt, in deren Krone ſtatt des Thierſchädels eine Nachtigall ſang. Durch das Zuſammenſtecken der Knochen iſt alſo das Hirſchkalb wieder belebt, ſeine Seele iſt beflügelt und ſingt in lebensfroher Dankbarkeit vom Baum herab. Sind anderwärts die Knochen des ermordeten Kindes alle aufgeleſen, ſo kann ſich daſſelbe in einen geflügelten Engel der Seligkeit verwandeln; daher das Lied in Göthes Fauſt:

Mein Schweſterlein klein
Hub auf die Bein
An einem kühlen Ort,
Da ward ich ein ſchönes Waldvögelein,
Fliege fort, fliege fort.

Derſelbe Vorgang macht im KM. Machandelboom die Begebenheit aus. Die Knochen und Beinchen des geſchlachteten und gegeßnen Bruders ſind unter den Tiſch geworfen, doch von der Schweſter alle in ein Seidentuch geſammelt und unter den Baum ins Gras hinaus gelegt worden. Da verſchwand Gebein und Tuch, des Baumes Zweige neigten und bewegten ſich und ein Vogel ſang aus dem Wipfel:

Mein Mutter, der mich ſchlacht,
mein Vater, der mich aß,
mein Schweſter, der Marlenichen
ſucht alle meine Benichen,
bindt ſie in ein ſeiden Tuch,
legts unter den Machandelbaum.
Kywitt, wat vörn ſchöön Vagel bün ik!

Auch nach altböhmiſchem Glauben wurde die Seele, ſobald ſie den Körper verließ, geflügelt und wohnte auf Bäumen. In einem Mähriſchen Liede von Troppau heißt es: „Die Seele flog aus dem Körper, Niemand weiß, wo ſie hinflog, ſetzte ſich auf einem Hain nieder, auf den grünen Raſen.“ Grohmann, Böhm. Abergl. S. 194. Zu dritt werden die neugebornen Kinder in die Elbe geworfen, zu dritt fliegen ſie als ſingende Vögelein heraus. KM. Nr. 96. Im franzöſiſchen Volksreim ſingt die in einen Vogel verwandelte Kindesſeele:

La Lisette m'a pleuré,
sous un arbre m'a enterré,
je suis encore en vie.

Der Knochengalgen, auf den der Thierſchädel gelegt wird, erhöht ſich alſo in einen lebensverjüngenden Machandelbaum oder Queckholder, angelſächſiſch quicbeam, und flößt den auf ihm geopferten Weſen friſche Lebenskraft ein, daher wird er mit den übrigen Wunſchdingen auch zugleich genannt; das tanzende Waſſer, der ſprechende Vogel und der ſingende Baum ſind die drei Zaubermittel, mit denen die wiederkehrenden drei Kinder ihre eingekerkerte kranke Mutter heilen und befreien. Tauſend und eine Nacht, Breslauer Ueberſetzung, Nacht 426—436. Dafür bringen in Wolfs HM. die drei Königskinder das Waſſer des Springbrunnens, den weiſſagenden Vogel und des Baumes goldne Früchte mit zurück. Im altägyptiſchen Märchen, welches Emil de Rougé aus einem Papyrus überſetzt und Mannhardt in Wolfs Ztſchr. f. Myth. 4, 232 verdeutſcht behandelt hat, iſt des ermordeten Satu Herz in die Blüthe eines Akazienwipfels gelegt und wird in ein mit dem Waſſer der Opferſpende gefülltes Gefäß gethan, worauf Satus Leiche wieder auflebt.

Ein Kapellenbildniß zu Sivering bei Wien zeigt die heil. Agnes, einen Knochen in der Hand haltend. Auf dieſer Heiligen Rath hob hier ein Bauer auf, was ihm auf dem Wege zuerſt vorkam, und dies war nichts als ein Knochen; aber zu Hauſe fielen Dukaten heraus. Vernaleken, Oeſterreich. Mythen 18. Der Knochen ſelbſt war alſo golden, ein Zug der auch in

Grimms DS. Nr. 372 ſich wieder verräth. Karls d. Gr. Leiche in der Achner Gruft wird von Otto III. beſichtigt und unverſehrt befunden, nur ein weniges fehlte ihr an der Naſenſpitze; Otto ließ ſie von Gold wieder herſtellen.*) Dem Kinde, das ſich das Beinchen gebrochen, läßt die Mutter ein goldnes machen; allein es hilft doch nichts, die Thüre geht auf und der Tod kommt herein. Als es nun begraben war, erbrach der habſüchtige Todtengräber den Sarg und ſtahl das goldne Beinchen. Aber das Kind weckte den Dieb drei Nächte lang, bis er den Raub wieder hergab: da hastu dîn Bêneken! Colshorn, Märchen und Sagen 1855, 31. Der Brahmane Vahika, in Sünden lebend, wird von einem Tiger zerriſſen; während mit dieſem ein Geier um die Leiche kämpft, entfällt darüber ein Knöchel derſelben in den Ganga. Unterdeß ſteht Vahika vor dem Könige der Unterwelt und ſoll eben in die Hölle abgeführt werden zum Beginn der Qual, da fällt der erwähnte Knöchel in den Ganga. Sogleich erſcheint der Himmelswagen mit hundert Himmelsfrauen, dieſen beſteigt Vahika und gelangt ins Paradies. Benfey, Pantſchatantra 2, 528. Die ſühnende Kraft des heiligen Ganga ſpielt zwar hier die Hauptrolle, denn in dieſem Fluſſe fließt dem Inder das Waſſer des Lebens; doch das Erlöſungsmittel bleibt der Knöchel, wobei auch nicht zu überſehen iſt, daß die Leiche von wilden Thieren zerriſſen und alſo nach jenem altindiſchen rituellen Begräbnißbrauche entfernt wird, von dem die Griechen bereits melden. Im ungariſchen Märchen Eiſen-Laczi iſt dieſer Held in viele kleine Stücke zerhackt, welche in ein Bündel gebunden von ſeinem Zauberroſſe Tatos heimgetragen werden. Hier ſetzt der Schlangenkönig die Stücke an einander und jener lebt wieder auf. Weil aber Tatos zu raſch heimgeſprungen und darüber aus dem Bündel die rechte Schulter des Eiſen-Laczi herausgefallen war, ſo verfertigte ihm der Schlangenkönig eine andere

*) Nil vero ex artibus suis putrescendo adhuc defecerat, sed de sumitate nasui sui parum minus erat; quam ex auro ilico fecit restitui. Chron. Novalic. III, 32.

aus Gold und Elfenbein. Das Waſſer des Lebens macht ſich gleichfalls hierbei geltend, denn der Körper wird in Heilkräutern gebadet und damit ſiebenmal ſchöner gemacht, als er ehedem geweſen. Kletke, Märchenſal 2, 5. Einem armen Manne im Unterwaldner Lande, der ſich ohne Abendbrod hatte ſchlafen legen müſſen, träumt, es liege ein Schatz auf der Blumalp in der Herdgrube der dortigen Alphütte. Er beſteigt das Stanſerhorn, wo jene Unterwaldner Alpe liegt, ſucht in dem Herd der Hütte und findet einen Todtenſchädel. Er nimmt ihn aus der Aſche heraus und trägt ihn gutmüthig mit ſich nach Stans hinab in das dortige Beinhaus, damit er doch an einen geweihten Ort komme. Hier ſtellt er ihn zu den andern und beſpritzt ihn nach Ueblichkeit mit dem Weihwaſſer. Da fängt der Todtenkopf an zu glitzern und wie der Mann nachſieht, iſt alles eitel Gold. So hatte die arme und nun erlöſte Seele dem Manne ſein Erbarmen vergolten. Lütolf, Fünfort. Sagen Nr. 26. Kann anderwärts für den freundlichgeſinnten und mitleidigen Menſchen der Knochen, den er aufnimmt, zwar nicht zu Gold werden, ſo bleibt doch ein kleiner Fingerring übrig und auch an ihn knüpft ſich ein höherer Lohn. Dies zeigt ſich in dem allverbreiteten Märchen vom Räuberbräutigam (KM. Nr. 40), das ſich in Deutſchland, Ungarn, Dänemark und neuerlich auch bei den Inſelſchweden auf Wormsö und Kertell nachweiſen läßt. In letzterer Faſſung lautet es nach Rußwurm (Eibofolke 2, pag. 291) auszugsweiſe alſo. Ein Mädchen muß auf ihrer Reiſe in einem leerſtehenden Waldhauſe Unterkunft ſuchen und verbirgt ſich, als ſie Geräuſch hört, hinter einem Schrank. (Bei Grimm hinter dem großen Keſſel, in welchem die hier hauſenden Menſchenfreſſer das Fleiſch kochen.) Zwölf Räuber bringen die Braut ihres Hauptmanns Paſchol hereingeſchleppt. Sie wird gliederweiſe zerſchnitten und in ein Faß geworfen, um mit ihr Seife zu kochen. Man zieht der Leiche die Ringe von der Hand, einer aber hält ſo feſt, daß man den Finger abhaut. Nachdem die Räuber gezecht haben, entſchlafen ſie. Das Mädchen ſchleicht ſich hervor, ſteckt den abgehauenen Finger zu ſich, entſpringt und erreicht ihr väterliches Haus

wieder. Hier erſcheint nachmals ein vornehmer Herr, der um ſie wirbt und der Eltern Zuſtimmung erhält. Allein das Mädchen hat ihn erkannt; ſie zieht den aufbewahrten Ringfinger hervor, hält ihm dieſen unters Geſicht und ruft: So ſeid ihr mit eurer Braut umgegangen! Der Räuberhauptmann wird dem Gericht übergeben und der Czaar ſpricht das Urtheil: Paſchol nach Sibirien! Daß der verwahrte Finger golden oder das rettende Mädchen drüber zur Prinzeſſin wird, iſt hier nicht geſagt; büßt aber ein göttliches Kind Finger oder Zehe ein, ſo verwandeln ſich dieſe in Gold. Als das Mädchen bei Sonne, Mond und Sternen ſeinen verlornen ſieben Brüdern nachfragt, giebt ihm der Morgenſtern ein Hinkelbeinchen: „Wenn du dies Beinchen nicht haſt, ſo kannſt du den Glasberg nicht aufſchließen, wo deine Brüder ſind.“ Doch das Kind verliert das Tüchlein ſammt dem darein gewickelten Beinchen und ſteht nun rathlos vor dem verſchloßnen Thore. Da ſchnitt es ſich ſein Fingerchen ab, ſteckte es ins Thor und ſchloß glücklich auf. Als das Marienkind die verbotene dreizehnte Himmelsthüre öffnet, ſieht es da die Dreieinigkeit und rührt erſtaunt ein wenig an ihren Glanz, da ward der Finger golden. KM. Nr. 25 u. 3. Als Eigils Söhnlein Orendel vom Gotte Thôrr über das Meer getragen wird, erfriert er ſich in der nordiſchen Winternacht eine Zehe, die aus dem Tragkorb hervorſchaute. Thôrr wirft ſie unter die Sterne, wo ſie nun das Sternbild ausmacht, das man im Norden Oervandills Zehe, bei uns Golddaumen und Däumchen nennt, der Deichſelſtern am Großen Wagen. Die Zehe von Pyrrhus rechtem Fuße blieb bei des Fürſten Leichenbrand unverbrennlich und wurde daher im Tempel in einem eignen Käſtchen aufbewahrt. Ihre Berührung heilte Milzſucht. Plinius NG. 7, 2.

Das bisher Geſagte ergiebt nur in kleinen Zügen den verbreiteten Brauch, Menſchen- und Thierleichen in einzelnen Knochentheilen an Stangen und Bäumen als Opfer aufzuſtellen und dies den Knochengalgen zu nennen. Im höheren Alterthum dagegen gilt die monumentale Aufrichtung der Menſchen- und Thiergerippe, des todten Roſſes und ſeines todten Reiters,

welche zusammen auf die Todtenburg gestellt werden. Wie die Skythen die Grabhügel für ihre Könige errichten und mit berittenen Hüterleichen umstellen, dies ist anschaulich bei Herodot 4, 71 erzählt. Der innere Rand der Grube wird rings mit Speeren umsteckt, über die man das Deckgebälke, mit Flechtwerk verbunden, hinlegt, dann wird der Erdhügel drüber hergeschüttet. Aber am Schlusse des Trauerjahres werden zusammen fünfzig Knechte und Rosse am Königsgrabe getödtet. Man schneidet den Leichen den Leib auf, füllt ihn an der Stelle der ausgenommenen Eingeweide mit Stroh und näht ihn wieder zu. Der Knecht wird dann auf sein Roß gesetzt, indem man dem Rosse eine Stange quer durch den Leib steckt, dem Reiter eine gleiche der Länge nach vom Hals durchs Rückgrat treibt und beide Stangen an ihrem Berührungspunkte zusammenfügt. Das Roß wird gezäumt und sammt dem Reiter zwischen zwei Räder hinaufgehoben, welche auf zweien in die Erde gerammten Pfählen ruhen. In ähnlicher Weise begruben die Westgothen ihren König Alarich, als er auf dem Zuge nach Afrika plötzlich bei Cosenza in Unter-Italien starb. Sie leiteten daselbst den Busentofluß ab, ließen in dem Flußbette durch Kriegsgefangene ein Grab graben, setzten die Leiche gerüstet zu Pferde hinein, schlossen die Grube und ließen die Wasser des Busento wieder ins alte Bette zurück. Alle, welche das Grab gegraben hatten, tödteten sie zugleich, damit die Stätte von niemand verrathen würde. Cid's Leiche wird an Schulter, Arm und Kinn erst mit einer Tafel gestützt, dann in Helm und Harnisch mit dem Schwert in der Hand auf das Roß gesetzt und gegen den Feind geführt. Dieser ergriff entsetzt die Flucht: „Also siegte auch nach dem Tode Cid." In der dänischen Hamletssage, wie sie in ältester Gestalt von Saxo Grammaticus aufgezeichnet worden ist, macht sich dasselbe Bild der reitenden Todten geltend. Der Jütländer Fürst Amleth entgeht den Nachstellungen seines thronräuberischen Oheims Fengo durch die Flucht nach England. Aber auch der König dieses Landes ist ihm feindlich, setzt ihm mit Bewaffneten nach und hat ihm so eben in einem Ueberfalle einen großen Theil seines Reiter-

gefolges getödtet; da rettet ſich Amleth raſch durch eine Liſt vor gänzlichem Untergang. In ſinkender Nacht noch läßt er ſeine gefallnen Knappen, aufgerichtet mit Stäben und an Felſen gelehnt, auf ihre Roſſe ſetzen. Als der Feind ſeinen Angriff ſogleich erneut, aber die Leichen erblickt, deren Schatten ihre Zahl noch vermehrt, verwirrt ihn der Schrecken, er ergreift die Flucht, und auf derſelben wird der hinterliſtige König von Amleth ereilt und erſchlagen. Einer ähnlichen Kriegsliſt bedienen ſich die Normannen, von denen Robert Wace im Roman Rollo (überſ. von Gaudy 1835, pag. 61) erzählt, wie ſie Roſſe und Beutevieh tödten und hinter den abgehäuteten Thieren im freien Felde gegen die Franzoſen ſich verſchanzen:

Sie ſtreiften ab ihr Fell, umwendend es ſodann,
Und ſtrichen ihren Leib mit dem Blut der Thiere an.
Die Körper reihten ſie um Roß und Mann ringsher,
Nicht Graben hatten ſie, nicht Mauern ſonſt zur Wehr.
Als die Franzoſen nun die Flüchtigen erlangen
Und eben ſind gewillt, das Treffen anzufangen,
So ſtarren ſie erſtaunt, es ſtutzen ihre Pferde,
Gehn rückwärts, werfen ab die Reiter auf die Erde.

4. Das Waſſer des Lebens.

Dreierlei Keſſel ſpielen ihre Rolle in der deutſchen Götterwelt; wir bezeichnen dieſelben in Kürze. Der Brunnen Hvergelmir iſt der ſtrudelnde Keſſel des Chaos, die Quelle des Weltanfangs. Sein Name ſtammt von altn. hverr Siedgeſchirr, und gelmir, ahd. galm, das Kochgeräuſche und Strudeln. Aus ihm geht das erſte halbmenſchliche Ur-Weſen hervor, der rieſige Ymir, ein aufbrauſender, ſich überſtürzender Strudler, Schreier und Brauder. Hierauf ſchaltet der Himmelskoch in Walhall am

Feuerkeſſel Eldrhimnir; dieſer Name gehört zu nord. eldr ignis pastus, von alan, nähren, und bezeichnet das nährende Feuer, im Gegenſatze zum verheerenden; im zweiten Wortſtamme liegt hrîm Reif, rhîmnir der Reifende, der Verdickende. Der Himmelskoch ſelbſt heißt in gleicher Namensbildung Andrhimnir (Andi iſt Hauch und Luft), und der von ihm gekochte Tafel-Eber Särhimnir, von sær, die See. Alſo ſind Feuer, Luft und Waſſer die Elemente, aus denen die Götterkoſt, der ambroſiſche Eberſchinken gekocht wird. Der erſtgenannte Keſſel giebt dem Geſchlechte der Rieſen den Urſprung, der zweite reproducirt die Thierwelt, er kocht den täglich aufgegeßnen Eber täglich wieder lebendig. Einen dritten Keſſel beſitzt jener Altrieſe ſelbſt, der wechſelnd Hymir und Oegir genannt iſt; dieſes Geräthe hat einen meilenweiten Rand, alle zum Gaſtbiere verſammelten Götter finden umſitzend daran Platz, es wird demjenigen zu theil, der es vom Platze hebt. Thôrr beſteht dieſe Stärkeprobe, lüpft die Rieſenkufe und übergiebt ſie den Göttern. Dieſe brauen ſich darin den Lebenstrank Odhrärir, den muthaufregenden Begeiſtrungstrank, durch welchen der in der Zeit alternde Körper ſich wieder verjüngt und das in langer Lebensdauer ſtumpf werdende Gemüth zu ſeinem zweiten Seelenfrühling erblüht. Odhrärir iſt den Göttern daher auch der Trank der Weisheit und Dichtkunſt, denn der Vollgenuß der Seligkeit iſt im Alter der Weisheit ein jünglingsfriſches Hervorquellen neugeſtalteter Empfindungen. So folgt alſo auf die beiden Geſchirre des Schöpfungskeſſels und der Tafelſchüſſel noch der Trinkbecher der Begeiſterung, das Mittel geiſtiger Wiedergeburt, der verklärende Jungbrunnen.

Der Mythus will aber auch die Subſtanzen nennen, aus denen der Göttertrank gebraut wurde, und ergrübelt dafür eine neue, von einem Menſchenopfer berichtende Sage. Dieſe lautet folgender Maßen. Der Mann Kvaſir, der die Welt durchwandernd Weisheit lehrt, wird erſchlagen, ſein Blut mit Honig vermiſcht in einer Kufe zu Meth geſotten, und die beiden Götterdynaſtieen der Vanen und Aſen machen ihrem Rangſtreit damit ein Ende, daß ſie aus Kvaſirs Blut Verſöhnung und

zugleich Weisheit trinken. Damit nähert ſich der germaniſche Mythus dem althelleniſchen von den durch die Götter zur Erforſchung der Weisheit, oder zum Zwecke der Verjüngung geſchlachteten Menſchen. Es iſt aber hier darum zu thun, dieſe Sagen über ein durch die Götter vollzognes Schlachten und Kochen menſchlicher Leiber, von ihren Greueln gereinigt, in ihrer urſprünglichen Geſtalt zu zeigen. Soweit dieſelben den Mythus der Wiederverjüngung und zugleich das Mittel dazu im Einzelnen bezeichnen, wird hier von ihnen die Rede ſein. Zuſammen ſtellen ſie den großen Sagenkreis dar, welcher im Morgenlande das Waſſer des Lebens und des Paradieſes genannt wird, im Abendlande das Goldwaſſer, das tanzende Waſſer, der Gütchenteig und Mummelſee, der Jungbrunnen heißt.

Der thrakiſche Zagreus, „das gehörnte Kind," iſt Zeus und Perſephones Sohn, gegen welchen die eiferſüchtige Hera die Titanen aufſtiftet. Sie zerſchneiden und kochen ſeinen Körper, das Herz kommt an Athene und wird beſonders zerſtampft, worauf, wie Hyginus berichtet, Zeus daſſelbe der Semele als Philtrum eingiebt und ſie dadurch bewältigt. Die Frucht der Umarmung iſt ein Kind, das die ſterbende Mutter nicht mehr gebären kann, unreif wird es aus dem Mutterleibe geſchnitten und in des Vaters Schenkel ausgetragen, ſo entſteht der junge Dionyſos, der ein wiedergeborner Zagreus iſt. Hier grenzt mit dieſer Sage die egyptiſche von der Körperzerſtückung des Oſiris zuſammen, den das Alterthum ſelbſt für identiſch mit Dionyſos gehalten hat (Plutarch de Iside et Osir. c. 11-14); beider Inhalt läuft auf ein Kochen und Backen der urſprünglich roh genoſſenen Menſchennahrung hinaus, wie denn auch die Griechen der ſpäteren Zeit in der Zagreusſage ein bloßes Nachbild der Dionyſosopfer ſahen, bei denen zur Erinnerung an die früheſten Zeiten der Uncultur das Opferfleiſch roh herum gereicht und vielleicht nach ritueller Vorſchrift auch roh verzehrt wurde. Derſelbe Inhalt ergiebt ſich aus dem Medeenmythus, iſt aber ſchon durch Hexenzauber und Menſchenſchlächterei vergröbert und muß deshalb hier kurz erwähnt werden.

Der alte Pelias hatte den Jason auf den Argonautenzug fortgesendet, inzwischen dessen Eltern getödtet und sich damit in die Herrschaft von Jolkos gesetzt. Allein Jason kehrte von seinen Abenteuern aus Kolchis zurück, brachte die des Zaubers kundige kolchische Medea als Gemahlin mit und leitete durch diese seine Rache an dem grausamen Königshause ein. Um sich bei den Töchtern des Pelias Vertrauen zu gewinnen, nimmt Medea einen Widder von höchstem Alter aus der Heerde, zerlegt und kocht ihn in einem Kessel mit Kräutern und bringt ihn als junges kräftiges Lamm wieder zum Vorschein. Da sie den Töchtern den Glauben beigebracht hatte, deren greisen Vater in ähnlicher Weise verjüngen zu können, so zerlegten jene ihn eigenhändig, thaten seine Glieder in den Kessel und erwarteten, daß Medea nun ihren Zauber wirken werde. Allein diese gab vor, sie müsse vorerst den Mond anrufen, bestieg den Giebel des Hauses und erhob das verabredete Feuerzeichen. Auf dieses brach Jason mit den Gefährten aus dem Hinterhalte hervor und bemächtigte sich der Stadt. Das Alterthum ist in der Erzählung dieser Mythe mehrfach schwankend. Das Gedicht *Νόστοι* berichtete, Aeson, Jasons Vater, sei von Medea in einem Kessel gekocht und verjüngt worden, und dies copiert Ovid Met. 7, 262; wogegen die *Διονύσου τρόφοι* des Aeschylos angeben, daß die bejahrten Begleiter des Gottes Dionysos von Medea zerschnitten, im Kessel gekocht und verjüngt worden seien. Grote, Mythologie der Griech. Gesch. übers. von Fischer 1, 17. Damit geht die Medeensage wieder auf die Dionysien und deren das Greisenalter verjüngenden Tränke zurück. In diesem Sinne läßt auch Konrad von Würzburg in seinem Gedichte vom Trojanerkriege die Medea ihren Zaubertrank für Vater Jason mit Wasser aus dem Paradies kochen (KM. 3, 178), wie Wasser aus dem Brunnen des Lebens für ihren hinsterbenden Vater die Königstochter von Muntserrat herbeiholt. Wolf, HM. 54.

Die Lykaonssage, Ovid. Met. 1, 227 besagt, daß der arkadische König Lykaon ein von Zeus mit seiner Tochter erzeugtes Kind, den Arkas, schlachtet und dem Gotte zum Gast-

gebot vorsetzt. Zeus wirft über der entdeckten Missethat den Tisch um, tödtet den Lykaon mit seinen fünfzig ruchlosen Söhnen und belebt den Arkas gliederweise. Die Stelle, wo der Gott den Tisch umgeworfen, wurde zur Stadt Trapezus, d. i. Tischstadt. Statt der anderwärts als Reliquie vorgezeigten Eßschüssel wird hier der Tisch selbst, also der Altar genannt, an welchem die Sterblichen einst Gottes Tischgenossen geworden. Dies ist der ursprüngliche Sinn dieser und der folgenden, ähnlich lautenden Tantalidensage. Bei der Frage, warum das Kind Pelops von den Eltern gesotten und dem Zeus sammt den Mitgöttern zur Speise vorgesetzt worden sei, geräth auch hier das Alterthum, anstatt von der an den Knochenresten bewirkten Wiederbelebung zu berichten, auf die Behauptung, die Allwissenheit der Götter sei mit diesem Greuel auf die Probe gesetzt worden. Allein diese Probe wurde nicht einmal genügend bestanden, da die Olympier wirklich von Pelops Fleische aßen. Pindar findet sich daher von dieser Rohheit der Tradition mit Recht angewidert und bricht in ihrer Erzählung plötzlich ab: „Ich will keinen der Unsterblichen gierigen Hungers zeihen!" Für unsre Untersuchung aber ist diese Sage von besonderem Werthe, weil sie die dreifache Methode der Wiederbelebung enthält, das Jungkochen, die Knochenzusammenfügung und das Einsetzen des Ersatzknochens. Die Scene dabei ist folgende, berichtet von den Scholien zu Pindars Olymp. 1, nach der Ausgabe von A. Boeckh 2, S. 30. Pelops Körper steht geschlachtet und gesotten den tafelnden Göttern vorgesetzt. Als diese die Täuschung durchschauen und des Knaben Glieder im Sudkessel wieder zusammen fügen wollen, hat Demeter, welche damals wegen Verlustes ihrer Tochter in Kummer versunken war, das ihr vorgelegte rechte Schulterblatt schon so stark benagt, daß sich dasselbe nicht mehr einfügen läßt. Hermes muß ein solches aus Elfenbein machen, Zeus setzt es ein und giebt dem Knaben das Leben wieder, der nun der Stammvater der Pelopiden wird. Daher sind alle Pelopiden von leuchtender Schulter und tragen am rechten Oberarm ein eignes Merkzeichen, das man bald für eine Gorgo, bald für das

Bild einer Speerſpitze, bald eines Dreizacks hielt. Letzteres, fügt die Scholie verſchönernd bei, zeuge von der beſondern Liebe Poſeidons zu Pelops. Allein Lanzenſpitze und Dreizack führen hier entſchieden auf die Gabelzinke zurück, mit der man in den Fleiſchkeſſel ſticht. In der Medeenſage fällt das Gewicht auf den mittels des Kochkeſſels ausgeübten Sudzauber, daher iſt Medeia eine zauberkundige Kolchierin, gleichwie die Hexenkönigin Herodias die am Hexenſabbath geſchlachteten Thiere wieder belebt, oder wie die ſteinalte Hexe, in Grimms KM. Nr. 15, den Waſſerkeſſel aufhängt und das Feuer anſchürt, um Hänſel und Grethel zu kochen. In der Pelopidenſage dagegen führt die elfenbeinerne Schulter auf den im Bade des Drachenblutes neugeſtählten Helden Siegfried, deſſen Schulter jedoch dabei nicht mit gehärtet wird. Von ihm iſt nachher noch beſonders die Rede.

In der keltiſchen Mythe begegnet das Waſchbecken der Göttin Ceridwen, die unter ihren drei ſchönen Kindern den ſchwarzen Sohn Avagddu hat und ihn gleichfalls ſchön zu kochen beſchließt. Sie läßt dazu einen Keſſel fertigen, Jahr und Tag drunter fortſchüren und ſeltne Kräuter zum Bade der körperlichen Wiedergeburt drinnen abkochen. Auf dieſes Druidenſymbol hin iſt der Keſſelorden der heidniſch-wäliſchen Prieſterſchaft und der bretoniſche Ritterorden der Tafelrunde gegründet worden. Gleichwie Ceridwen den Sohn körperlich umgeſtaltet, ſo gelangt in den Epen des bretoniſchen Sagenkreiſes der an Artus Tafelrunde gezogne, und der aus der Gralsſchüſſel geſpeiſte Ritter zur geiſtigen Wiedergeburt.

Auch im Orient iſt dieſe Mythe alteinheimiſch. Auf die arabiſchen Parallelſtellen in Tauſend und einer Nacht braucht nur für den beſtimmten Einzelfall verwieſen zu werden, wie es im Nachfolgenden auch geſchieht. Inhaltsvoller dagegen iſt eine Tatariſche Heldenſage, aufgezeichnet von Caſtrén in ſeinen Ethnologiſchen Vorleſungen über die Altaiſchen Völker, S. 206 und 209; ſie erzählt über die Wiederbelebung der Leichen folgendes.

Ak-Chan und ſeine ſiebenzig Kinder waren getödtet und

die Leichen der letzteren ins Meer geworfen. Dies hatte sein Feind Sabei Mirgän gethan. Als nun dieser sein Mädchen mit zwei Eimern ans Meer schickt, Wasser zu schöpfen, sieht und erkennt sie am Strande die Kinderleichen, und kommt bitterlich weinend zum Hauptmann ihres Vaters gelaufen, es zu melden. Dieser läßt nun verstellter Weise die Leichen zu den Gezelten herbei bringen. Doch nachdem auf dem Berge ein siebenzig Klafter tiefes Grab gemacht ist, werden in dessen Grund sieben Lanzen mit aufgerichteter Spitze gestellt, darüber zwei Schwerter mit aufrecht gerichteter Schneide ins Kreuz gelegt, die Kinderleichen drauf geworfen, mit Erde überdeckt, mit Steinen belastet und Wachen ans Grab gestellt. Dies Alles that der Hauptmann in der Absicht, des Eigenthums von Ak-Chan um so sicherer zu sein. Aber jenes Mädchen des Sabei Mirgän nahm sieben Schläuche Wein, begab sich damit ans Grab, bezechte die Wächter und sang dabei so schön, daß jeder Vogel und alles Wild sich sammelte und lauschte. Darüber verließen zuletzt die trunknen Wächter den Ort und giengen zu ihren Zelten. Drauf hob sie den Stein, grub siebenzig Klafter tief, kam zu den Leichen, und obschon diese bereits übelriechend und in Verwesung übergegangen waren, band sie die Körper in Filzsäcke und trug sie fort. Da meldet ihr auf dem Wege der Greis Ag-at das Mittel, um die Kinder sammt deren Vater wieder ins Leben zu bringen. Er beschreibt ihr die Birke mit Blättern und Rinde von Gold, die jenseits der zwölf Länder steht auf einem hohen Berge. Von der Wurzel bis zum Wipfel ist sie mit weißem Gras bewachsen (in den übrigen Tatarischen Märchen wird wilder Rosmarin dafür genannt), und eine Spanne tief unter den Wurzeln liegt das Goldgefäß mit Heilwasser gefüllt. Von beidem bringt sodann das Mädchen herbei. Ag-at nahm sogleich beides, bestreute die Gebeine mit dem Grase und bespritzte sie mit dem Lebenswasser. Als er das erste mal streute und sprengte, sammelten sich die Gebeine nach Mädchen- und Knabenleichen in zwei Haufen und jeder Knochen fügte sich an seine bestimmte Stelle. Das zweite mal bekleideten die Gebeine sich mit Fleisch, nach dem dritten mal

wurden Ak-Chans siebenzig Kinder alle lebendig. Der Greis verwandelte sich nun in ein Roß und verschwand, um mit dem Grase und Wasser auch Ak-Chans fernliegende Leiche zum Leben zu bringen; das Mädchen verwandelte sich in ein Füllen und begann Beeren zu pflücken zum Futter für die Kinder. Des Vaters Erweckung ist vollzogen, sein Feind Sabei Mirgän wird überwunden und sammt seinem Wunderrosse lebend an einen Felsen geschmiedet. — Auf gleiche Weise sammelt (ebendaselbst Seite 239) die Tochter Kubaiko die Häupter ihres gegen den Feind gefallnen Vaters und Bruders, fügt sie an die Leichen und belebt sie mit dem Heilwasser, welches Kudai der Gott zum Lohn der Treue dem Mädchen schenkt.

Aus der persischen Literatur erzählt Verwandtes Ad. Olearius in seiner Pers. Reisebeschreib. 4. Band, Kapitel 29, 483. Der berühmte Lokhman war hochbetagt und fühlte sein Lebensende nahe. Er übergab nun seinem Sohne drei festverschloßne Flaschen in Verwahrung mit der Erklärung, sie enthielten das Wasser des Lebens. Begösse man einen Leichnam, sagte er, aus der ersten Flasche, so beginne derselbe zu athmen; wenn aus der zweiten, so werde er sich bewegen; und vollends zum Leben werde er erstehen, wenn man ihn noch mit der dritten begossen habe. Es sei Sünde, fügte der Greis bei, etwas zu thun, was Gott allein zukäme, daher möge der Sohn auch nur in einem einzigen und höchsten Falle und zwar nur zu Ehren des menschlichen Wissenstriebes davon Gebrauch machen. Lokhman starb; eingedenk seiner letzten Worte wendet der Sohn an ihm das Lebenswasser nicht an, sondern gönnt ihm die verdiente Ruhe. Aber da er einmal selbst erkrankt, übergiebt er seinem Diener die Flaschen mit dem Auftrage, seine Leiche, wenn er würde gänzlich erstarrt sein, in eine Badstube zu bringen und sie da mit jenem dreifachen Wasser abzuwaschen. Nach Vorschrift handelt der Diener, hat bereits zwei Flaschen verbraucht und sieht den Todten schon athmen und sich regen. Da er aber an der dritten ist und eine Weile sie zu öffnen braucht, ruft der Halblebende dringlich: bris, bris! d. i. geuß, geuß! Ueber dieses unerwartete Sprechen erschrickt der Diener

so heftig, daß er das Glas zu Scherben fallen läßt. So mußte Lokhman-Sade sich wieder zum Tode niederlegen. Etliche sagen, ein Engel habe dem Diener das Glas aus der Hand geschlagen. — Diese persische Sage ist abgeschwächt übertragen worden auf Theophrast Paracelsus, dessen Leiche, mit dem Lebenspulver bestreut (anstatt: mit der Goldtinktur begossen), auftragsgemäß neun Monate in Verschluß liegen bleiben soll; doch als der neugierige Diener schon nach sieben Monaten nachsieht, zappelt hier ein noch kleines Kind und stirbt beim Zutritt der Luft sogleich. Zingerle, Tirol. Sag. Nr. 592 und ebenso in etwas andrer Wendung bei Müller, Beitr. zur Gesch. des Hexenglaubens in Siebenbürgen, 26. Die tatarische Sage dagegen ist zunächst ins russische Volksmärchen übergegangen vom Feuervogel und grauen Wolf, das in Kletke's Märchensaal 2, 97 steht. Dasselbe handelt von den drei Zarensöhnen, die ihren jüngsten Bruder Iwan Zarewitsch auf der Reise ermordet und in kleine Stücke zerhauen haben. Schon frißt von seiner Leiche ein Rabe mit den Jungen, als der Grauwolf, der stete Helfershelfer, einen jungen Raben wegfängt und nicht eher wieder losgiebt, als bis der alte das lebendige und das todte Wasser in zweierlei Flaschen herbei zu bringen verspricht. Dies geschieht, der Grauwolf bespritzt das schon in zwei Stücke zerrissene Rabenjunge erst mit dem todten Wasser, da wuchs es zusammen; dann auch mit dem Lebenswasser, und das Thierchen flog davon. Darauf that der Grauwolf dem Iwan Zarewitsch ebenso. Nach Bespritzung mit dem ersten Wasser wuchs sein Leib zusammen, und als das zweite wirkte, stand er auf und sprach: Ach, wie lange hab ich geschlafen! Ja, sagte der Grauwolf, du hättest ewig geschlafen, wenn ich nicht wäre. Jetzt eile heim ins Vaterland, heute will dorten dein Bruder Hochzeit halten mit deiner Braut. Aber damit du geschwind heim kommst, so setz dich lieber auf mich! Und der Grauwolf lief mit ihm in das Zarenreich. — Derselbe Grauwolf erscheint in der nemlichen Rolle wieder im Walachischen Märchen, bei Schott 261. Hier liegt der von seinen Brüdern erschlagene Prinz als ein verbleichendes Gerippe auf dem Felde, nur behütet

von der ausharrenden Geliebten. Da spricht der Wolf sie an: „Getrauſt du dich dieſe Gebeine genau ſo zu legen, wie ſie im Leben waren? Gut, ſo nimm Laub und Blumen und wirf ſie drauf.“ Nachdem das Mädchen dies gethan, blies er (Waſſer) über das Gerippe hin und dies war damit in den ſanft ſchlummernden Prinzen verwandelt, den nun die Geliebte aufweckt. Im KM. 3, Nr. 97 trägt ebenſo der Nordwind (des Grauwolfes Stellvertreter) den Suchenden in den Schloßkeller zum Lebenswaſſer, bringt ihn zurück zum alten Fuchs und dieſer ihn wieder zum bereit ſtehenden Reitroß.

Betrachten wir nun noch dieſelben Züge im deutſchen Kindermärchen.

Im KM. Nr. 81 von Bruder Luſtig erbietet Petrus ſich dem Könige, die eben verſtorbne Prinzeſſin wieder lebendig zu machen. Er ſchneidet alle Glieder der Leiche los, wirft ſie in einen Keſſel und läßt ſie kochen. Und wie das Fleiſch von den Knochen gefallen, nimmt er das ſchöne weiße Gebein heraus, reiht und legt es auf einer Tafel nach ſeiner natürlichen Ordnung zuſammen und läßt die Todte im Namen Gottes erſtehen. Im Junggeglühten Männlein, KM. Nr. 147 wird ein alter Bettelmann in der Schmiedeſſe junggeglüht: nachdem der Heiland damit fertig war, trat er „zum Löſchtrog, zog das Männlein hinein, daß das Waſſer über ihn zuſammenſchlug“ und nachdem ers fein gekühlt, gab er ihm ſeinen Segen. Ebenſo fehlt „das große blutige Becken“ nicht in der Kammer des Hexenmeiſters (Fitchersvogel, KM. Nr. 46), worin die zerhauenen Menſchen liegen. Als das Mädchen hier eintritt und die Leichen ihrer zwei verloren gegangnen Schweſtern im Becken erkennt, ſucht ſie die Glieder zuſammen, legt ſie zurecht und als nichts mehr fehlte, ſchloſſen ſich die Glieder aneinander, regten ſich, die zwei Schweſtern ſchlugen die Augen auf und wurden wieder lebendig. Der mit Knütteln erſt zu Brei zerſchlagne, dann noch mit Beilhieben gliederweiſe zerhauene Graf wird das erſte mal auf einen Schluck Balſam wieder heil, das zweite mal aber wird er ſtückweiſe in ein Faß gethan und dies feſt verſchloſſen. Sobald dies die Prinzeſſin öffnet, iſt er

unversehrt und schöner als je zuvor. Darauf bezieht sich der sprichwörtliche Ausdruck, „er ist aus dem Kessel gesprungen" — so erklärt der Erzähler Sommer in den Thüring. Sag. S. 128 und 178, und fügt folgende Variante hinzu: In Stücke gehauen und in ein Faß verschlossen wird auch der Zauberer Virgilius. Doch seine Wiedererstehung nach den neun vorausbestimmten Tagen verhinderte der Kaiser, der den mit der Oeffnung des Fasses beauftragten Diener, welcher allein um das Geheimniß wußte, inzwischen hatte hinrichten lassen. In den Niedersächsischen Sagen von Müller-Schambach pag. 254 zerhacken die Gespenster den Prinzen dreimal und nagen selbst noch seine Knochen ab. Aber ein Hirsch mit einem Oelfläschlein im Munde sucht die Gebeine zusammen, legt sie in ihre Ordnung und salbt sie mit dem Oele, bis der Todte wieder auflebt. Nach Grimms Altdän. Helden-L. Seite 84 wird der Algrev (d. i. Markgraf) vom eifersüchtigen König in Stücke gehauen. Die mildherzige Königin liest hierauf die Knochen zusammen und taucht sie in die Quelle Mariboe (auf Laaland). Auf ihren Ruf, Steh auf! erhebt sich der Wiedergeborne. Sogar bis in den scheinbaren Schwank hinab reicht dieser Zug vom Wasser des Lebens. Der Markgraf Hans zu Schwedt in der Ukermark pflegte, wenn er Fische aß, das Fleisch fein säuberlich von den Gräten zu nagen, so daß das Gerippe unversehrt blieb. Wenn er dieses dann in eine Schüssel warf und Wasser drüber goß, so waren die gegeßnen Fische wieder lebendig und schwammen lustig herum. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 38, 2.

Waschbecken, Wasserkufe und Faß, Kochkessel und Löschtrog, wie sie eben einzeln aufgezählt worden sind, führen das Märchen auf die übrigen Back- und Kochgeschirre über, daher geht dann die Wiederbelebung auch über der Küchleinpfanne, oder beim Kamin, zuletzt beim bloßen Feuer vor sich. Der aufs Fürchtenlernen Ausgezogene übernachtet auf dem Richtplatze, nimmt hier sieben Gehenkte vom Galgen herunter und wärmt sie neben sich am Nachtfeuer. KM. Nr. 4. In Zingerles gleichnamigem Tirolermärchen Band 2, pag. 283, hat

dieſer Fürchtmichnit in dem Geſpenſterſchloſſe, wo er übernachtet, eben ein Küchenfeuer angemacht, als mehrere Menſchenkörper Glied um Glied durch den Schornſtein auf den Herd herunter fallen. Der Burſche legt Arm und Bein zuſammen, wohin ſie gehören, thut die Häupter an ihren Ort, alles wächſt ſogleich zuſammen, die Neugeſchaffnen ſpringen vom Herd herab und machen den Unerſchrocknen zum Beſitzer des Schloſſes. Der kühne Soldat in Wolfs Ndl. Sag. Nr. 433 übernachtet im Geſpenſterhauſe und rührt ſich da Küchlein überm Feuer ein. Eine Menge Menſchenknochen kommen ihm dabei in die Pfanne hereingefallen, unwirſch wirft er ſie an die Küchenwand, worauf ſie ſich zu einem lebenden Gerippe vereinigen, das ihm alle Schätze des Hauſes übergiebt. Aehnliches begegnet dem unerſchrocknen Schulmeiſtersſohne in den Aargau. Sagen Nr. 133. Dem däniſchen Edelmann auf der Reiſe kommen in ſeinem Schlafzimmer eine Menge Knochen durchs Kamin herunter gefallen, aus denen er ſich eine förmliche Dienerſchaft zuſammenſetzt, welche die Tafel deckt, Speiſen aufträgt und mit ihm ſchmauſt und zecht. Ein großer, mit herbei getragner Silberbecher verbleibt ihm davon zum Andenken. Grimm, DS. Nr. 176. Zunächſt an dieſe Küchenmärchen reihen ſich die klöſterlichen Küchenwunder an, jene vorſätzlichen Hyperbeln, mit denen die Mönchswelt einen unbegriffnen Glaubensſatz ſkeptiſch verhöhnt. Es lohnt ſich nicht zu wiederholen, wie oft ſich da die Knochen des am Faſttage verzehrten Kalbsbratens in der Schürze des Tiſchdieners in Fiſchgräten verwandeln; wie das gebratene Rebhuhn, über welches der Heilige vor dem Eſſen das Kreuzzeichen geſchlagen hat, dadurch neu belebt wird und zum Fenſter hinaus ſchnurrt. Bekanntlich übt der Pfaffe Amis ſolche Wunderthätigkeit, ſo oft er ſeiner Gemeinde zu weiterem Schaden leben will. Nur ein Schwank ſolcher Art ſei hier ausgehoben, weil er die Traveſtie iſt der Pelopidenſage und des dorten von Zeus eingeſetzten Schulterblattes. Petrus, der dem Herrn auf der Reiſe ein gebratnes Hühnchen einkaufen muß, hat ſchon im Herbeibringen ein Schenkelchen davon weggenaſcht und auf des Meiſters Frage, warum es nur ein einziges Bein habe, deutet

er unverschämt auf die Hühner drüben im Bauernhofe hin, die da schlafend alle auf Einem Bein sitzen. Mit einem Pfch! scheucht der Herr sie auf und sie laufen auf zwei Beinen davon. Darauf St. Peter zum Herrn: Hättest du unserm Hühnchen gleichfalls dein Pfch! zugerufen, so würde es auch schon zwei Beine bekommen haben. Wolf, DMS. Nr. 32.

Doch wir kehren zum Wasser des Lebens zurück und weisen dieses in den Märchen vom Brunnen nach. „Das Land der Jugend" liegt nach Grimms Irischen ElfenM. S. XVIII. unter einem See. Im Brunnen der Kölner St. Kunibertskirche sitzen die Ungebornen bei der Mutter Maria. Wolf, Ztschr. für Myth. 1, 463. Im Kinderreim von den drei Marien heißt es von der dritten Jungfrau:

Die Dritte geht ans Brünnchen,
Findt ein goldig Kindchen.

Der Ahnherr der Grafen von Regenstein haust im Schloßbrunnen und gewährt seinem Stamme die Nachkommenschaft. Pröhle, Aus dem Harz 1851, S. 93. Im Burgbrunnen zu Nürnberg sitzt Kaiser Karl. Grimm DS. Nr. 22. Als die Königstochter mit ihrer Magd eingekerkert im Thurme sitzt, springt ein Wasserstrahl zum Fenster herein, und da beide davon getrunken, werden sie Mütter zweier Knaben, die man Wasserpaul und Wasserpeter, oder Brunnenhold und Brunnenstark nennt. Der eine findet in einer Kapelle drei gefüllte Becher auf dem Altare und dabei die Schrift: wer diese austrinkt, wird der Stärkste auf Erden. Er thut den Stärketrunk, erlegt sodann den siebenköpfigen Drachen und wird König; als er hernach getödtet ist, erweckt ihn der Bruder mit dem Wasser des Lebens. Grimm, KM. 3, Nr. 60.

Den Mythus von der Schadhaftigkeit der Achilleusferse und der Sigfriedsschulter behandeln wir hier zuletzt, weil er die verschiedenartigen Kunstgriffe der Reihe nach angiebt, welche beim magischen Heilverfahren gegolten haben, und zugleich die Lehre vom Ersatzknochen mit wiederholt.

Der Körper wird entweder hartgeglüht oder hartgebadet, beides geschieht an Achillens und Sigfried. Thetis taucht, nach

der einen Erzählung, ihr neugebornes Knäblein kopfüber in den Alles feienden Styx, und jene Ferse, an der sie es hält, bleibt die eine unbenetzte und verletzbare Stelle. Oder sie legt es in die feiende Herdflamme, wird durch den Aufschrei des dazu tretenden Vaters Peleus gestört, und des Kindes Fußknöchel geht dabei in der Flamme zu Grunde. Da gräbt Cheiron den Damysos aus, den schnellsten der Giganten, der in Pallene begraben lag, und setzt dessen Knöchel dem Achilleus ein. Die Mythe läßt aber diesen später von Apollo verfolgt werden und ihm dabei den Ersatzknöchel wieder entfallen. Ebenso wird Meleager von der Göttin in die Herdflamme gelegt und bleibt an dem Fuße, der nicht mit im Feuer geglüht worden, nachmals dem tödtlichen Hauer des Wildebers preisgegeben. Dem indischen Drachentödter Krischna ist prophezeiet, er möge seine Fußsohlen in acht nehmen, dort werde ihn, wenn jemals, ein Unheil erreichen; und an dieser Stelle verwundete ihn, wie er lag, der Jäger Dschura. Rhode, Relig. Bildung der Hindu 2, 175. Cervantes im Donquixote 2, Kapitel 32 erwähnt, Roland habe nirgend als an der linken Fußsohle und zwar nicht mit einer Waffe, sondern nur mit einer Nadelspitze verwundet werden können. In der Schlacht bei Roncesvalles tödtet ihn daher Bernardo del Carpio, indem er ihn in den Armen erdrückte. Der Nibelunge Sigfrid hat im Blute des erlegten Drachen ein Flammen- und Stahlbad genommen und dadurch seine Haut in einen Hornpanzer verwandelt. Nur an der Schulter hat ein sich anklebendes Lindenblatt das Schlangenblut abgehalten, und dies ist die Stelle, wo ihn Hagens Speer erlegt. Die Sage lebt noch und heißt in Curtze's Waldecker Volksüberlief. S. 29 „der durch die Schlangenhaut stark gewordne Schmied", welcher mit der Haut einer gekrönten Schlange sich einreibend, so stark wird, daß ihn keine Kanonenkugel tödten kann. Der Scholiast in Homers Ilias 11, 23 bringt über des Ajas Unverwundbarkeit gleichfalls diesen Zug von der Sigfridsschulter bei. Herkules, heißt es, habe von Zeus erfleht, den neugebornen Sohn Telamons ebenso hart an Haut und Knochen werden zu lassen, wie den Nemäischen

Löwen, in dessen Haut er hierauf das nackte Kind einwickelte. So wurde des Ajas Leib nur an demjenigen Theile verwundbar, wo die Löwenhaut ein Loch hatte, das an derjenigen Stelle saß, wo Herkules Köcher drüber hieng. Nach einem Scholion zu Sophokles Ajas 833 ist dies die Achselgrube gewesen, obschon Ovid (Met. 13, 391) dafür die Brust selbst nennt. Hier stehen wir wieder bei Pelops, dessen Glieder zerstückt und gekocht werden und dessen Schulterblatt durch ein elfenbeinernes ersetzt wird. Alle Heroen also sind körperlich umgeborene, in der Flamme des Herdfeuers und des Drachenblutes ausgebacken oder hartgeglüht, im Bade des Höllenflusses und des Götterkessels gestählt, in der frischen Haut des Löwen, Ebers und Drachens ausgezeitigt.

Nun überblicken wir zum Schlusse das durchwanderte Feld. Aus dreierlei Eddischen Kesseln wird die Welt gebaut, die Götterkost erzeugt und der verklärende Unsterblichkeitstrank gewonnen. Damit beginnt für die Welt- und Menschenschöpfer das Geschäft des Gießens, Siedens und Kochens, und der Kessel oder das darin sprudelnde Kochwasser wird das typische Mittel der Schönheit und Weisheit. Alle Wiedergebornen, wie Zagreus, Orpheus und Osiris, werden daher in ihren menschlich alternden Gliedmaßen zerstückt, um neu aus dem Bade ewiger Jugend hervorgehoben zu werden. Sie sind die Zerrissenen, deren Auferstehung vom Tode von den Zerreißenden, ihren Priestern und Priesterinnen, in bacchischer Begeisterung gefeiert wird. Alle Stammfürsten der Völker übertragen ihren Enkeln ein körperlich sich forterbendes Mahlzeichen von jener mit ihnen leiblich einst vorgenommenen Umwandlung in Unsterbliche: leuchtende Schulter, goldene Zehe, rothstriemigen Hals, schwertartig gekreuzte Striemen auf der Stirne. Alle Völker der Reihe nach erzählen die Mythe vom Kessel mit dem Lebenswasser: Hellenen, Kelten, Araber, Perser, Tataren, Walachen, Russen und Deutsche. Der Kelte stiftet dafür den priesterlichen Kesselorden, der Bretone bildet ebenso daraus den Sagenkreis von König Artus mit der Tafelrunde, der Romanese und Deutsche denjenigen von Parzival und der Gralsschüssel. In allen soll

der sterbliche Mensch unsterblich und erhöht werden zum Tischgenossen der Götter. Wenn die im Einzelkampfe gefallnen Germanenhelden nach Walhall gehen, so setzen sie hier den Tag über ihr früheres Kampfleben fort und streiten auf der Walstatt, Abends dann werden sie wieder wundenheil, trinken mit den Göttern Ael und verspeisen zusammen den Eber, der morgen abermals neu in demselben Kessel für sie sieden wird. Ihr späteres Abbild, das Geisterheer der Wilden Jagd, ist darum gleichfalls ein kochendes, der Schloßkoch reitet dem Zuge voraus mit dem Kupferkessel, die Kelle steckt ihm im Sitzleder, und hinterdrein rasselt der Rüstwagen voll gewaltiger Wellkessel (Aargau. Sag. 1, pag. 145. 288. Nr. 84). Allein die finistre Seite dieses Glaubenszuges kann nicht ausbleiben, wenn Priesterinnen werkthätig in den Cultus sich mit einmischen. Die kräutersammelnde Medeia beschwört zuvor den Mond herab, wenn sie das Jungbad rüsten soll; Hexen „kochen und sieden das Wetter"; „der Liebste geht verloren, wenn man das Herdfeuer unter dem leeren Kessel fortbrennen läßt", sagt unser Volksglaube; die Sprache selbst nennt den Sud im Kessel saudh Opfer, und zugleich seidh Zauber. Damit droht der Mythus herab zu sinken bis zum Kanibalismus, die Götter essen am Tische des Tantalus Menschenfleisch, am Hexensabbath werden Kinderleichen verzehrt, und auf dem Schlosse Loyz in Pommern wird der Grapen hergezeigt, in welchem der Hausgeist Chimmeke den zerhackten Küchenjungen gesotten hat. Grimm, DS. Nr. 273. Die noch kindische Arzneiwissenschaft des Mittelalters holt Mumien aus den Gräbern Egyptens und verordnet sie gegen gewisse Krankheiten so nachdrücklich, daß heute noch alles baierische Landvolk zwischen Landsberg und Passau gegen das sogen. Schwinden der Glieder sich in den Apotheken „wildes Menschenfleisch" (Mumie) und Armesünderfett holt. Bavaria 1, 461. Ja der Böhme, der sich zur Militairrekrutirung stellen muß und losgegeben sein will, sucht seinen Körper momentan aussätzig zu machen und ißt deshalb „Menschenfett". Grohmann, Abergl. aus Böhmen, S. 152. Trotz dieser Verdüsterungen behält die warme und wahre

Empfindung immer wieder das Uebergewicht, in morgen- und abendländiſchen Märchen entſteht höchſte Geſundheit und Wohlgeſtalt nicht mittels angewendeten Blutes, ſondern durch das Waſſer des Paradieſes. Ja der gewaltigſte Zauberkeſſel bleibt doch nur eine Verkleinerung gegenüber dem Frauhollenteich am Meißner, aus dem die neugebornen Kinder ſtammen, oder gegenüber jenem Jungbrunnen, ahd. quecprunno, in deſſen Sprudel Rauchels ihre Haut ablegt und ſich in die ſchöne Sigeminne wandelt. So wird auch die Sage ſelbſt, ſobald man in ihre Tiefen niederſteigt, der Mißgeſtalt wieder los, die ihr durch das hohe Alter angeflogen war. Die Goldtinktur der Paracelſiſten, das magnetiſirte Trinkwaſſer der Damen, die Moor- und Schlammbäder der Vornehmen, das Eau de vie und der Hoffſche Malzextrakt — dies waren oder ſind die neuen, ſchwächlichen Erſatzmittel jenes Jungbrunnens, „aus dem ein Trunk den Durſt auf ewig ſtillt".

---

5. Körperverſtümmlung der Götter, Einäſcherung des Körpers bei der Leichenverbrennung und verſtümmelnde Leibes- und Lebensſtrafen.

Wenn im germaniſchen Strafrechte Leibes- und Lebensſtrafe beſtand und bei der Todtenbeſtattung die Leichenverbrennung galt, ſo zertrümmerte die eine, und vernichtete die andere den Körper. Und wenn außerdem ſogar der Glaube an körperlich verſtümmelte Götter allgemein herſchte, wie konnte man alsdann zugleich hoffen, nach dem Tode das körperliche Knochengerüſte zu bewahren und durch deſſen Vollſtändigkeit zum perſönlichen Fortleben zu gelangen? Sind dies nicht Thatſächlich-

keiten, durch welche die eben vorgetragne Lehre vom Knochencultus wieder aufgehoben wird?

Ich komme diesen Einwürfen zuvor und beginne mit denjenigen Göttern, welchen die Mythe ein Körpergebrechen beilegt.

Der Eddische Tyr heißt der einhändige Gott, weil ihm bei der Fesselung des Weltenwolfes die Hand bis zum Gelenk abgebissen worden; Odhin selbst ist einäugig, da er das andre Auge um einen Trunk aus dem Weisheitsquell zum Pfand gesetzt hat. Beide Verstümmelungen sind redende Sinnbilder. Denn Tyr ist Siegesgott, als solcher kann seine Hand nur einer Partei den Sieg verleihen; und Odhin ist als Sonnengott das große Weltauge, wie ja auch wir nur von einem allsehenden Auge Gottes sprechen. Der Leib der Asengötter ist ganz und ewig. Selbst wenn sie beim Untergange der Welt vom Weltenwolf Fenrir lebendig verschlungen werden, so werden sie doch weder zerrissen, noch zerstückt, sondern gehen in ihrer Ganzheit unter, wie die vom Drachen lebend verschlungnen Helden der Sage lebend und ganz dem Ungeheuer wieder aus dem Leibe gehauen werden. Mone, Heidenth. 1, 460. Die gleiche Vorstellung macht auch den Inhalt jener Sturm- und Kampfsagen aus, die wir freilich nur von ihrer gräßlich lautenden Seite her zu betrachten pflegen, ohne ihr geistiges Ziel mit zu erwägen, wie wir ja auch über der Herbheit unsrer siebenmonatlichen Alpenwinter kaum mehr der wirklichen Dauer des Sommers rechtes Vertrauen schenken. Unbarmherzig jagt der Wilde Jäger die grünen Moosweibchen, die weißbusigen Lohjungfern und Holzfräulein; er fängt sie im dichtesten Gebüsche, hält sie vor sich aufs Pferd geschwungen, ihre gelben Haarflechten fliegen, das nackte Bein mit grünem Schuh hängt machtlos übers Roß herab; weithin tönt ihr Geschrei, wenn er sie in den Lüften zerreißt, daß die frischen Glieder auf die Waldbäume niederstürzen. Welch ein sprechendes Bild von der grausamen Uebermacht des Wintersturmes, der die zarte Pflanzenwelt tödtet, die Stämme des Waldes knickt, frisches Schneegewölk aufjagt und wieder zerreißt. „Aber

die Glieder der Moosweibchen — erzählt Schönwerth, Oberpfalz 1, 163 — so oft sie auch zerrissen werden, wachsen immer wieder zusammen." Denn Laubwald und Anger ergrünen jeden Frühling wieder, trotz des giftigen Nachtreifs, der wiederholt die jungen Keime tödtet.

In der Leichenverbrennung meint der moderne Mensch eine Gesammtvernichtung des Körpers wahrnehmen zu sollen und sträubt sich dagegen, wie schon den Christen zur Zeit der Antonine die Leichenverbrennung ein Hinderniß der körperlichen Auferstehung schien. Minucius Felix c. 11 und 38. Allein das klassische und das barbarische Alterthum werden beide durch ein ähnliches Dogma ihres Religionssystems darauf geleitet, in der Einäscherung des Leichnams das Mittel zu sehen zur Erneuerung und Verschönerung aller leiblichen und geistigen Qualitäten. Wenn nemlich ihrem Glauben zu Folge im Elemente des Feuers diese vorhandene Erdenwelt schließlich untergeht, um einer vollendeten und ewigen Weltschöpfung Raum zu geben, so durfte auch der Menschenkörper den Flammen übergeben werden, um in ihrem Fegefeuer durchläutert und zu ewiger Dauer umgeschaffen zu sein. Durch zweierlei Mythen bekräftigt der Deutsche diesen Zukunftsglauben, die eine nennt er eddisch Ragnarökr, die Götterverdunklung; die andere althochdeutsch Muspilli, Weltbrand. Beim Muspilli verzehrt der Gluthregen Alles, so daß auch der Bäume nicht einer in der Erde stehen bleibt: poum ni kistentit einic in erdu. Beim Ragnarökr verdunkelt Feuer und Rauch alle Himmelsgötter und sie gehen unter. Doch die neue Welt tritt aus den Gluthen zu schönerem geistigem Dasein hervor, Götter und Menschen leben um so herrlicher auf. Nach diesem jüngsten Gerichte geht Gott Vidar, wie es sein Name besagt (witu, Holz), aus dem Baume erneut hervor, auch das Menschenpaar Lif und Lifthrasir (Leib und Leben) hat, im Baum Hoddmimir geborgen und von Thau sich nährend, die Flammen überstanden und wird des neuen Menschengeschlechtes Ursprung. Es ist eine Wehleidigkeit spätgriechischer Ausdichtung, wenn es heißt, Thetis habe sich gesträubt, daß man die Leiche ihres Sohnes auf dem

Scheiterhaufen verbrenne, welchen die Griechen bereits prächtig zugerüstet hatten; sie habe den Achilleus da heimlich entwunden und ihn zu einem rühmlichen Leben fortgetragen auf die Insel Leuke im Pontus Euxinus. (Die Belegstellen hiefür bei Grote, Griech. Myth. übers. von Fischer 1, 273.) Der Germane kennt solche Schwachmüthigkeit nicht; Balders, des schönsten Gottes Leiche wird auf den Scheiterhaufen gelegt, ja im Beovulfsliede wird mit besonderem Nachdrucke von der Zerstörung des Leichnams durch Feuer geredet. Nachdem die Königsleiche auf dem Holzstoße mit Helm, Panzer und Heerschild umhangen ist, heißt es: da wand sich die Lohe schwarz von den Scheiten, der Windzug hielt an, bis das Feuer das Beinhaus gebrochen hatte, die Brust durchglühend.

Es steht demnach weder die Mythe von körperlich verstümmelten Göttern, noch die Verbrennung der Leichname dem Glauben im Wege, der in der vollständigen Erhaltung des Knochengerüstes ein Mittel zur Unsterblichkeit sieht, und ebenso wenig konnten ihn die im Kriminalrechte bestehenden Leibes- und Lebensstrafen beirren. Die Gründe für letzteres liegen im germanischen Strafrechte selbst. J. Grimm zeigt in den Rechtsalterthümern, daß die Anwendung der Strafe für den freien Mann Ausnahme war. Die Missethat wurde gebüßt durch Genugthuung, Buße war Zurückführung des Schadens auf Geld und Geldeswerth, Wergeld genannt. Erst wenn die Entrichtung der Buße ausblieb, in so ferne sie der Beleidiger nicht leisten konnte oder wollte, tritt Strafe ein, er ist der Rache der Gegner preisgegeben, sein Leib ist ihnen erlaubt. Nur drei Missethaten können nicht mittels des Wergeldes gebüßt werden, Meineid, Meuchelmord und Ehebruch, weil sie Wahrheit, Muth und Treue aufheben, auf diese drei Todsünden ist Todesstrafe gesetzt. Doch als härtestes, selbst über die Todesstrafe hinaus reichendes Strafmaß gilt dem Freien die Verbannung. Daher setzt der altsächs. Heliand an die Bibelstelle Matth. 5, 27 vom Abhauen des Fußes und Ausreißen des Auges (entgegen dem Einwilligen in Sünde) die Strafe freiwillig übernommener Verbannung als eine noch grausamere Selbstbeschädigung. Denn

mit dem Leben in der Fremde ist das angeborne Recht erloschen und beginnt die Knechtschaft, die eben auch darin besteht, der Todesstrafe unterworfen werden zu können. Hingerichtet wurden also nur die eben bezeichneten Verbrecher, sodann ferner Kriegsgefangene und Sklaven. Hier wird es nun für unsern Zweck von höchstem Belang, die Hinrichtungsweise selbst bestimmt kennen zu lernen, weil sie den von uns gesuchten Erweis giebt, daß man bei der Tödtung von Menschen einen zweifachen Zweck hatte, indem man dem zum Opfer bestimmten einen ehrlichen, dem Verbrecher dagegen einen schimpflichen Tod gab, jenen körperlich unzerrissen ließ, diesen aber stückweise vertilgte und vernichtete. Jenem war damit die Fortdauer nach dem Tode gegönnt, diesem war sie abgeschnitten. Dies erweist sich namentlich aus der Vollziehungsweise des Hängens und Enthauptens.

Der Tod am Galgen hatte, weil er den Körper ganz läßt, ursprünglich nichts Entehrendes. Odhins Beiname ist Galgenherr und Gott der Gehenkten. Bei heftiganhaltendem Winde pflegen wir zu sagen, Jemand habe sich erhängt. Diese Phrase beruht auf der Voraussetzung von dem Fahren der abgeschiednen Seelen durch die Lüfte. Denn die Luft als allgemeiner Lebensathem geräth durch plötzlichen Hinzutritt der ausgehauchten Seele des gewaltsam Getödteten in Aufruhr, der dem Menschen bei der Geburt eingeblasne Geist wird im Sterben ausgehaucht. Im Sturme herbeifahrend mit seiner Heldenschaar, hebt der Gott den ihm Geopferten vom Galgen und fährt mit ihm dem Himmel zu: „Er soll stehenden Fußes nach Walhall einreiten.“ So sagt man auch in Böhmen bei heftigem Windesbrausen, es werde Krieg ausbrechen (Grohmann, Bedeut. der Mäuse 31); das heißt, die unter die Schaar der Einheriar neu eingereihte Seele setzt sogleich den Waffenkampf in Walhall fort. Auch auf den erlittnen Schwerttod wird der Sturmwind bezogen, dieser heißt daher der Hauptlose Mann: Aargau. Sag. Nr. 411. Die Umwandlung des ehrlichen Schwerttodes in den unehrlichen bezeichnet die Redensart, einem den Kopf vor die Füße legen, zwei Stücke aus

einem machen. Man legt, heißt es in der niederd. Satzung, einem Selbstmörder beim Begräbnisse das Haupt dahin: dar de christlichen doden de vote hebben. RA. 727. Aber im epischen Gedichte Waltharius naht nach dem Kampfe der siegreiche Walther den Leichen der von ihm Enthaupteten, fügt jedes Haupt dem Rumpfe an und betet knieend und das Schwert entblößend: Verleih, o gütiger Herr, daß ich alle diese Hauptlosen (hos truncos) dereinst in dem himmlischen Sitze wieder schauen möge! J. Grimm deutet dies Wort (Latein. Gedichte 385, Myth. 1208) und dies Anfügen der Häupter auf die Wiedererstehung der Erlegten zu einem neuen, allen Unsterblichen unentbehrlichen Heldenstreite. Als Kriemhilt enthauptet liegt und von der Walstatt weg getragen werden soll, fügt Dietrich ihrem Rumpfe noch das Haupt an, Klage 399:

Dô man si leit ûf den rê,
der fürste het ir houbet ê,
zuo dem lîbe getragen.

Die Negersklaven auf Kuba sind des Glaubens, daß sie nach dem Tode in ganzer Leiblichkeit in ihrer Heimat auferstehen werden, und aus Heimweh und Leid erhängen sie sich um so häufiger. Die erbarmungslosen Sklavenhalter mußten daher auf ein Gegenmittel sinnen, und seitdem sie die Leiche seciren lassen, hat der Selbstmord unter den Negern sich vermindert; sie wollen nicht in zerschnittner Gestalt in Afrika zum Vorschein kommen. Allg. Augsb. Ztg. 1853, Nr. 232.

Die Strafe des Viertheilens und Räderns ist eine entehrende und trifft daher noch in späterer Zeit die Hochverräther. Die Schwyzer und die Glarner Landessatzung setzt auf Landesverrath: Das Herz aus lebendigem Leibe reißen, darauf enthaupten, „darauf in vier Theile zerstücken, und an vier Landstraßen an jede ein Stück (henken), und unter dem Galgen vergraben." Blumer, Rechtsgesch. 1, 396. Im Augsburger Stadtrecht vom Jahre 1276 heißt es S. 53: swie der man sin triwe brichet an dem andern mit dem totslage, der ist des mordes schuldic, unde sol man in radebrechen, daz ist reht. Das Rädern, diese griechische Höllenstrafe für

Ixion, war wie Gregor von Tours es beschreibt, ursprünglich ein Zerreißen der Glieder unter den Rädern von Lastwagen, worauf man die Stücke Jagdhunden und Falken in die Futtertröge warf. Ein Nachklang dieses Verfahrens gegen Treubrüchige lebt in der oberpfälzischen Volksmeinung über das Schicksal der armen Seelen im Fegefeuer: Sie sitzen als Kröten in den Wagengeleisen und leiden viel, wenn eine vorübergehende Fuhre schwer geladen hat, man hebt daher diese Thiere vorher aus dem Wege. Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 1, 286. 287. Die Strafe des Viertheilens ist von den Römern auf Westgothen und Burgundionen übergegangen, deren Gesetz durch das römische Recht am frühzeitigsten beeinflußt war. Vier Pferde, zwischen die der Verbrecher mit Armen und Füßen gebunden war, wurden nach allen vier Seiten gleichzeitig angetrieben. So wird Ganelon getödtet, der das Heer der karolingischen Franken an die Heidenschaft verrathen; nach den Worten des Rolandsliedes:

an dem bûche unt an dem rucke
brâchen si in ze stucke.
so wart di untriwe geschendet.

Meineidige, Ehebrecher, Bruder- und Meuchelmörder werden in der Unterwelt mit Zerreißung bestraft: „da saugt im Schlangensaal Nidhhöggr an ihren Leichen, da zerreißt sie der Wolf.“ Auf dasselbe Ende hindeutend, hat man im Mittelalter reißende Thiere, Schlange, Hund und Wolf neben die Hingerichteten mit an den Galgen gehängt. Sie sollen im Tode zerrissen und die Seele zur Wiedergeburt ihnen hinweggenommen sein.

Mit Verbreitung des Christenthums unter den Germanen verbreitete sich auch dessen Abscheu gegen Blutvergießen, mehr aber noch die Lehre von der Gleichheit der Menschen vor dem Gesetze. Das heidnische Volksrecht, das den Freien, der die Composition erlegte, von der Todesstrafe entband, dagegen den besitzlosen Sklaven schonungslos tödten ließ, mußte zuerst aufgehoben werden. Um dies zu bewerkstelligen, suchen die Missionäre den schimpflich erlittnen Tod des Hingerichteten in einen

ehrlichen zu verwandeln, indem sie sich die Leichname von den Richtstätten zur Beerdigung ausbitten. Sie veranlassen damit, daß man allmählich die Strafweise milderte, was man nachmals Richten nach Gnade nannte. Dies hatte dann die weitere praktische Folge, daß der Verbrecher zuvor beichten durfte, daß sein Leichnam den Verwandten überliefert und in geweihter Erde begraben wurde. Aber vornemlich das barbarische Zerreißen und Zerstücken der Hinzurichtenden erfüllt die Missionäre mit Schauder, und der Reihe nach bieten sie ihre Wunderkraft auf, solche geschändete Körper wieder zu beleben. Während sonst das Abnehmen der Leichen vom Galgen bei schwerer Strafe verboten war, erwirkte Eligius, der in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts lebte, sich beim Könige die Erlaubniß, alle Gerädterten und Gehängten vom Galgen nehmen und begraben zu dürfen; Lindger stellt den gepfählten Pferdedieb Buddo wieder her und schilt das bei der Hinrichtung zuschauende Volk. RA. 688, 691. Corbinian macht einen Gehängten wieder lebendig, und der Straßburger Bischof Arbogast macht den Galgen dadurch ehrlich, daß er befiehlt seine eigne Leiche unter denselben zu begraben. Rettberg, Kirchengesch. 2, 733. Bis auf den heutigen Tag hört man Aehnliches den Bürgern der Stadt Luzern nachsagen, von denen es heißt, sie hätten einmal zu Rom sich den Leib eines Heiligen erbeten, aber vom Pabst zur Antwort bekommen: Ihr habt daheim heilige Leiber unter dem Galgen, ziehet erst diese zu Ehren. Lütolf, Fünfort. Sag. Nr. 410. Die heil. Hildegunde von Neuß wird während der Zeit, daß sie am Galgen hängt, von einem Engel unterstützt und gehalten, wie Cäsarius von Heisterbach erzählt, Dial. 1, 40. Derselbe Zug findet sich auch in F. Wolfs Portugies. und Catalan. Volksromanzen S. 119 im Liede El romero, wo es vom Gehängten heißt:

Hielt St. Jakob ihn am Fuß,
An dem Kopfe Sanct Maria,
Und die Engel rings um ihn
Hatten sich ihm beigesellt.

Henricus, der zwölfte Abt des Klosters Adewert, kam auf

seiner Ordensreise an einer Richtstätte vorbei, wo eben ein armer Sünder enthauptet worden war. Da ließ Gott es zu, daß einer das Haupt wieder auf den Leichnam setzte, und alsobald erhob sich der Todte und bat den Abt, seine Beichte zu hören. Nachdem dies geschehen und Henricus die Absolution gesprochen hatte, sank der Missethäter wieder todt hin. Wolf, Niederl. Sag. Nr. 325.

Gleichwie unselige Geister hauptlos erscheinen, so müssen sie auch auf nur halben oder dreibeinigen Rossen und mit einer Meute dreibeiniger Hunde im Zug des Wilden Heeres mitreiten. Nach dänischem Volksglauben reitet die Pestgöttin Hel auf einem dreibeinigen Pferde. Myth. 290. 804. Auch das Gespenst des Viehschelms, dessen Gebrülle als Verkündigung gilt einer kommenden Viehseuche, ist ein Stier, der von Gestalt nur zur vordern Hälfte leibig ist, in der Mitte geht er aus und schlenzt die leere Haut hinten nach. Leoprechting, Lechrain 75. Mithin ist der Körper des Thieres gleichfalls zerstückt, wenn es ein verwünschtes ist. Die Stimme, welche hinter dem vorbeifahrenden Wagen des Guenisheeres laut wird, ruft mit großer Dringlichkeit: Verbind mirs! Aargau. Sagen Nr. 84. Der Sinn dieses Rufes erhellt aus einer Stelle von Trauschens Straßburger Chronik vom Jahre 1516, in Stöbers Elsass. Sag. pag. 434: Zu Freiburg sah ein Weib ihren Mann, der im Kriege umgekommen, also im Haufen des Wütenden Heeres mitlaufen, dem war der Kopf von einander; sie lief zu ihm hin und band ihm den Kopf mit ihrem Schleier zusammen. Dafür erhielt die getreue Frau einen großen Goldbecher geschenkt: „sie soldt drauß trinken." Dieser Beisatz deutet auf die heidnische Sitte zurück, zum Angedenken der Verstorbnen aus deren in Metall gefaßten Schädeln den Minnetrunk auszubringen, denn Kopf heißt beides, Haupt und Becher. Nachdem Held Vidrich den Riesen Langbein erlegt hat, stellt er die Leiche an einen Eichstamm und setzt das abgeschlagne Haupt wieder auf den Rumpf; doch in frischaufwallendem Hohne stößt er mit dem Speerschaft gegen den Körper und das Haupt fällt wieder zu Boden; denn dieser Menschenfresser,

Etgeir wird er genannt, verdient nicht, daß man seine Leiche ehre und muß hauptlos bleiben. Grimm, Altdän. Helden-L. pag. 22. Den Leichen der Vampyre, Nachzehrer und Wiedergänger wird das Haupt mit einem Stechscheit abgestoßen, damit sie nicht wieder erstehen können, ein Brauch, der im Preußischen im Jahre 1820 vorkam (Temme-Tettau, Preuß. Sag. 1837, 275) und in Siebenbürgen bis auf diesen Tag andauert. Allgem. Augsb. Ztg. 1850, Nr. 223. Fr. Müller von Schäßburg, Hexenglaube in Siebenbürgen 1854, pag. 52. Nachdem die Zwerge den Riesen Gilling in der See ersäuft hatten, war noch sein Weib daheim übrig, das heftig jammerte. Um ihrer los zu werden, riethen ihr die Zwerge, sie solle nach der See hinausblicken, wo Gilling umgekommen, dies werde ihr das Herz erleichtern. Aber so wie sie heraus trat über die Schwelle, ließ man einen Mühlstein über ihren Kopf herab fallen. Dieselbe Todesstrafe trifft im Färöer-Volksliede den Menschenfresser; nachdem ihm die Gliedmaße einzeln abgehauen sind, werden Steine trennend dazwischen gelegt. Der Gott, heißt es in Simrocks Uebersetzung:

hieb ihm ab das andre Bein
Und warf dazwischen Stock und Stein.

Die Stiefmutter im KM. Nr. 47 hat den Knaben geschlachtet und dem Vater zur Speise vorgesetzt, dafür tödtet sie der Vogel, der über ihrer Hausthüre den Mühlstein herab rollt: „bratsch! smeet eer de Vagel den Mählensteen up den Kopp, dat se ganß tomascht wurr." Tantalus, der die Götter mit vorgesetztem Menschenfleisch zu versuchen dachte, empfieng die gleiche Strafe für seine Ruchlosigkeit; in die Unterwelt geworfen, muß er nicht bloß beständig hungern und dursten, sondern wie Pindar sagt (Olymp. 1, 56. Isthm. 7, 10) schwebt ein Felsstein, beständig herab zu fallen drohend, über seinem Haupte.

In Wolfs Hess. Sag. Nr. 23 und 62 wird ein Mann von den Burggeistern aufgefordert, auf dem Rodenstein und Schnellerts, den Schlössern des Wilden Jägers, zur bestimmten Nachtstunde sich einzufinden und einen Sack nebst Hacke und

Grabscheit mitzubringen. Die Geister setzen ihn an ihre Gasttafel und nehmen ihn mit auf die Jagd. Hier aber muß er ein Loch aufgraben und die Frauenleiche, die drinnen liegt, in den mitgebrachten Sack stecken; alsdann hat er ebenso die Leiche eines Kapuziners, den die Jagdhunde in Stücke zerrissen haben, den Hunden abzujagen und in den Sack zu thun. Er muß also hier zu zweien Malen die zerstückten Glieder von Leichnamen auffammeln, wie Medeias Vater thut, ja die zerstückt begrabnen in seinen Sack sammeln, damit sie wieder geordnet und zur Ruhe bestattet werden können. Wer aber menschlichen Gesetzen frechen Trotz entgegen setzt, der schließt sich selbst von der Allen gewährten Rücksicht aus und geht darüber auf immer zu Grunde. Ein Pandurenhauptmann, der in frevelnder Absicht die Teufelsküche bei Lichtenberg durchreiten wollte, wurde da sammt seinem Rosse in Fetzen zerrissen und in der ganzen Schlucht zerstreut, „kein Beinlein war mehr ganz, alles ein zermalmter Brei;“ nun spukt er hier als feuriger Reiter. Leoprechting, Der Lechrain 115.

Ein Mädchen in Ulten war unter die Hexen gegangen, bestand aber in ihrem neuen Amte schlecht und wurde dafür auf der Versammlung in Stücke zerrissen. Eine empor geschleuderte Rippe erhaschte des Mädchens Geliebter, der von einem Baume herab dem Vorgang zusah. Als nun die Hexen zum Heimgang fertig waren, suchten sie die Stücke zusammen und formten daraus den alten Körper; doch da sie die eine Rippe nicht finden konnten, setzten sie eine aus Erlenholz ein, belebten das Mädchen und hießen sie von nun an Erlene Hexe. Einer andern Dirne setzten sie bei einer ähnlichen Gelegenheit statt des fehlenden Beinchens einen Haselzweig ein und sprachen: Nun bist du wieder ganz, bis dich Jemand Haselhexe heißt. Hiebei hatte aber der Viehbube heimlich zugehört, der mit ihr im gleichen Dienste stand, und als er wieder einmal von ihr mißhandelt wurde, schrie er, du bist die Haselhexe! worauf sie augenblicklich in Stücke zerfiel. Zingerle, Tiroler Sagen Nr. 586. 587. Einer Mutter war ihr Kind im See ertrunken und sie rief zu Gott und den Heiligen, ihr nur wenigstens

die Gebeine zu gönnen zum Begräbnisse. Der nächste Sturm brachte den Schädel, der folgende den Rumpf ans Ufer, und nachdem Alles beisammen war, faßte die Mutter sämmtliche Beinlein in ein Tuch und trug sie zur Kirche. Schon da sie hier eintrat, wurde das Bündel immer schwerer, als sie's auf die Stufen des Altars legte, fieng das Kind zu schreien an und machte sich zu Jedermanns Erstaunen aus dem Tuche los. Nur fehlte ein Knöchelchen des kleinen Fingers an der rechten Hand; dieses suchte und fand dann noch die sorgfältige Mutter, es wurde nachher zum Gedächtnisse in der Kirche unter andern Reliquien aufgehoben. Grimm, DS. Nr. 62.

Der Reisende Kohl in seinen Erzählungen (Kitschi-Gami 2, 182) vom Leben der nordamerikanischen Indianer am Oberen See, theilt die Indianersage mit von einem Riesengeschlechte, das Menschen fraß und Windigo hieß. Und noch heute glaubt man, durch Zaubermittel ein solcher Windigo werden zu können. Mißrathenen Söhnen und Frauen der Indianer von zügellosem Gemüthe erscheint ihre Waldwildniß oft noch zu zahm, sie entzweien sich mit den Ihrigen, entlaufen und streben zu völliger Verwilderung hinaus. Da durchstreifen sie die leeren Wüsten, kratzen eine arktische Flechtengattung, die man „Kannibalenkraut" heißt, von den Felsen und sollen, wenn der Hunger sie aufs Aeußerste treibt, Menschen anfallen und auffressen. Sie werden daher auch vom Indianer, wo er sie betrifft, gleich dem Wilde niedergeschossen; jedoch muß man sie nicht bloß tödten, sondern gänzlich zerstückeln, dann erst sind sie vernichtet. Ein französischer Canadier, der beim Fischfange saß, sah plötzlich solch ein altverwildertes Weib, une femme Windigo, neben sich stehen. Sie nahm die Fische aus seinem Netze heraus und fraß sie roh. Er griff zu seiner Flinte und schoß sie über den Haufen. Aber die herbei gelaufenen Weiber riefen ihm zu: Du mußt sie in Stücke zerhauen, sonst lebt sie wieder auf, dann geht es uns allen schlimm!

6. Die Besegnungsformel gegen Gliederverrenkung.

Nachfolgendes Wunder aus der Eligiuslegende ist auf einem altdeutschen Gemälde in der Sammlung der Züricher Wasserkirche dargestellt. St. Eligius, der als St. Loy allabendlich im Alpsegen der katholischen Sennen angerufen wird (der Alpsegen steht: Aargau. Sag. 1, 327), war ein Hufschmied, bei dem ein vorüber reitender König sein Pferd mit silbernen Hufeisen beschlagen ließ. Statt die Eisen vor die Schmiede heraus zu bringen, nahm Eligius die Hufe des Rosses mit an die Esse hinein. Sebastian Brant, Leben der Heiligen, erzählt den Vorgang also: sant Loy schneit dem pferd die füsz ab nach den gelidern, und als er es beschlagen hett, da setzt er im die füsz wider an on allen gebrechen. Diese Erzählung kehrt wieder norwegisch bei Asbjörnsen (Norske Folke-Eventyr, Christiania 1866, Nr. 21); belgisch bei Wolf, Ndl. Sagen Nr. 17; und süddeutsch bei Meier, Schwäb. Sagen Nr. 330. Bald ist es da der Schmiedknecht, der dem Meister das vorgenannte Kunststück abgesehen zu haben meint und es falsch nachmacht, bald auch ist es der Schmied selbst, dessen Uebermuth durch den König gemeistert wird als denjenigen, der den abgeschnittnen Pferdefuß allein anzufügen vermag; keine der Erzählungen aber giebt zugleich das Mittel an, durch welches die Sache gelingt. Dieses liegt in der Besegnungsformel, deren Alter und Wortlaut uns hier beschäftigt.

In einem der zwei heidnischen Zauberlieder, die man nach ihrem Fundorte die Merseburger nennt, ist erzählt, wie Götter und Göttinnen zusammen versuchen, den verrenkten Fuß des Fohlens Baldurs zu heilen, wie aber schließlich Wuotan allein das wirkende Wort der Besprechung weiß und die Heilung bewerkstelligt. Diese Segensformel des ältesten deutschen Exorcismus heißt:

ben zi bena, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sose gelimida sin.

Wuotan allein weiß und ſpricht dieſen Spruch; denn er, ſagt die Edda, hat erfunden mit Liedern und Zauberſprüchen zu fördern und zu hemmen alles was immer geſchieht: Feinde zu feſſeln, ſich aus Feſſeln und Banden zu löſen, Pfeile im Fluge zu hemmen, Waffen zu ſtumpfen, ſich unverwundbar zu machen, den Sieg zu erſingen, Erhängte zu erwecken, Liebe zu gewinnen und zu bewahren. Da nun der Aberglaube der älteſten und der jüngſten Zeit durchſchnittlich ſich ähnlich iſt, wo nicht gar ſich gleich bleibt, ſo haben auch älteſte Segensformeln bis auf die Neuzeit ſich herüber retten können, und ſeitdem die wiſſenſchaftliche Aufmerkſamkeit hiefür rege geworden iſt, entdeckt man dieſelben in ihrer echten Geſtalt allenthalben wieder. Die eben erwähnte Merſeburger Zauberformel beſitzt ſeit jüngſter Zeit bereits ihre eigne kleine Literaturgeſchichte und iſt bis in die entlegenſten Gegenden und Perioden hin nachgewieſen. Ihre Spielarten hat J. Grimm norwegiſch, ſchwediſch, niederländiſch, ſchottiſch, mittellateiniſch und deutſch mitgetheilt in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1842, 21; und in ſeiner Mythologie 1181. Mit noch glücklicherem Erfolge hat dann A. Kuhn dieſelbe Formel ſchottiſch, ehſtniſch, lettiſch, ruſſiſch und altindiſch nachgewieſen in v. d. Hagens Germania 7, 425, und in der Ztſchr. für Sprachforſch. 1863, S. 51 und 151. Wir ſelbſt waren bei dieſen Sammlungen ebenfalls mitbeſchäftigt, wie die hier nachfolgenden Parallelſtellen zeigen, für welche des Textzuſammenhanges und des Wortverſtändniſſes wegen aus Grimm und Kuhn ein paar Wiederholungen gemacht werden müſſen.

Hammond iſt der erſte geweſen, der den altdeutſchen Zauberſpruch aus dem Volksmunde gehört und ihn in der Nordiſchen Miſſionsgeſchichte 1787 alſo veröffentlicht hat:

Jeſus ritt zur Heide, da ritt er das Bein ſeines Fohlens entzwei. Jeſus ſtieg ab und heilte es. Er fügte Mark in Mark, Bein in Bein, Fleiſch in Fleiſch. Er legte drauf ein Blatt, daß es haften ſolte.

In einem unter dem katholiſchen Landvolke des Frickthals verbreiteten Zauberbüchlein: Albertus Magnus Egyptiſche Ge-

heimniſſe, Brabant (Reutlingen) 1840 — findet ſich Heft 1, pag. 11 derſelbe Spruch wieder, hier ſtatt des Fohlens angewendet auf den Hirſchen. Der Text ſagt: Wenn einem ein Bein verruckt, es ſei Menſch oder Vieh, ſo ſprich:

Es gieng ein Hirſch über die Heide,
Er gieng nach ſeiner grünen Weide,
Da verrückt er ſein Bein an einem Stein,
Da kam der Herr Jeſus und ſchmierts ihm ein,
Schmierts ihm ein mit Schmalz und Schmer,
Daß es wieder gieng hin wie her.

Das Hauptſächliche der erſten Formel iſt hier ſchon vergeſſen, drum liegt die Heilwirkung auch nicht mehr in dem magiſchen Worte, ſondern im Einſchmieren der Salbe. Nach bairiſch-fränkiſchem Brauch, den die Bavaria 4, Abth. 1, 223 mittheilt, muß die kranke Stelle dreimal angehaucht und dazu geſprochen werden:

St. Peter ſaß auf einem Stein und hatt' ein böſes Bein. Fleiſch und Fleiſch, Blut und Blut: es wird in drei Tagen gut.

Ebenſo bläſt der Lette, wenn ein Kind im Fallen ſich weh gethan hat, auf die verletzte Stelle und ſpricht: Knöchlein zu Knöchlein, Blutchen zu Blutchen, Fleiſchchen zu Fleiſchchen!

Der Ehſte beſtreicht die ſchadhafte Stelle dreimal mit beiden Daumen; dann macht man in einen rothgefärbten Wollenfaden neun Schlingen, zieht ſie unter Herſagung der Formel in neun Knoten zuſammen und umbindet damit die verſtauchte Stelle. Der Spruch heißt: Haut gegen Haut, Blut gegen Blut, Fleiſch gegen Fleiſch, Adern gegen Adern.

Im finniſchen und ruſſiſchen Spruche werden die Adern beſonders genannt. Im finniſchen Epos Kalewala, überſ. von Schiefner, pag. 78, Vers 307 und 380 — hat die Mutter ihren ertrunknen Sohn Lemminkäinen aus dem Waſſer gezogen und ſucht die von den Fiſchen ſchon angefreßne Leiche wieder zu beleben:

Füget Fleiſch dann zu dem Fleiſche,
Paßt die Knochen an einander,
Bindet ein Glied an das andre,
Drückt die Adern feſt zuſammen:
„Bein an Bein und Fleiſch zum Fleiſche,
Füge Glieder an die Glieder!“

Beim Ruſſen lautet derſelbe Spruch in wortgetreuer latein. Ueberſetzung: concrevit corpus cum corpore, os cum osse, vena cum vena; sigillavit ipse Christus in unoquoque homine sigillum.

Rußwurm in ſeinem über die Inſelſchweden handelnden Werke Eibofolke 2, 401 theilt die ſchwediſche Formel mit, die gegen Verrenkung angewendet wird: Lê i lê, lâ i lâ, alla lêer et Gûs behâg. Der böhmiſche Spruch ſteht in Grohmanns Aberglaube und Gebräuche aus Böhmen und Mähren 1, 154:

Maso k masu,	Das Fleiſch zum Fleiſche,
kost k kosti,	Das Bein zum Beine,
krev k krevi,	Das Blut zum Blute,
voda k vode.	Waſſer zum Waſſer.

In den Mythiſchen und magiſchen Bräuchen der Ehſten, von Kreutzwald, pag. 97 heilt Jeſus die Fußverrenkung des Roſſes:

Geh, Gelenk, an Gelenk hin wieder,
Gehe, Sehn', an Sehne wieder,
Gehe, Sprung, an Sprung hin wieder,
Gehe, Fleiſch, zum Fleiſch hin wieder!

Wie im Merſeburger Liede Wuotan es iſt, der oberſte Gott, der die Heilung bewerkſtelligt, in dem chriſtlich gewendeten Spruche dann Chriſtus die Heilung am Roſſe vollzieht, ſo thut dies auch im altindiſchen Spruche der Schöpfer und Ordner der Welt. Die nachfolgende Formel gehört dem Atharva-Beda an und iſt von Kuhn in ſeiner Zeitſchrift Jahrg. 1863, pag. 58 bekannt gemacht worden:

Mark mit Marke ſei vereinigt,
Haut mit Haut erhebe ſich.
Blut erheb ſich dir am Knochen,
Fleiſch erhebe ſich am Fleiſch.
Steh auf, geh hin du, eile fort!

Dieſelben Körperſubſtanzen, jedoch in umgekehrter Reihenfolge, werden aufgezählt, wenn ein Uebel aus dem Körper hinweg geſegnet werden ſoll; zur Vertreibung unreiner Säfte nimmt der Exorciſt einen Stein aus dem Bache auf, den er nachher genau an dieſelbe Stelle zurück legt, und ſpricht:

Unrein,
geh aus dem Mark in das Bein,
aus dem Bein in das Fleiſch,
aus dem Fleiſch in die Haut,
aus der Haut in den Stein, in den Rhein,
dann werden alle meine Säfte rein.

Dieſelbe Redefigur der abſteigenden Gradation enthält ein Segen gegen die Abzehrung, in Grohmanns Böhm. Abergl. S. 177. Man mißt die Breite des Patienten nach ſeinen ausgeſtreckten Händen, und ebenſo ſeine Höhe vom Kopf bis zur Ferſe mit einem Strohhalm. Entſpricht die Breite nicht der Länge des Körpers, ſo iſt die Auszehrung aufgefunden und wird mit folgenden Worten verwünſcht:

Ich vertreibe die Auszehrung aus dem Körper,
Aus dem Kopfe in die Schulter.
Aus den Armen in die Knie,
Aus den Knien in die Nägel,
Aus den Nägeln in das Meer:
Daß ſie dort das Waſſer übergieße und der Sand überſchütte,
Daß ſie die Beine nicht breche und die Adern nicht zerre,
Das Blut nicht ſauge und das Fleiſch nicht reiße.

Wie die Knochenſubſtanz relativ unzerſtörbar iſt und daher in den Höhlen und Gräbern eines vorgeſchichtlichen Menſchengeſchlechtes und untergegangener Thierracen bis heute ausgedauert hat; ſo knüpfte der religiöſe Glaube aller alten Völker

die Lehre von der körperlichen Fortdauer nach dem Tode an die Erhaltung der Knochensubstanz, und der darauf gegründete Zauberspruch, mit dem der verletzte Knochen geheilt wird, geht daher gleichfalls durch alle Zeiten und Sprachen.

Zum Schlusse darf auch auf ein paar Auszählsprüche in jenen Mährischen Kinderreimen hingewiesen werden, die J. Feifalik in Wolfs Ztschr. für Myth. 4, 341 mitgetheilt; sie kommen dem Sinne der voranstehenden Exorcismen sehr nahe.

Der Hase läuft um den Zaun,
Zerriß sich einen alten Stiefel,
Den näht ihm der Fuchs zusammen;
Das Eichhörnchen lächelte.
Was hast du zu lachen,
Da du kein Stückchen Hose hast?

Genug,. genug,
Schon ist es der bloße Knochen;
Dieser ist es, dieser da,
Werfen wir ihn hinaus!

* * *

Vater schlachtete einen Widder,
Sandte der Mutter die Lunge.
Sie will die Lunge nicht,
Sie will einen Hasen.
Uebers Brachfeld läuft der Hase,
Zerriß sich das Loch hinten.
Der Fuchs näht' es ihm zusammen,
Eichhörnchen lächelte.
Was hast du zu lachen,
Hast ja nicht ein Stückchen Hosen.
Holer, holer Knochen,
Schon ists Fleisch genug!

Hier haben wir die wechselnden Gestalten des altheidnischen Zauberspruches, die Geschichte seiner Wirkungen giebt uns die

Edda dazu. In Skaldskaparmal c. 50 wird erzählt, wie die Jungfrau Hilldr*) Nachts nach beendigter Schlacht zur Walstatt hingeht und alle, die da todt lagen, durch Zauberei erweckt. Tags darauf kommt es zwischen den beiden Heerfürsten abermals zur Schlacht, und wiederum kämpften vereint unter ihnen alle die, welche gestern gefallen waren, „und so wird dieser Kampf der Hiadhningen fortdauern bis zum jüngsten Tage." Es mangelt dieser Erzählung nur die Angabe der symbolischen Manipulation, ohne welche ein gesprochner Exorcismus unwirksam bleibt. Während also Hilldr ihren Heilspruch über die zerfleischten Kriegerleichen sang:

ben zi bena, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sose gelimida sin!

durfte sie nicht vergessen, den besegneten Rümpfen Haupt und Glieder anzufügen. Alsdann erfüllt sich an den Hiadhningen das Loos der Einheriar in Walhall: Jeden Morgen wappnen sie sich, um täglich den Streit des Lebens zu erneuen, bekämpfen und fällen einander, Abends dann sind sie wieder heil und tafeln zusammen.

Zum Schlusse vernehmen wir aus dem Munde der Legende, wie der Heidenzauber sich ins christliche Wunder umstellt von der durch gliederweise Zusammenfügung und unter Anrufung Gottes bewirkten Wiederbelebung zerstückter und zerschmetterter Menschen.

Die von Gall-Morel neu aufgefundene Lateindichtung der Nikolauslegende gehört in dem Einsidlener-Manuscripte unstreitig dem 12. Jahrhundert an und ist auszugsweise bekannt gemacht im Anzeiger des German. Museums 1859, Nr. 6. Sie erzählt, wie der Heilige drei von ihrem Gastfreund im Schlafe ermordete Mönche wieder belebt. Ihre Leichen waren bereits zerstückt und in eine Salztonne zum Schweinefleisch geworfen, das man auf den Verkauf einpöckelte, da vereinigten sich die

*) Sie ist eines Namens mit jener Pharaildis, welche den verzehrten Ochsen wieder herstellt, indem sie über seiner ausgespannten Haut den Zauberstab schwingt. S. voraus Seite 222.

zerſchnittnen Körpertheile auf Nikolaus Gebet, heil ſinken ihm die Wiederbelebten zu Füßen. Daher wird Nikolaus mit dem Symbol des Keſſels abgebildet, rückweiſend auf jenes Salzfaß. In der Lebensbeſchreibung des heiligen Emmeram, welche der Freiſinger Biſchof Aribo im 8. Jahrhundert verfaßte, ſammeln die Einwohner die abgeſchnittnen Glieder des verſtümmelten Heiligen und verbergen ſie unter einem Weißdorn;*) denn es herſchte unter ihnen der Glaube, daß der Rumpf ohne ärztliche Hülfe heile, wenn man die zerriſſnen Theile unter dem Boden berge. Acta SS. 22. Sept. vita Hemmerami, c. 21. Ich theile hier denſelben Legendenzug aus einer von mir entdeckten Perg. Handſchrift, Groß 8° mit, welche aus dem 1520 aufgehobnen Dominikanerkloſter zu Bern ſtammt und durch Bruder Dietrich von Appolda, Predigermönch zu Erfurt, verfaßt iſt. Der Titel heißt: Ein bůch von dem leben, dem vsgange vnd den zeichen sant Dominicus. Das zweite Buch, Kap. 4 handelt von dem erkikenne (Wiederbelebung) eines junglinchs, der Inhalt iſt folgender. Der junge Vapuleon zu Rom, ein Neffe des Kardinals Stephan, ſtürzt auf der Straße mit dem Roſſe, und das Jammergeſchrei der Begleiter, er ſei zerſchmettert, bringt in die Sixtina herein, wo der Pabſt und die Kardinäle eben mit St. Dominicus in Verſammlung ſitzen. Dominicus läßt den Zerfallnen ins nächſte Haus bringen, fügt die zerſchmetterten Glieder an einander und legt die im Todeskampfe verzerrten Züge zurecht: vnd leit ellů sinů gelide ze samen ordenlich vnd sin antlůt, das vngestalt was von dem zerzerren, vnd fůgt och andrů sinů gelide an ir stat. Hierauf nach einem dreimal wiederholten Gebete rief er Vapuleon mit Namen und hieß ihn in Chriſti Namen ſich erheben. Vnd ze hande vor allen die da warent, do stunde der junglinch vf, vnd der in erkiket hate, ze dem sprach er: nun vater gibe mir etwas ze essene.

*) Vgl. voraus Seite 201.

7. Das Beinhaus.

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Uralte Knochenanhäufungen haben ſich im Boden ſolcher Plätze vorgefunden, wo nachweisbar heidniſche Cultſtätten geweſen waren; ſo auf einem Berge bei Schochwitz im Mansfeldiſchen (Myth. 492), am Augsburger Perlachberg und im Würzburgiſchen Kloſter Heiligenthal (Panzer, Bairiſche Sagen 2, 448), auf dem Kniggel bei Halberſtadt (Pröhle, Harz. Sag. 1, XXXIV), im Aarauer Jura auf dem Grabacker der Lorenzokapelle und auf demjenigen zu Olsberg im Frickthal (Aargau. Sag. 1, 265 und 194). Die beiden Waldplätze im Tann, einer Gemeindewaldung von aargauiſch Muheim, welche Alte Gräber und Kaibenſtatt heißen, ſind zugleich Fundorte römiſcher Alterthümer. Es veranlaſſen nemlich die zahlreichen Schädel und Knochen beſonders von Roſſen, die man ſchichtenweiſe im Boden ſolcher Plätze findet, den Volksglauben, jene Gebeine ſeien in Folge ſchwerer Viehſeuchen hieher gebracht worden, und da man die Seuche, gleich dem crepirten Thiere, Kaib und Schelm nennt, ſo ſind dieſe Orte darnach Schelmenacker, Kaibengraben, Kaibler u. ſ. f. genannt. Die ſeit 1836 zu Schlatt, Kt. Thurgau, aufgefundnen keltiſchen Gräber liegen in einem Weinberge, Namens Schelmenbühl, und auch hier ſind zahlreiche Roßknochen mit zum Vorſchein gekommen. Wie man nun einſt den deutſchen Heiden Roßfreſſer ſchalt, ſo giebt man heute ganzen Dorfgemeinden, die in der Nähe ſolcher Fluren liegen, den Spottnamen: Schelmen, Kaibenſchinder, Kaibenfreſſer. Die meiſten dieſer Plätze haben ihre beſondere Localſage von untergegangenen Schlöſſern oder Klöſtern, und auch aus ihr geht mit hervor, daß hier in vorchriſtlicher Zeit ein allgemeiner Begräbnißort mit einem beſonderen Gebäude für die aufgeſammelten Gebeine geweſen ſei. Ueber die Beſchaffenheit ſolcher heidniſchen Beinhäuſer ſteht uns keine einheimiſche Nachricht zu Gebote, wir behelfen uns daher mit einer An-

ſchauung aus der Fremde. Arnkiel in der Cimbriſchen Heydenreligion 1691 erwähnt Seite 350 aus einem Reiſewerke des Ferd. Pinto, es habe derſelbe bei den Tataren in einem Bezirke 164 größere Gebäude beiſammen getroffen, alle klafterhoch und bis unter das Dach mit Todtenknochen angeſchichtet, ſo daß es das Ausſehen gehabt, als wären dieſe Häuſer mit ihrem Giebel erſt aus dem Beinhaufen herausgegraben. Auf einem Hügel nebenan ſtand ein ehernes Koloſſalbild, dieſe Gottheit, ſagte man, werde bei der Auferſtehung der Todten jedem hier Begrabenen ſeine Gebeine wieder zutheilen. Somit iſt bei einem aſiatiſchen Volksſtamme in der Neuzeit derſelbe Brauch wieder geſehen worden, welchen Griechen und Römer bereits von den Indern unter der Beifügung melden, daß man die Leichen den wilden Thieren preisgegeben, und welcher bei den heutigen Parſen in Baku der noch immer giltige iſt. Man ſetzt rings um einen außerhalb des Wohnortes gelegnen Thurm die Leichen frei aus und läßt ſie von den Raubvögeln bis auf die Gebeine abnagen. Sodann werden dieſe von einer auf die Höhe des Thurmes führenden Außentreppe in ſeine Oeffnung hinab geworfen. Iſt letztere im Laufe der Jahre angefüllt, ſo muß ein neuer Thurm errichtet werden. So gewaltig angehäufte Knochenmaſſen in eigens dafür beſtimmten Bezirken verſinnlichen uns die Stelle bei Heſekiel c. 37: Des Gebeines lag ſehr viel auf dem Felde und war ſehr verdorret. Und ſiehe, es regte ſich, und die Gebeine kamen wieder zuſammen, ein jegliches zu ſeinem Gebeine, und ſiehe, es wuchſen Adern und Fleiſch darauf und er, der Herr, überzog ſie mit Haut.

Aus den vorausgehenden Kapiteln iſt erſichtlich, daß der Germane den Grund der Lebensdauer im Knochenbau ſuchte, er wird alſo auch den Gebeinen der Beſtatteten eine beſondere Sorgfalt gewidmet haben. Dahin deutet manches in der Sprache. Starche, härte Knoche hâ heißt dem Berner Oberländer langlebig ſein. In der epiſchen Poeſie der Angelſachſen heißt der Leib ſelber das Beinhaus, bânhûs; bânfät (ossium vas), bânloca (ossium septum), bâncôfa (cubiculum). Die Plünderung der Leiche iſt dem Heiden eine Todſünde und

macht ehrlos, sie heißt hrairoup, Todtenraub, und nur ein barbarischer Hune, sagt das Hildebrandlied, ist ihrer fähig. Sie ist schon in den bajuvarischen, langobardischen und alamannischen Gesetzen verboten und wird nach westgothischem Gesetz mit dem Feuertode bestraft; denn der Todtenräuber frevelt nicht bloß an der Leiche, sondern stiehlt ihr von ihrem Leben, weil man die Seele des Todten noch bei seiner Leiche gegenwärtig dachte. Auch das bloße Gerippe ist unantastbar, weil an ihm die Wiedererweckung vollzogen wird. Das Siegel der Badischen Waldstadt Seckingen zeigt den heiligen Fridolin, der ein Todtengerippe an der Hand führt; es ist dasjenige Urso's, den er aus dem Grabe erstehen läßt und vor das Gericht zu Rankwil stellt als Zeuge für die Giltigkeit der dem Heiligen streitig gemachten Schenkung. Die Acta SS. 1. März in Balthers Leben sind die Quelle dieser Tradition.

Die Nachrichten über Errichtungen von Beinhäusern auf deutschen Kirchhöfen reichen nicht weit zurück; die Synoden von Münster im Jahre 1279, cap. 18, und von Köln ao. 1281, cap. 11 verordnen solche. Marzohl-Schneller, Liturgia 1, 106. Von weit höherem Alter sind jedenfalls die Meinungen und Ueblichkeiten, die sich an das Beinhaus knüpfen. Hier folgen einige. Jeder Kirchhof hat seine unsichtbare Wache, die von dem hier zuletzt Begrabnen gehalten wird, bis ihn sein Nachfolger ablöst. Sein Geschäft ist, Ruhestörer zu verscheuchen, die Gräber mit Weihwasser zu besprengen, das kleine Gebein aufzulesen und es im Beinhaus aufzuschlichten. Trifft die Reihe ein Weib, so heißt sie die Frau Todin und nach dem Rechen, den sie für das kleine Gebein braucht, die Zammrechari. Schönwerth 3, pag. 16. Alpenburg, Tirol. Myth. 1, 347. Das Dorfthier in solothurnisch Erlinsbach, nächst Aarau, ist ein in Thiergestalt und zugleich in Priestertracht umgehendes Witterungsgespenst, allein sein Lager hat es auf den Knochen des dortigen uralten Beinhauses, dessen vorzeitliche Schädel bei den Craniologen unter dem Namen der Erlinsbacher eine neue Species bilden. In der innern Schweiz sieht man die Schädel, wie sie aus den wieder geöffneten Gräbern kommen, reihenweise auf-

geſchichtet und mit des weiland Eigners Namen beſchrieben, in Macugnaga am Monteroſa ſind die der geweſnen Ortsgeiſtlichen am Cranium in Form eines ſchwarzen Sammtkäppchens übermalt. Dabei brennt ein ewiges Licht. Im Anniverſarienbuch des aargau. Frauenkloſters Hermetſchwil ſteht „unterm vierten Tag des dritten Herbſtmonats" (Allerſeelen) eingeſchrieben: frôw Hilgart Bissin, conventfrôw diss gotzhûss, het gên 20 ß. haller, vnd das sol gebrûcht werden den armen selen zuo einem nachtliecht in dem beinhûss. Um einem Sterbenden den Todeskampf zu erleichtern, ſchickt man ſieben oder neun Kinder zuſammen ins Beinhaus oder, wo ein ſolches nicht in der Nähe iſt, zu einem Feldkreuz und läßt ſie da ſieben oder neun Vaterunſer beten. Dies geſchieht in der katholiſchen Landſchaft des Freienamtes. Aber auch der Proteſtant, dem die Todtenbeine der Gräber nicht weiter zur Schau geſtellt werden, widmet ihnen einen ſtummen Cultus. Es kommt in unſern reformirten Städten vor, daß der Patient einen verlornen Finger auf den Kirchhof bringen und da eingraben läßt. Im proteſtantiſchen Tuttlingen wird nach der Einſenkung des Sarges das Lied angeſtimmt: Ruhet ſanft, ihr Todtenbeine! (Birlinger, Schwäb. Sagen) Es iſt das äußerſte Maß der Verachtung und Schmach, zu ſagen: man wird mit deinen Knochen noch die Birnen und Welſchnüſſe herunter bengeln. Ein Tiroler Viehhirte wirft nach einer widerſpenſtigen Kuh mit einem Kirchhofsknochen; Nachts darauf ſagt der Geiſt zu ihm:

Bringſt du mir morgen nicht mein Bein,
ſollſt von mir zerriſſen ſein.

Zingerle, Tirol. Sagen Nr. 351. Als der Weber von Neukirchen einen Todtenkopf vom Freithof mit heim nimmt, um ihn unters Kopfkiſſen zu legen und ſich damit Glücksnummern träumen zu laſſen, erſcheint der Geiſt und fordert den Kopf zurück. Schönwerth, Oberpfalz 3, 152. Der Satz, wer Nachts einen Knochen vom Kirchhof holt, dem brechen die Geiſter den Hals, reicht durch die geſammte deutſche Welt, neuerlich noch hat ihn K. Maurer aus dem Munde einer Frau auf Island

aufgezeichnet. Dorten wettet die Magd Gudrun gegen den Werth einer Tabaksdose, sie werde jenen Sack, in welchem hinter der Kirchenthüre die Gebeine aufgehängt werden, ins Haus herüber bringen. Sie thut's, wird aber hierauf unabläſſig von einer Erſcheinung verfolgt, welche ſpricht: Uebel biſt du, Gudrun, mit meinen Knochen verfahren, das ſollſt du wieder gut machen! Isländiſche Sagen der Gegenwart, Seite 64 und 134.

Beſucht man die Todtenkapellen auf einigen Alpenhospizen, ſo ſieht man dorten vollſtändige Skelette in den Mauer-Niſchen aufrecht ſtehen, einige ſogar in eine ſchwarze Mönchskutte gekleidet. Dieſer phantaſtiſche Todtenkultus ſoll durch ganz Italien bemerkbar ſein und wird im Sinne des kirchlichen Memento mori ausgedeutet. Berühmt ſind dadurch namentlich zwei Kirchen zu Rom. Die Todtenkapelle alla Morte an der Brücke Siſto hat eine Unterkirche, deren Wände und Decken ganz und gar mit lauter Menſchengebein überkleidet ſind. Ganze Gerippe ſtehen in den Niſchen, ein Theil der Wand iſt mit Kinderſchädeln, ein anderer mit lauter Gelenkknöchlein arabeskenartig geſchmückt, die Kandelaber ſind aus Knochen zuſammengefügt, die Roſetten, Sterne und Kreuze der Decke ſind lauter Menſchenknochen. In der Todtenkapelle auf der piazza Barberini ſtehen Gerippe in Kapuzinerkutten herum, an der Decke hängen zwei Kindergerippe in Geſtalt ſchwebender Engel, es waren einſt zwei Prinzeſſinnen des Hauſes Barberini.

Dieſe welſche Sitte erſcheint uns grauſig, aber noch erſchrecklicher wird es dem Italiener zu hören ſein, daß man bei uns zum Andenken an die Todten das Brod in Knochenform backt und unter dem Namen Todtenbeine feil hält. Unter den Feinbäckereien der Stadt Aſchaffenburg ſtehen die ſogen. Bubenſchenkel und die ſafrangefärbten Dürrbênerchen obenan. Doch hievon wird im folgenden Abſchnitt vom Seelenbrod beſonders die Rede ſein.

In W. Wackernagels Basler Gymnaſ. Progamm v. 1835 zu Bürgers Gedicht Lenore finden ſich S. 7 zwei Volkslieder, die des Brauches gedenken, Heldenleichen in aufrechter Stel-

lung zu begraben. Ein Klephtenlied aus Fauriels Neugriech. Sammlung 1, 56 legt dem todten Armatolenführer das Wort in den Mund:

Die Grabesstätte hauet mir aus,
macht eine breite und hohe,
Damit ich aufrecht streiten kann
und in die Quere laden.

Ueberaus ergreifend ist dies in einem deutschen Soldatenliede veranschaulicht aus des Knaben Wunderhorn 1, 72; eine Kriegerschaar rückt aus dem Städtlein fort, wo sie Nachtquartier gehabt, stößt auf den Feind und wird insgesammt erschlagen. Da erhebt sich der Trommelschläger, auf den beim heutigen Auszug noch sein Liebchen vom Fenster herabgeblickt hatte, und trommelt die Leichen der Kameraden auf. Sie schlagen den von panischem Schreck ergriffnen Feind und rücken dann vor der Liebsten Haus:

Da stehen Morgens die Gebeine
In Reih und Glied wie Leichensteine,
Die Trommel steht voran,
Daß Sie ihn sehen kann.

Aus diesen Angaben zusammen wird nun hervorgehen, daß das richtige Abbild des Todes wirklich unser Knöchler und Knochenmann ist, daß er aber als solcher ursprünglich ein Gedenke zu leben, und nicht ein Gedenke zu sterben, gewesen war. Hiemit erleidet auch das Ziel von Lessings Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet" eine Abänderung nicht zwar des künstlerischen Ergebnisses, wohl aber der culturgeschichtlichen Prämissen. Das Abbild auch des griechischen Todesgottes muß irgend einmal in früherer Zeit dem unsrigen gleich gewesen sein. Auch in Griechenland war das Grabalter dem Brennalter vorausgegangen. Verbrannt werden bei Homer die Pestleichen, um das Heer vor Ansteckung zu sichern; verbrannt wird Patroklos Leiche, weil man während des zehnjährigen Krieges nicht hoffen konnte, die Leiche in die Heimat zurück

bringen zu können. Jene antiken Grabdenkmäler, welche eherne Gerippe darſtellen und deren Geltung und Echtheit Leſſing ſo ſehr beſtritt, hatten alſo dennoch ihre antike Geltung typiſch gehabt, bis ſie ſpäter dem Genius mit umgeſtürzter Fackel wichen. Die ſprechendſte Beweisſtelle hiefür giebt Leſſing ſelbſt an (Lachmanns Ausgabe, Band 8, Seite 254), es iſt jene von Petronius geſchilderte Tafelſcene, da der Sklave das ſilberne Modell eines beweglichen Menſchengerippes bei den Gäſten umherträgt und dieſe ausrufen: sic erimus cuncti, ergo vivamus!

Das Allerſeelenbrod.

Aus der Geſchichte des deutſchen Grabcultus.

I. Das Kornopfer.

Die Keimkraft des Getreidekornes erscheint als etwas nahezu Unvergängliches; ackerbautreibende Völker schütten es daher mit in die Gräber, den ewigen Schläfern zur immerdauernden Speise; Culturvölker haben es zum Sinnbild einer über das Grab hinaus reichenden Fortdauer erhoben. Herkömmlich sieht man auf Kirchhöfen katholischer oberdeutscher Dörfer in dem Weihwasserbecken neben dem Grabkreuze einen aus Kornähren geflochtenen Sprengwedel liegen; er ist ein Symbol des hier gleich einem Weizenkorne in die Erde gesenkten Lebens, das durch den Thau des Weihwassers wieder erweckt und gezeitigt werden soll. So galt es schon vor Jahrtausenden; aus Korn und Brod bestanden die frühesten Todtenopfer, so beweist es der Gräberbefund, so drücken es die Sprachen aus. Den Thraziern und Hellenen waren die Namen für Getreidehaufen, für Korn- und Todtenbehälter sprachlich synonym, den Etruskern und Tusken galt die Pforte der Unterwelt für einen Kornbehälter, wie die ägyptischen Pyramiden sowohl Königsgräber als auch Kornkammern hießen. Bei der Oeffnung antiker Gräber im oberägyptischen Theben, auf denen das Siegel von Jahrtausenden unverletzt geruht hatte, fand man Todtenbrode mit in die Leichenbinden eingewickelt, Weizenkörner in den Händen der Mumien. Als von solcher Frucht der Franzose Guerin Mineville im Jahre 1849 fünf Weizenkörner ausgesäet hatte, erhielt er mit einem 1200fachen Ertrage ein der heutigen ägyptischen Weizenfrucht völlig gleiches Product. Nicht bloß Decandolle's Ansehen verbürgt die Thatsächlichkeit dieser

naturhiſtoriſchen Angabe, es haben die ſeither mit dem Mumienweizen weiter fortgeſetzten Verſuche in der Landwirthſchaft Frankreichs einen entſchieden ernſten Charakter angenommen. Doch der Brauch ſelbſt des Korn- und Brodopfers bei Leichenbegängniſſen findet ſich, wie im alten Nil-Lande, ebenſo durch das Morgen- und Abendland verbreitet, bei dem einen Volke bald öffentlich und rituell fortdauernd, bei einem andern nur heimlich geübt oder ſtillſchweigend von Oben her geduldet, und gerade die Art und das Alter ſeines außerchriſtlichen Vorkommens wird öfters im Stande ſein, ein aufklärendes Licht auf unſere eigene Chriſtenſitte zu werfen. Man vergönne uns, zu dieſem Zwecke ſogleich ein paar Beiſpiele anzuführen.

Bei arabiſchen Beerdigungen zu Kairo, wie ſolchen i. J. 1860 Dr. Frankl aus Wien (Aus Egypten, S. 33) als Zuſchauer beiwohnte, eröffnen den Zug zwei Kamele, das eine Brod in Körben tragend, das andere in Schläuchen Waſſer, hinter ihnen ein Ochſe, der am Grabe geſchlachtet und ſtückweiſe ſammt den Broden unter die Anweſenden vertheilt wird. Der Altürke füttert gefangene Vögel und läßt ſie am Feſte der Gräber fliegen; er zerbröckelt viele Laib Brode und wirft ſie am gleichen Tage den Fiſchen ins Waſſer; er legt ſüße Kuchen in die müßigen Flammen und ſchüttet ganze Metzen Korns in die Ameiſenhaufen; er beköſtiget und nährt mithin an dieſem Tage alle vier Elemente, in denen die Abgeſchiedenen ihre Wohnſtatt nehmen könnten. Wie müſſen wir aber wohl ſtaunen, wenn eben dieſes Verfahren und zu demſelben Zwecke in den religiöſen Bräuchen unſerer oberdeutſchen Bauernſchaft wiederkehrt, wie es in der nachfolgenden Beſchreibung des Allerſeelenfeſtes noch weiter mitzutheilen ſein wird. Und wer wird dabei voreilig an eine Entlehnung denken dürfen! Denn dieſe dem Islam jetzt ausnahmslos gebotene Todtenſpende war vor deſſen geſchichtlichem Auftreten ſchon altarabiſche Sitte geweſen, wie „das Feſt der Todten", eine beſondere Erzählung in Fr. Rückert's Morgenländiſchen Sagen, 2, 309 unwiderleglich darthut; ſie verräth ſich aber eben ſo urſprünglich in jenen Theilen des Orientes, in welche der Islam niemals vorgedrungen iſt. Als Wilhelm Heine mit der

nordamerikaniſchen Expedition Japan beſuchte (Japan und ſeine Bewohner 1860, 306), war er dorten Augenzeuge des Todtenfeſtes, das der Japaneſe am fünfzehnten Tag ſeines ſiebenten Monats begeht. Man pflegt da die Speiſen, die man über Tag auf die Gräber geſtellt hat, Abends auf kleinen, kerzenerhellten Booten, mit Papierſegeln verſehen, in die Gewäſſer zu ſetzen, ſo daß am Feſtabende tauſende ſolcher Fahrzeuge auf den Wellen ſich ſchaukeln. Zu Aehnlichem verpflichtet Menu's Geſetzbuch den Inder. Dieſer hat alljährlich zehn Tage hindurch zur Beruhigung der Jüngſtverſtorbenen Reiskuchen zu opfern, Pinda genannt; er hat Grabfeuer anzuzünden für Groß- und Aeltervater, und für ſämmtliche Ahnen Waſſerſpenden auszugießen; erſt nach dieſer Verrichtung kann der Ueberlebende den rechtlichen Beſitz des ihm von dem Verſtorbenen zugefallenen Erbes antreten, ſo daß ſomit Familienverband, Vermögensbeſitz und Todtenopfer als eine unzertrennliche Einheit erſcheinen. Gans, Erbrecht 1, 80. Damit wird das Todtenopfer zu einer Satzung geſtempelt, die unabänderlich über aller Willkür des Lebenden und über dem bloßen Wunſch und Willen des Verſtorbenen ſteht. Die Legende läßt es auch nicht an beweisführenden Beiſpielen ſolcher Art mangeln. Sie berichtet im indiſchen Epos Mahabharata von dem edelmüthigen Wettſtreit, welcher zwiſchen Jajati, einem nach ſeinem Tode wieder zur Erde gekommenen Könige, und deſſen vier Enkeln entſteht. Jajati trifft jene am Altare, da ſie eben das Opfer für die Ahnen entzünden, und weigert ſich großmüthig, die Frucht und das Verdienſt ihrer frommen Handlung diesmal auf ſeine eigene Perſon übertragen zu laſſen. Doch die Viere erwiedern ihm: Allein an den Menſchen liegt die Schuld, wenn die Verſtorbenen nicht im Himmel zu bleiben vermögen; wenn du durch uns den Himmel verlierſt, ſo iſt ja deiner Nachkommen Loos gleichfalls die Hölle. — So tief verwachſen mit dem Organismus des religiöſen Geſetzes und des bürgerlichen Sachenrechtes, erweiſt hier der indiſche Brauch ſich um ein Bedeutendes urſprünglicher, alſo auch weit folgenreicher, als jene althebräiſche Satzung, Tobiä 4: Stelle dein Brod

und deinen Wein auf das Grab des Gerechten. Denn in dieſer Stelle raiſonnirt eine bereits nach willkürlichen Ausnahmen ſich ſelbſt beſchränkende Sitte, dorten ſpricht ein ausnahmsloſes Geſetz. Um ſo überraſchender für uns wird es ſein, daſſelbe Rechtsverhältniß auch im altdeutſchen Todtenmahl mitbegründet zu finden. Denn auch nach dieſem durfte der Ueberlebende ſo lange nicht ſich in den Beſitz der Erbſchaft ſetzen, bis nicht Erbmahl und Erbtrunk (altnordiſch Arföl, das Erb-Ale) feierlich abgehalten und damit des Verſtorbenen Gedächtniß (minne) getrunken war. Der Brauch des Leichtrunkes beſteht in dieſem rechtsgiltigen Sinne des Erbbieres jetzt noch. Der Schleswig-Holſteiner umſchreibt den Namen Grabbier mit der Phraſe den Doden sîn Hût vertêren; denn eben die Haut und Bedeckung (Hut und Hütte), aus welcher der Todte gefahren iſt, verbleibt nun ſeinen Erben. Im Aargauer Reuß- und Bünzthale, deren Bevölkerung ungemiſcht katholiſch iſt, wird zum Gedächtniſſe des Verſtorbenen ein dreimaliger Seelgottesdienſt abgehalten, am Tage der ſogen. Begräbde, am Siebenten darnach, ſchließlich am Dreißigſten. Eben ſo oft findet auch im Trauerhauſe ein Trauermahl ſtatt, das herkömmlich mit Rothrüben-Salat und Rothwein ſchließt. Bei der dritten Mahlzeit am Dreißigſten werden die Kleider des Verſtorbenen verſchenkt und zugleich geht hier die Ausſcheidung des Erbes vor ſich. Iſt Letzteres geſchehen, ſo legt die männliche Verwandtſchaft den am Lande noch üblichen Leidmantel für immer ab; man hat darin dem Freund nach Vorſchrift das Geleite gegeben „zu Kirche, zu Straße und übers Grab", und ſomit iſt ſeinem Andenken kirchlich und weltlich Genüge gethan.

Der Leſer, welcher die innere Uebereinſtimmung dieſer ſo verſchiedenartigen Völkern angehörenden Leichenbräuche zuzugeben geneigt iſt, wird das höhere Alter derſelben beim Germanenvolke doch wohl beanſtanden, in ſo ferne er das Todtenopfer auch hier grundſätzlich als eine Kornſpende auffaſſen ſoll und ſich erinnert, daß Cäſar und Tacitus dem Germanen den Ackerbau nahezu abſprechen. Dieſes ehemalige Bedenken iſt aber durch eine richtige Interpretation jener Schriftſteller

ohnedies bereits verringert und durch den neuerlich gemachten Gräberfund vollends zum Schweigen gebracht. Die oſtdeutſchen Leichenfelder und Opferſchanzen zwiſchen Elbe und Weichſel, alſo in jenen Landſtrichen, wo die früheren Wohnſitze des Vandalenſtammes geweſen waren, haben bisher nicht bloß beträchtliche Maſſen geröſteten Weizens ergeben, ſondern auch kugelförmige Klumpen, laibleinartig aus geſtoßenem Korn und aus Thonerde zuſammengebacken und von der Flamme des Leichenbrandes mitcalcinirt, die man mit allem Grunde für Opferbrode anzuſehen hat. Solcherlei aus Gräbern erhobene Brodkugeln, in ihrer Geſtalt den nachher noch zu beſchreibenden Seellaiblein gleich, finden ſich aufbewahrt in der Preusker'ſchen Alterthumsſammlung zu Großenhain. Außerdem aber haben die ſeitdem erſt entdeckten Pfahlbauten, die mit der germaniſchen Urzeit an Alter jedenfalls ſich meſſen, eine immer noch ſich mehrende Ausbeute an Weizen, Körnerbrei und Brodkuchen geliefert. Im Bodenſee zu Wangen allein hat man an Weizen und Gerſte ein zu hundert Seſter anſteigendes Quantum aus der Tiefe des dortigen Seedorfes erhoben. Es bewährt ſich damit, daß das Korn eine urzeitliche Pflanze, ein Gemeingut der früheſten Menſchheit geweſen iſt, und in dieſem Sinne haben es auch die älteſten Mythen aufgefaßt. Nicht bloß Abraham vermag dem ſammt den Engeln zu Beſuch kommenden Herrn mit friſchgebackenen Weizenkuchen zu bewirthen. Durchwandert einmal der Germanengott Rîgr ebenſo die Welt, um das Menſchengeſchlecht in Stände zu ordnen, ſo findet er daſſelbe überall ſchon mit dem Ackerbau beſchäftigt und erhält zur Einkehr in dem einen Hauſe grobes Gerſtenbrod, in dem andern feine Weizenkuchen vorgeſetzt. So erzählt das Eddaiſche Lied Rîgveda. Das altnordiſche Alvîssmâl iſt zwar ein um Vieles jüngeres Gedicht, enthält aber ſammt einer poetiſchen Umſchreibung der mehrfachen Namen der Gerſte zugleich den ſprechenden Beweis, daß die germaniſchen Todtenſpenden eben in Korn beſtanden haben. Bei den Menſchen, erzählt dies Gedicht, heißt das Korn (der Gerſte) Bygg, das Gebaute; bei den Göttern heißt es Bar, der Ertrag; bei den halbgöttlichen

Vanen Varr, das Granige; bei dem Volke der Riesen Aeti, das Essen; bei dem Geschlechte der Zwerge Lagastaf, der Maßstab des Gesetzes; aber in dem Todtenreiche der unterirdischen Göttin Hel wird es Hnipinn genannt. Letzterer Name bezeichnet das wallende, Alles zudeckende Saatfeld, ein Bild von gleich plastischer Trefflichkeit, wie ehedem des Odendichters Ramler „blonde Ceres, die ganz verhüllt in Aehren geht“. Und wie nun der Getreidebau älter ist als unser geschichtliches und naturgeschichtliches Wissen; wie die Sprache mit dem Namen Gottesgabe, dänisch Gudsgave, das Korn als eines jener Geheimnisse bezeichnet, deren Anfang wir nicht ergründen, sondern nur Gott allein überlassen können; so muß es auch mit in den ursprünglichsten Ideen der Menschheit liegen, wenn man um den Grund fragt, warum die in Korn bestehende Todtenspende in altindischen und altdeutschen Satzungen unter denselben Rechtsfolgen erscheint. Daraus ergiebt sich zugleich der sprechende Beweis, daß ein solcher Brauch sammt seiner Uebungsart nicht aus diesem oder jenem Religionssystem abentlehnt, nicht gleich einer Mode mechanisch auf weitere Völker übertragen worden sein kann, daß er vielmehr aus der überall sich gleichenden Menschenempfindung unmittelbar entsprungen ist und in dem Unentbehrlichsten, dem täglichen Brode, gleichmäßig sich verkörpert hat. Gerade unter solchen Völkern oder Volksschichten wird er daher noch am deutlichsten erkennbar sein, deren ursprüngliches Sittengesetz und Rechtsleben am wenigsten von äußerlicher Gewalt hat beeinflußt werden können.

Ferner ist zu erwägen, daß das Todtenopfer ein von der Treue der Blutsverwandtschaft eingegebener Liebesdienst, ein Sühn- und Dankopfer ist, in Speise und Trank dazu bestimmt, von der gemeinsamen Verehrung dargebracht und in gemeinsamer Stimmung aufgezehrt, consumirt zu werden; denn nur so betrachtet, wird sich jener sittliche Widerwille ermäßigen, mit dem heute ein verfeinertes Urtheil die oft zu greifbare Naturwüchsigkeit manches alten Volksbrauches beanstanden möchte. Nach der Hülle und Fülle, das heißt wörtlich, nach Kruste und Krume aller zu einer Todtenspende aufgebrauchten Brode,

veranſchlagt jetzt noch unſer oberdeutſcher Landmann die ſeinem Verſtorbenen nachgetragene Achtung, wie dauerhaft ſein Angedenken, ſein Nachruhm in der Gemeinde verbleiben werde und, da dem Abgeſchiedenen eine umfaſſende Erinnerung hievon zugetraut wird, wie ihn ein dieſem irdiſchen Angedenken entſprechendes Maß von Befriedigung und Seligkeit im Jenſeits erfüllen werde. Denn wie ſollte er des Anblickes nicht herzlich froh ſein, wenn die verſammelte Sippſchaft, ſtatt in ſtummer, alle Nahrung abwehrender Trauer zu verharren, ſeinen Namen nennt, einmüthigen Stolzes die Becher erhebt und mit neugeſchöpfter Zuverſicht die zaghaften Gedanken und Sorgen niedertrinkt. Eben weil dies ſo das Naturgemäße war, ſo mußte ihm das früheſte Chriſtenthum auf ſeinem Wege zu allen Völkern auch allenthalben begegnen. Aber es ergieng dabei den Glaubensboten wie uns noch; ein ſolcher Gedankenſprung ſchien ihnen zu vermeſſen, ein ſolcher Stimmungswechſel zu unvermittelt, zu erfrecht und roh. Speiſe und Trank auf die Gräber zu tragen, dorten zu genießen und mit den Armen zu theilen, war zu den Zeiten des heil. Auguſtin ſo ſehr allgemeiner Brauch, daß dieſer Kirchenvater in ſeinen Confeſſionen erzählt, wie er noch ſeine eigene fromme Mutter Monica von dieſer Unſitte der Mailänder Chriſten habe abhalten müſſen. Der Abt Auguſtin Calmet zu Senon meldet in ſeiner Abhandlung von den Vampyren: Wir haben in der Raritätenkammer unſeres Kloſters irdene Gefäße und Teller, auf denen noch Knochen von Ferkeln und Hühnern zu ſehen ſind; ſie ſind tief unter der Erde der Kloſterkirche des heil. Manſuetus zu Toul aufgefunden worden und beweiſen, daß man hier einſt den Leichen Speiſe und Trank beigeſetzt hat. In der Sammlung Karolingiſcher Kirchenſtatute von Rhegino iſt jedem Biſchof aufgetragen, bei der jährlich zur Synode verſammelten Diöceſangeiſtlichkeit Umfrage darüber zu halten: Ob Jemand zur Nachtzeit über einen Todten ſinge, eſſe oder trinke und ſich gleichſam über deſſen Tod freue. Doch die Kirche lenkte nachmals ſelbſt ein, allgemein Menſchliches tolerierend, oder es nach Möglichkeit in eine ſpirituelle Beziehung umkleidend. Sie ſetzte

den Todtensonntag mit dem Sonntag Lätare auf einen und denselben Festtag zusammen, die Heidenfreude zu gleicher Zeit mittels der Christentrauer ermäßigend; und so konnten schon die Quedlinburger Mönche wiederum die gröbliche Heidenfolgerung lehren, je mehr man bei Todesfällen schmause, um so mehr würden die Verstorbenen gelabt: plenius inde recreantur mortui. Flögel, Groteskkomisches 192. Und da Glauben und Aberglauben keinem Zeitlauf unterthan sind, so ist es gedenkbar, daß sich dieselbe Behauptung auch jetzt noch unter dem Volke vernehmen lassen kann. Der bairische Oberpfälzer nennt das Abhalten des Leichenmahls das Eindaichteln des Todten, ableitend von gothisch dauhts, das Mahl; „Je mehr dabei getrunken wird, sagt er, desto besser ist's, es kommt dem Todten zu gut." Dies ist kein beiläufiger Scherz, sondern wird uns durch die Autorität Schönwerths verbürgt, des landeseingebornen Ethnographen der Oberpfalz. Selbst wenn von dem kirchlichen Todtensonntag behauptet wird, das für diese Frist gebackene Brod ergebe in einer Unze mehr Sättigung als an andern Tagen zwei Pfund, so liegt auch unter diesem abergläubischen Worte eine herbe thatsächliche Erfahrung verborgen, die nemlich, daß ein schmerzlichfrisches Andenken am raschesten und wohlfeilsten zu ersättigen ist. Erst der systematische Aberglaube macht den Satz absurd, indem er aus dieser natürlichen Erfahrung einen Lehrsatz von der magischen Wirkung des Seelbrodes heraus folgert. Doch daß wir uns deshalb nur nicht voreilig gegen ihn ereifern und dann doch thun, wie er! daß wir jene magische Wirkung nicht dem Zweckbrode absprechen und sie doch hinter unsern zahlreichen Zweckessen wieder finden wollen! denn hier wie dorten läuft doch Alles auf die Vorstellung hinaus, die der Essende mitbringt. Bei einem Zweckessen wird von den Meinungsgenossen in der erklärten Absicht gemeinsam getafelt, hier im voraus schon an jenem Frohgefühle sich ersättigen zu wollen, welches durch eine erst noch zu verwirklichende Idee später einmal der bleibende Besitz dieser Genossenschaft werden soll. Wie viel oder wie wenig dabei consumiert wird, dies hängt ganz allein von der

Stimmungsfähigkeit der Versammelten ab; auf der Spitze des Enthusiasmus und in der Tiefe des Schmerzes pausiert der Appetit gleichmäßig, nur ganz moderne Gefühlsdilettanten und Zweckesser fechten sich zwischen Beiden arglos mit Messer und Gabel hindurch. Sogar das Substantielle der Nahrung und des Geschirres darf aus dem Alltäglichsten bestehen, wenn beides nur die ideellen Beziehungen zuläßt, die einem geweihten Symbol zukommen. Den griechischen Göttern diente das bloße Füllhorn, den germanischen der Kessel als Mittel schmausender Seligkeit; den frommen Aethiopen mußte der Sonnentisch, den Rittern der Tafelrunde der heil. Gral in jeder Nacht frische Paradieseskost spenden, und im Kindermärchen thut's das Wort Tischchen deck dich! So kann auch der Todtentag bald als ein von der natürlichen Trauer gebotener Fasttag, bald als ein von dem Nationalstolze überlaut begangenes Banket gefeiert werden und bei beiden sinnbildlich oder wirklich der Schmerz sich selbst verzehren wollen; auf jeder Stufe der Entwicklung wird der Volksgeist das hiefür ausreichende Mittel, den zu dieser Anschauung verwendbaren Gegenstand ausfindig machen, er braucht nur das Allergewöhnlichste, die tägliche Nahrung zu symbolisieren und ihr eine religiöse Bedeutsamkeit beizulegen. Das deutsche und das griechische Nationalepos, beide der Spiegel unverstellter Menschenart, haben daher von dieser doppelten widerspruchsvollen Gemüthsstimmung zu erzählen und wie sich dieselbe beiderseits ausgleicht. Wenn der erschlagene Nibelungenheld begraben ist, so finden sich manche seiner Freundschaft, die dreier Tage lang vor großem Kummer weder essen noch trinken; doch wahrheitsgetreu setzt das Lied sogleich hinzu: si nerten sich nâch sorgen, sie fiengen in ihrem Leid doch wieder an, Nahrung zu nehmen. Wenn Vater Priamos die Stadt verläßt und im Feindeslager die Leiche des Sohnes beim Mörder Achilleus sich erbitten muß, erhält er sie zwar, zugleich aber soll der Gebeugte mit Achilleus im Zelte zu Nacht speisen. Hier ist es, wo die Ilias unserer Mißstimmung über einen in seinem Herzeleid essenden Vater eine merkwürdige Belehrung giebt: das Brod ist kummer-

ſtillend; oder wie Schiller im Siegesfeſte jenes homeriſche Wort überſetzt:

Denn auch Niobe, dem ſchweren
Zorn der Himmliſchen ein Ziel,
Koſtete die Frucht der Aehren
Und bezwang das Schmerzgefühl.

Dies iſt die erwähnte Nährkraft, die vor jedem andern Brode dem Todtenbrode beigelegt wird. Daſſelbe drückt der Spruch in Zend-Aveſta aus (überſetzt von Spiegel 1, 85): Niemand, wenn er nicht ißt, vermag etwas; und zuſtimmend ſteht Pſalm 104, 15, daß das Brod des Menſchen Herz erfreue. Es iſt aber vom Heilſamen nur ein kleiner Schritt zum Heilkräftigen, daher rühren die tauſendfachen Wundercuren, die das einfache Brod verrichten muß. Wer über Land geſchickt werden ſoll, der ſchneidet ſich vom Hauslaib in der Tiſchlade erſt ein Stück ab; in der Taſche mitgetragen, bewahrt es Jung und Alt vor plötzlichem Heimweh, vor Bezauberung, vor dem Anfall der Hunde. Dem armen Soldaten in der Fremde begegnet das Graumännchen und ſchenkt ihm ein Krüſtchen Brod: Hier riechſt du dran, dann haſt du keinen Hunger, und denkſt du dran, dann haſt du keinen Durſt! Curtze, Waldecker Volksüberlieferungen 56.

Wenn nun im Nachfolgenden einige geſchichtlich verbürgte Züge aus den Leichenbräuchen unſerer heidniſchen Vorzeit mitgetheilt werden, ſo ſind ſie zu dem beſondern Zwecke ausgewählt, zugleich ein erklärendes Licht auf jene Grabſpenden, Seelfeſte und Seelbrode voraus zu werfen, mit deren genauerer Schilderung ſodann vorliegender Bericht abſchließt.

Die jetzt noch geltende Benennung Seelgeräthe, Jahrzeit, Anniverſarium begreift alles in ſich, was ein Verſtorbener nach katholiſchem Ritus kirchlich vergabt und zu ſeinem oder der Seinigen Gedächtniſſe alljährlich am Stiftungs- oder Sterbtage zu Wohlthätigkeitszwecken ausbieten läßt. Man lieſt Seelmeſſen, man vertheilt alle Gattungen von Lebensmitteln, man bietet Seelbäder aus, wie jetzt noch in München geſchieht, einſtens aber gleichmäßig in ganz Süd- und Norddeutſchland

geschah, man speist die Armen in Genossenhäusern, die im ältern Nürnberg einst gleichfalls Seelhäuser hießen, und beköstigt die dienstthuende Geistlichkeit an einer reichbesetzten Tafel. Als sich daraus clericale Schmausereien entwickelten und man das Anstößige heraus zu fühlen begann, suchte man nach beschönigenden Erklärungsgründen und leitete den Brauch von den Liebesmahlen der ersten Christen her. Allein von dieser entlegenen Beziehung läßt sich in der deutschen Kirchengeschichte auch nicht ein leiser Schimmer erkennen. Eben so wenig reicht das kirchliche Allerseelenfest allein hin, die Entstehung und Uebungsweise des Volksbrauches zu erklären. Bevor Abt Odilo von Clugny zu Ende des eilften Jahrhunderts an dieses Kirchenfest gedacht und dann Papst Johannes XVI. dasselbe auf den zweiten November festgesetzt hatte, feierten die Heiden um eben diese Zeit Novembers das Fest zugleich des scheidenden Sommers und der mit demselben hingeschiedenen Seelen. Da zog alsdann das große Heer der Todten um, wurde von dem zum Opfer versammelten Volke begrüßt und mit frisch aufgestellten Speisen zur Weiterreise gestärkt; oder es wurden auch statt der Todten, die keine Wegzehrung mehr begehrten, ihre Stellvertreter, die Armen und Siechen, mit Trank und Speise erquickt. Bedingungsweise wurden solcherlei heidnische Opfer von den Bekehrern zugestanden, von der Kirche alsdann gemildert und umgebildet und eben dadurch für unser geschichtliches Wissen gerettet; denn auch jetzt noch behauptet das Todtenopfer wenigstens in Form des Almosens seine kirchliche Berechtigung. Der Priester Goffine, welcher 1719 starb, fragt in seinen neuerdings stark verbreiteten „Evangelien und Episteln" (Augsburg 1826. 2, 293): Wie ist den im Fegfeuer leidenden Seelen zu helfen? und antwortet darauf: durch Almosen; denn es steht geschrieben: Beraube den Todten der Gnade nicht. — Sehen wir nun aus den uns erreichbar gewesenen Quellen, wie unsere deutsche Vorzeit diese Pflicht auffaßte und erfüllte.

Beim Feste der Goldenen Messe zu Hildesheim, die zum Schlusse der sogen. Gemeinwoche 14 Tage nach Michaelis

(29. September) begangen wurde, hatte das Hildesheimer Stift alle herbei gekommenen Gäste und Fremden nach altbestimmter Norm zu begasten. Aber das dabei Allen gleichmäßig Zukommende war ein obligates großes Zweckbrod. Als der Klosterreformator Bruschius eben zur Zeit dieses Festes das Stift besuchte, erhielt er neben den übrigen satzungsmäßigen Gerichten, dem bestimmten Quantum Tafelwein und den vorschriftlichen vier Schillingen Zehrgeld, ein weißes Weckenbrod von solchem Umfange vorgesetzt, daß nach seiner Versicherung alle damaligen Tischgenossen zusammen daran genug gehabt hätten. Eben dieses Fest der altsächsischen Gemeinwoche, die hillige mênweke, welches in dreitägiger Dauer auf Ende Septembers fiel und das Erntejahr mit Höhenfeuern, Opfern, Volksversammlung und Tänzen schloß, ist uns durch Widukinds von Corvey Annalen als ein vorchristliches bestätiget. Jetzt noch fallen unsere Erntefeste vielfach auf Michaeli (29. September), also ziemlich auf die unserer altdeutschen Jahreseintheilung entsprechende gleiche Zeitscheide, und sind begleitet von landschaftlichen Kinderumzügen, städtischen Festspielen und Ortsbräuchen, in denen sich der Wettkampf des Sommers und Winters scenisch ausdrückt. Denn mit der Bergung des Pfluges begann der altdeutsche Winters- und Neujahrsanfang. Seit nun nach Julianischem Kalender der Winterbeginn auf Martini, 11. November, gerückt wurde, sind auf diesen Termin auch unsere Schnitter- und Drescherschmäuse, Herbstgerichte und Zinstage mit hinausgerückt, und Martini schließt nun das Pacht- und Ackerjahr ab. Eben deshalb wiederholt jetzt dieser neuere Wintertermin das in dem früheren bereits vorhanden gewesene Erinnerungsfest für die im Laufe des landwirthschaftlichen Jahres Verstorbenen, nemlich das Opfer am Allerseelenfeste, welches nun am 2. November kirchlich begangen wird. Und seitdem das Sonnenjahr nun bei allen deutschen Volksstämmen gleicher Maßen in Geltung ist, gelten nach ihrem übereinstimmenden Volksaberglauben die jetzige Neujahrsnacht, die Zeit der Zwölften sammt der skandinavischen Julnacht gleichermaßen wieder als die ehemaligen Fahrtnächte der Geister und Gespenster.

Als eine gleiche in Oberdeutschland bestandene Uebung dieses alten Ernte- und Todtenopfers ist die berühmte Wurmlinger Mahlzeit in Schwaben anzusehen. Sie hat ehedem am Dienstag nach Allerseelen stattgefunden und wird jetzt im October am Dienstag nach der Großen Kirchweih daselbst gefeiert. Keiner dieser beiden Termine hat eine kirchliche Weihe für sich; ja auch von der jetzigen Großen Kirchweih behauptet man zu Wurmlingen im Orte selbst, sie sei kein kirchliches, sondern ein ursprünglich heidnisches Fest. Die Stiftung der Mahlzeit schreiben die schwäbischen Chronisten dem Grafen Anselm von Calw bei, der schon im Jahre 938 gelebt haben soll. Aber ein weit besserer Gradmesser des Alters dieser Stiftung liegt in der ursprünglichen Aufzeichnung ihrer Statuten. Die Stiftung soll nemlich zufolge des Schlußstatuts wieder an das Calwer Grafengeschlecht zurückfallen, wenn sie nicht in Allem treu beobachtet werden würde. Nun ist aber der Calwer Grafenstamm im Jahre 1219 ausgestorben, und somit gehört die ältere Aufzeichnung der Wurmlinger Satzung bestimmt dem 13. Jahrhundert an. Auch die Sage von der Wurmlinger Bergcapelle deutet auf ein sehr hohes Alter, sie wird nemlich unter die sogenannten Wandelkirchen gezählt; denn so oft man sie auf einem andern Platze hat aufführen wollen, namentlich als die Schweden sie niedergebrannt hatten, kehrte sie immer auf ihre alte Standstelle am Remigiusberge zurück. Sie hatte bis zur Reformation ein eigenes Landcapitel in Schwaben gebildet, in welches alle Priesterschaft der Städte Tübingen und Rotenburg sammt den Curaten der umliegenden Flecken gehörte. Jetzt noch steht sie unter ihrem eigenen Dekan und Kammerer. Alle diese Priester, jeder sammt seinem Sigrist und Pfarrschüler, hatten mit beim jährlichen Todtenmahl droben auf dem Berge zu erscheinen. Jeder Pfarrer kam beritten, sein Roß und Knecht, auch jeder des Tages ihm begegnende Fremde war droben zehrungsfrei und erhielt seinen Antheil an dem vorgeschriebenen Mahl. Zur Mahlzeit aber gehörten unabänderlich folgende Einzelheiten: ein heute geschlachteter Stier, dreierlei Mastschweine, ein- bis dreijährig, dreierlei Bier oder dreierlei

Wein, dreierlei Brod nach jeder Einzeltracht, Fische (wohl auch dreierlei: gesotten, gesulzt und gebacken), eine haselbraune Gans für je zwei Gäste, „in der gebratenen Gans soll stecken ein gebraten Huhn, und in diesem, damit aller guten Dinge drei sind, eine gebratene Wurst". Sobald sodann oben am Berge der Stier ausgeschlachtet ist, so wird seine Haut ins Dorf Sulgen am Fuße des Berges hinabgetragen und auf dem dortigen Kirchhof ausgespannt. Hier nehmen ringsum die Sondersiechen Platz und erhalten jede droben von der Chorherrentafel der Reihe nach abgehobene Speise sammt jeglichem Reste des mit abgeräumten Brodes und Weines. Besonders gekocht ist für sie der saure Pfeffer der Haselgänse nebst den drei gerösteten Schweinsköpfen. Denn gar nichts von Allem soll heute ungenützt und ungenossen bleiben. Selbst der nicht aufgefütterte Haber, jeder einzelne Tränkkübel, jede Roßhalfter, neu wie man dies Alles heute droben empfangen hat, verbleibt den betreffenden Reitknechten; und so erhalten auch die Siechen statt der Brodkrumen, die man ihnen von der Herrentafel doch nicht alle zu Thal bringen könnte, das eigene Ersatzbrod des Hüllwecken. Dies ist ein vorher ausgehöhlter Brodkipf, in den gleichwie in einen Opferstock jeder Herr und Gast der Tafel seinen Pfenning einlegt, der den Armen drunten Mann für Mann alsbald vertheilt werden muß. Und sollte dereinst, besagt die Urkunde, eine einzige dieser vorgeschriebenen Ueblichkeiten nicht mehr gehalten werden, dann würde die gesammte Stiftung wiederum dem Aeltesten der Calwer Grafen zufallen; dieser aber habe dann, auf seinem Rosse im Stegreif stehend, einen Goldgulden über den Thurm der Wurmlinger Capelle zu Thal zu werfen und damit Zeugniß abzulegen, daß er und seine Nachkommen die Stiftung voll auszurichten abermals verpflichtet seien.

Seit der Kirchenreformation hatten auch die protestantischen Pfarrer der Umgegend an dieser Mahlzeit theilgenommen, weil sich die eine und unzertrennbare Stiftung nicht nach beider Confessionen Eigenthum ausscheiden ließ, blieben aber in Folge des überall ausgebrochenen Dogmengezänkes schließlich

weg. Nunmehr beziehen die nächstgelegenen Pfarreien statt des Mittagsmahles je sechs Gulden, und haben dafür das Seelenamt und die Vesper stiftungsgemäß auf dem Berge zu begehen, mit dem Unterschiede, daß dies nicht mehr wie ursprünglich am Dienstag nach Allerseelen, sondern am Dienstag nach der Großen Octoberkirchweihe geschieht. Den alten und neuen Hergang dabei hat Otmar Schönhuth (Burgen Würtembergs 1, 418) nach den darüber vorhandenen Urkunden beschrieben.

Nach demselben heil. Remigius, an dessen Capelle das Calwer Todtenmahl geknüpft ist, hat sich das Stiftscapitel zu Herford Ramey (Remig) zubenannt und eine nach Alter und Ausgedehntheit eben so merkwürdige Todtenspende abgehalten. Die Herforder Capitelmitglieder mußten sich am 1. October, als am Tage des Heiligen, sammt allen ihren Behörigen auf dem Nordhofe bei Enger versammeln, um das Angedenken des hier begrabenen Sachsenherzogs Wittukind mittels der Wekingsspende zu feiern. Die benachbarten Höfe und Dörfer steuerten nach ihrer besonderen Pflichtigkeit bei, das ganze Kirchspiel schmauste mit. Dreimann in Dreiern hatte das Gestühle für die Volksmasse aufzuschlagen, Riepe in Westerenger gab das Weißbrod, Nordmeier das zur Spende Nöthige. Bei der späteren Verlegung des Festes auf Dreikönige schrumpfte dasselbe bereits zusammen; die Schüler erhielten noch die Timpen-Semmeln ausgetheilt, ein Zweckbrod, die Armen Brod und Wurst, nur für Geistlichkeit, Lehrerschaft und Bürgermeisteramt bestand noch eine Mahlzeit. Seit einigen Jahren unterbleibt auch dieses, wie Heusinger, Sachsenländ. Sagen 38 mittheilt. Bis zu welchem Betrag die jährlich wiederkehrende Vertheilung solcher localen Spenden zuweilen anstieg, darüber geben oft zufällige Bemerkungen der Chronisten überraschenden Aufschluß, z. B. Bruschius in Buchoviano Parthenone. Das schwäbische Kloster Buchau bei Bibrach war von der Gräfin Adelindis, aus dem Stamme der bairischen Grafen von Andechs, zum Seelenheil ihrer Verwandten gestiftet worden, die in einer Schlacht gegen die Hunnen gefallen waren. Hier war

Bruschius Augenzeuge, wie man am 28. August 1548 allen aus der ganzen Landschaft herzu gekommenen Leuten das Weizenbrod der heiligen Adelindis vertheilte und damals 4000 Menschen dasselbe empfiengen. Die Gestalt dieser Buchauer Spendbrode, welche der Kupferstecher Sadler in Raders Bavaria Sancta 2, 123 (München 1624) abgebildet hat, kommt ganz derjenigen unserer oberdeutschen Seellaibchen gleich. Eine noch größere Zahl dieser Spendbrode hatte das Aargauer Kloster Königsfelden jährlich am Todestage des hier bestatteten Kaisers Albrecht auszutheilen, nemlich 4550. Die Urkunde steht zu lesen in den Eidgenössischen Bünden von Kopp 4, Abth. 2, 272. Häufiger ist es, daß man statt der Urkunden nur Legenden über das Entstehen solcher Stiftungen besitzt, aber trotz ihres Ungeschicks, das sie gewöhnlich in der Zeitrechnung verrathen, sind sie doch schon durch die naive Sicherheit belehrend und orientierend, mit welcher sie ihre Erzählung herkömmlich an die heidnische Vorzeit anzuknüpfen pflegen. Die Wekingsspende stützt sich auf die erste Bekehrung der Nordsachsen unter Karl dem Großen, die Adelindisspende auf die Hunneneinfälle unter Otto dem Großen, und bei der Wurmlinger Mahlzeit müssen dieselben Thiere, Stier, Schwein und Gans, nicht minder vorschriftsgemäß geschlachtet und vertheilt werden, wie sie vorher nach heidnischem Ritus und wohl auf derselben Stelle einst dem Gotte Frô und Wuotan geopfert worden waren.

So weit nun auch diese einzelnen Züge in die Geschichte unserer Vorzeit zurückblicken lassen, so sind sie doch noch nicht die älteste erkennbare Form, unter der das Todtenopfer aufgesucht werden muß. Dem Brodopfer muß das einfachere Kornopfer vorausgegangen sein. Noch bleibt beim Kornschnitt in Baiern und Hessen ein letzter Rest der Frucht auf dem Halme stehen und man nennt dies Ernteopfer den Aswald, den Vogelzehnten, das Glückskorn, den Halmbock. Wie die Korngarbe allgemeines Erntesymbol ist, so war die Naturalleistung die ursprüngliche Form aller Abgabe und Steuer. Noch beziehen Pfarrer, Förster und Gemeindebeamten den Hauptbetrag ihres Gehaltes hie und da in Haber und Gerste. In den Grund-

steinen unserer Pfarrkirchen findet sich Weizen, die Größe des Thurmknopfes hört man mit der Redensart bezeichnen, er halte so und so viel Malter Korn. Alterthümlich sagt der Däne von einem nach schwerer Krankheit wieder Genesenen, er hat dem Tod einen Scheffel Haber gegeben; wie wir vom unabwendbaren Tod eines Hinsiechenden: dem ist sein letztes Brod gebacken. Gott Donar selbst, der mit seinen Gewittern das Saatkorn aus den Keimen lockt, antwortet auf die Frage, was er auf seinem heutigen Wege zu Nacht gegessen habe: Haberbrei; denn der nordische Bauer hat ihm von der täglichen Abendkost vorgesetzt. Ueberall also ist das Korn, diese materielle Grundlage der Cultur, an den Namen der Götter, an die menschliche Lebensdauer und an das örtliche Gesetz zunächst hingerückt.

Wenn nach altnordischem Rechte bestimmt wird, wie weit der Königs- und Gottesfrieden gehalten werden soll, so heißt die Formel hiefür in Adhelstans Gesetzbuch: Er soll sich von dem Burgthore, wo der König sitzt, nach den vier Seiten erstrecken drei Meilen, drei Ackerbreiten, drei Furchenlängen und neun Gerstenkörner weit. Den größeren Fernen und Maßen sind hier immer kleinere hinzugefügt, so daß offenbar das letzte, das Gerstenkorn, aller Landmessung zu Grunde liegt; ein echtes Zeugniß der Heiligung, in welcher die Gerste stand. J. Grimm, Berlin. Jahrbüch. 1842, 795. Neun Gerstenkörner in einem Glase frischen Wassers getrunken, heilen eine Krankheit, besagt der französische Aberglaube; und nach Berner Landesbrauch muß die Mutter drei Gerstenkörner dem Täufling in die Windeln, und drei Weizenkörner in die drei Taufscheine einbinden, die ihm seine drei Pathen ausstellen. Vorzugsweise in Gerste, deren Anbau im Hochnorden bis zum 70. Breitengrade geht und deren Reife, von der Aussaat an gerechnet, nur zwei Monate Zeit braucht, muß der Germane seine Opfer dargebracht haben. Noch gilt im jetzigen Kanton Thurgau der Gerstentag, ein von der Kinderwelt der ganzen Landschaft gemeindeweise begangenes Jugendfest. Er heißt eben so allgemein auch der Eßtag, denn an ihm wird jedes Schulkind des

Landes auf Gemeindekosten ausgespeist. Im Städtchen Bischofszell nennt man ihn Hohlestein-Tag und begeht ihn folgendermaßen: Die Jugend versammelt sich am Osterdienstage im Schulhause und hält hier nach Vorschrift eine Zweckrede zum Fenster hinaus. Darauf zieht sie mit der Ortsgeistlichkeit processionsweise singend auf den Grubenplatz in der Vorstadt, wo man zum Gedächtnisse ausgestandener örtlicher Kriegsleiden ein Gebet spricht, alsdann weiter ins Nachbardörflein Hohlestein und in die umliegenden Höfe. Hier in der Nähe der Nagelfluhhöhle, die dem Dörflein den Namen gegeben hat, entzünden die Bauernjungen das Osterfeuer, schlagen die Feuerscheiben und verzehren dabei die auf diesen Tag gebackenen Schmalzküchlein. Dies soll, sagt man, zur Erinnerung an alte Kriegsläufe geschehen, bei denen Bischofszell verbrannt und die Bürgerschaft genöthigt worden sei, in dieser Höhle Zuflucht und Nahrung zu suchen. Daß diese geschichtliche Erklärung bei der Bevölkerung selbst nicht ausreichend ist, geht aus einer zweiten sogleich folgenden hervor; selbstredend aber bleibt hier besonders der Name des Festplatzes Hohlestein. Der Frauen Holl Stein zeigt sich urkundlich in Wertheimer Gerichts-Protokollen (Wolf, Hess. Sag. Nr. 12), ebenso sitzt im Walde bei Andreasberg Frau Holle weinend auf den drei Brodsteinen. Pröhle, Harzsagen, S. 135. Diese ihrem entschwundenen Gemahl untröstlich nachweinende Holle ist symbolisiert als die in der Sonne wohnende Götterfrau Huld, im Bann des Wintersolstitiums gehalten und getrennt vom Geliebten, bis dieser, wenn die Sommersonne um Johanni den Solstitialpunkt wieder gewonnen hat, die Waberlohe durchreitet und mit einem heißen Kusse die Verzauberte aus ihrem Schlaf erweckt. Dann hält die Erlöste in Goldschuhen ihren Hochzeitstanz, wirft den zu Gaste geladenen Menschen die Hochzeitskuchen aus, man entzündet die verkündenden Osterfeuer und schleudert die brennenden Feuerräder und Holzscheiben an Schleuderstäben zu Thal. Daher heißt dieses Fest rings am Bodenseegelände auch der Funkentag. Der Thurgauer Eßtag ist früher nicht zu Ostern, sondern auf Jakobi, 25. Juli, begangen worden; und damals

ſuchte man ſeinen Urſprung in der angeblichen Stiftung einer Mutter Bilgeri von Biſchofszell, die zum Andenken ihrer beiden in der Thur ertrunkenen Söhnlein ſeit 1430 alljährlich am zweiten Sonntag nach Jakobi jedem Bedürftigen ein Maß Gerſte hatte austheilen laſſen. Mag nun dieſe Stiftung geſchichtlich richtig ſein, ſo iſt doch auch ſie gleichfalls nicht der Grund jenes allgemeinen Gerſtentages. Denn am gleichen Tage wird im angrenzenden Appenzeller Lande im Dorfe Gonten ein ſeit unbekannter Zeit geſtifteter Tanz- und Schmaustag unter kirchlicher Vorfeier abgehalten, welcher nach einem ſogen. Herſche, dem angeblichen Ahnherrn eines gleichfalls angeblichen Appenzeller Landammanns, die Herſchenjahrzeit genannt wird. Es begiebt ſich da am Jakobitage die geſammte Sippſchaft erſt in Trauerkleidern zu einem Seelgottesdienſt in die Kirche des Dorfes Gonten, darnach aber zieht man in raſch gewechſelter Stimmung von der Kirche aus ins Weißbad, um hier bei Hackbrett und Geige zu tanzen und zu ſchmauſen. Alles dabei iſt traditionelle Vorſchrift und kann ohne geſetzliche Ahndung nicht geändert werden. Als man vor etwa 86 Jahren das Gaſtmahl einmal vom Weißbad nach Gonten ſelbſt verlegte, trat die Obrigkeit dazwiſchen und büßte den Gontner Gaſtwirth um 60 Thaler, weil er ohne Befugniß hatte tanzen laſſen. Und ſo ſteht denn der weitere Verlauf dieſes Rechtsfalles in der Geſetzesſammlung der Appenzelliſchen Monatsblätter 1827 mit amtlicher Beglaubigung zu leſen. Bei Todesſtrafe hatte Karl der Große einſt den Deutſchen verboten gehabt, auf den Gräbern ihrer Vorfahren zu tanzen, zu ſingen und zu ſchmauſen; hier aber iſt dieſer heidniſche Todtentanz noch immer in Uebung und ſogar obrigkeitlich garantirt. Und wie vieles Aehnliche mag noch anderwärts am Leben ſein, das gleichfalls eine harmloſere Form annahm und dadurch unverfolgt, aber auch unbeachtet geblieben iſt. Der Bauer im bairiſchen Lechrain konnte endlich polizeilich gezwungen werden, ſeine Kirchweih auf den Sonntag zu verlegen und den Kirmeßtumult durch die gebotene Sonntagsheiligung etwas zu ermäßigen. Doch dafür entſchädigt ihn der darauf folgende Montag mit

der Nachkirchweih, und dieſen verbringt er gerade ſo wie die Appenzeller Herſchenzunft im Weißbad. Des Morgens läßt er ein Seelenamt ſammt Vigil, Requiem und Libera für alle verſtorbenen Gemeindeglieder abhalten und opfert dabei das Kirchtrachtbrod oder den üblichen Altarlaib; die übrige Zeit und die Nacht dazu wird in der Dorfſchenke verſchmauſt, verſpielt und vertanzt. Was hier das Todtenopfer des Altarlaibs genannt iſt, ſo beſteht dies hier ſowohl als auch in verſchiedenen andern Gegenden Baierns und Tirols in einem Quantum Mehl oder Korn. Wollte ehedem der Erbe ſeines verſtorbenen Freundes Sünden büßen, ſo überſchüttete er deſſen Grab mit einem Haufen Kornes, bis Grabhügel oder Grabſtein davon ausgeebnet oder überdeckt war, und gab dieſen Kornberg öffentlich preis; etwas hievon iſt katholiſche Bauernſitte geblieben. In der Charwoche überſchüttet der Bauer im Innthal mit Mais, der Bauer in Altbaiern mit Korn das im Kirchenſchiff zur Verehrung ausgelegte Crucifix. Ganz ſo, wie vormals die heidniſche Mordbuße in ſo viel Gold beſtand, als die Leiche des Ermordeten ſchwer war, ſucht hier der Bauer das Maß ſeiner Sünden, für welche der Heiland gekreuziget worden, durch ein der Größe des Kirchencrucifixes gleichkommendes Kornquantum aufzuwägen, und in gleichem Sachzuſammenhange überträgt er auch am Allerſeelenfeſte das Gewicht des von ihm kirchlich geopferten Kornes auf das Seelenheil ſeiner Verſtorbenen. Die bei ſolchen Gelegenheiten im Kirchenſchiffe aufgeſchüttete Fruchtmaſſe verbleibt entweder der Kirchenſtiftung oder wird zur Pfarrer- und Küſterbeſoldung geſchlagen. Wo der Kornbau weniger vorherrſcht, überbringt man auch andere Frucht; ſo ſtellen z. B. die Deutſchtiroler in Valſunga am Allerſeelentag gekochte Bohnen in Holznäpfen auf die Gräber. In den bairiſch-ſchwäbiſchen Kornebenen äußert ſich der Luxus der Kornbauern namentlich am Allerſeelentage. Die Todtenburg oder Trauertumba, die man alsdann unter dem Hochaltare aufſchlägt, wird zum Gedächtniſſe und Heil der Verſtorbenen etagenweiſe mit allen möglichen Victualien beladen und garniert. Man nennt dies Opfer den Aufſatz. Er

beſteht aus mancherlei Körben, Schüſſeln und Säcklein. Die Schüſſeln enthalten Mehl, Musbohnen und Kernenfrucht; dies iſt der ſogenannte Seelnapf, der dem Schulmeiſter für die Beſorgung des Weihbrunnens gehört, mit dem man heute friſch die Gräber beſprengt. In dem einen Korbe liegt eine ſchwarze Henne mit gebundenen Füßen, in dem andern ihr Schock Eier; daneben in Tücher eingeſchlagen iſt das Rauchfleiſch, die Butterballe, der gewundene Wachsſtock, dieſer in allen Farben und Formen wechſelnd, bald nur fauſtgroß, bald von der völligen Größe eines Scheffels. Je zwiſchen zwei Seelzöpfe, das ſind Weizenwecken im vorgeſchriebenen Werth von 16 Kreuzern, wird ein Laib Roggenbrod gelegt, drunter im Kornſäcklein ſteht der Metzen Roggen. So iſt es in der Augsburger Diöceſe üblich. Groß iſt der Wetteifer der Gebenden, nicht minder groß die Zahl der Gehrenden; denn außer der Unzahl der armen Seelen ſind da heute die wirklich Armen und Kranken zu ſpeiſen, die Witwen und Waiſen der Gemeinde, die Schulkinder, endlich die Kirche mit ihren Dienern und Chorknaben, die alle zuſammen in dieſe Spenden ſich zu theilen haben, alle unter derſelben Verpflichtung, der armen Seelen dafür im Gebet beſonders gedenken zu wollen. Auch der mit einer Krankheit Behaftete opfert heute, damit der Almoſenempfänger ihm das Uebel wegbeten helfe, denn das zur Seligkeit dienliche Korn muß auch zur Geſundheit in Beziehung ſtehen, Seligwerden und Geneſen hieß einſt in unſerer Kirchenſprache ebendaſſelbe; und abermals meint man nach den Quantitäten des Geopferten um ſo zuverläſſiger die begehrte Heilung vorausſetzen zu dürfen. Man opfert in den Gegenden der Eifel Korn für ſolche Kinder, die nicht zunehmen wollen; in der Capelle zu Allſcheid ſo viel, als das Kinderhäubchen faßt (denn man ſucht dabei den Sitz der Krankheit im Haupte), in derjenigen zu Finten zweimal ſo viel als das Kind wiegt. Der eine Theil gehört der Kirche, der andere den Armen. Schmitz, Eiflerſagen 1, 65. Gegen chroniſche Kopfleiden läßt man im Bairiſchen Walde, namentlich um Bodenmais am Arber, rohe Menſchenhäupter in natürlicher Größe aus Thon brennen, füllt

ihr Inneres mit Gerste und hängt sie bei Capellen und an Wallfahrtsbäumen auf. Bavaria I, 1001.

Hier sehen wir den Einwurf voraus, den die Feinfühligkeit eines denkenden Lesers gegen uns in Bereitschaft halten wird. Darf man denn, fragt er, diese zuletzt erwähnten Bräuche schon um deswillen mit zur ursprünglichen Volkssitte, ja noch mehr, mit zu unsern religiösen Alterthümern zählen, weil sie so ganz ungewöhnlich derb sind; kann denn das Grobsinnliche nicht noch am neuesten Tage Brauch werden, wie in den untersten Schichten die Rohheit sich überall versteht und methodischen Zusammenhang gewinnt? Letzteres allerdings! Aber dennoch benimmt dieser Einwurf den geschilderten Bräuchen nichts an ihrer Echtheit, Ursprünglichkeit und Berechtigung; denn der Gedanke, den sie ausdrücken, wenn auch bis zum Excess unbeholfen und bis zum Lächerlichen naiv, ist ja zugleich der von der Naturwissenschaft anerkannte Satz von der Metamorphose der Dinge, wornach nichts in der Welt verloren geht und aus dem Tode sich immer das höhere Leben entwickelt. So wird hier die Fäulniß des Leichnams hineingebettet in die Keimkraft des zugleich mitversenkten Fruchtkorns und aus der Zersetzung des einen wird die Wiederbefruchtung des andern oder gar beider poetisch gefolgert. Ueberdies stammt das ganze Gleichniß und die poetische Licenz, in welcher es der Bauer anwendet, nicht direct von ihm her, sondern ist nur bei ihm liegen geblieben, wie so manche andere alte Mode in Sprache, Brauch oder Tracht. Dieser jetzige Bauernbrauch war im Jahre Tausend noch Fürstenbrauch gewesen und hatte so viel Geltung, daß er auch in den weit entwickelteren Culturformen des dreizehnten Jahrhunderts die Gestalt unseres berühmtesten Minnesängers mit einem mythischen, bis heute andauernden Lichtschimmer zu umkränzen vermochte. Dies aufzuzeigen, reichen zwei hervorstechende Beispiele hin.

Graf Richard, Herzog von der Normandie (allbekannt durch Uhlands gleichnamiges Gedicht), starb 996. Er läßt bei Lebzeiten die Abtei Fécamp erbauen und unter ihrer Dachrinne seinen steinernen Sarkophag errichten. Dieser wird

dann, so lange der Herzog noch lebt, alle Freitage mit Weizen angefüllt für die Armen, wobei ihrer jeder eben so oft fünf Rouenser Sous an Geld mitempfängt. Der Autor, welcher diese Stiftung verbürgt, ist Robert Wace, ein normännischer Dichter des 12. Jahrhunderts, dessen Reimchronik uns in der Uebersetzung von Franz von Gaudy (1835, 142) mit dem eben erwähnten Umstande vorliegt.

Hält man mit diesem Berichte die Würzburgersage vom Tod und Begräbniß unseres Dichters Walther von der Vogelweide zusammen, so wird dieselbe in dieser Verbindung nicht nur weniger empfindsam lauten als bisher, sondern auch nicht mehr als bloße Namenssage gelten. Die von Oberthür in den „Minne- und Meistersängern Frankens (1818)" aus einer handschriftlichen Lateinchronik mitgetheilte Stelle besagt nemlich, es habe sich Walther seinen Sängernamen von der Vogelweide (pascua avium) damit befestigt, daß nach seiner letztwilligen Verfügung in die vier Nischen seines Grabsteins, welcher unter der Linde im Lusamgarten des Lorenzostiftes zu Würzburg lag, täglich frischer Weizen gestreut werden mußte, damit bei ihm die Vögelein noch ihren Azungsherd und ihre Weide fänden. Das Capitel aber im Neumünster habe darauf diesen Opferweizen zu Semmeln verbacken und sie den Kanonikern an des Dichters Jahrzeit austheilen lassen. Man braucht diese Sage in keiner Weise erst umzudeuten, und selbst ihr Schlußsatz, der jetzt einem bloßen Hiebe gegen mönchische Genußsucht gleichsieht, hat als echt und vollberechtigt mit zu gelten. Wiederholen sich doch die gleichen Zeugnisse anderwärts und schon früher, z. B. von Kaiser Heinrich dem Vogelsteller. Nach seinem Tode schickte die Kaiserin Mathilde um seiner Seelenruhe willen stets einen Diener in den Wald, um an derjenigen Stelle auf dem Rothenberge die Vögel zu füttern, wo ihr Gemahl einst seinen Vogelherd gehabt hatte. Pröhle, Harzsagen 1, 292. Walthers Beiname von der Vogelweide ist kein dichterischer, sondern ein weidmännischer und bezeichnet das Geschäft des Falkoniers; aber er wurde einseitig umgedeutet, da man auch Walthers Stiftung einseitig auffaßte.

Dieſe letztere ſollte freilich den über dem Dichtergrabe fortſingenden Vögeln mit zu gut kommen, aber um ſo weniger die Ueberlebenden vom Mitgenuſſe ausſchließen. Denn wie hätte dies gerade der Dichter zu beſtimmen vermocht, deſſen höchſter Liederpreis die Milde, die Freigebigkeit, die ſelbſt an dem ſaraceniſchen Saladin von ihm ſo hochgeſchätzte menſchenfreundliche Großmuth iſt. Auf daß dieſe Milde ihn auch im Tode noch ſchmücke, ſoll ſein Grabſtein täglich friſch mit Korn überſchüttet werden, damit die Armen ihre Weizenſemmel und die Vögel ihr Weizenkörnlein hier finden. Aber haben wir denn dieſen Zug der ritterlichen Sage nicht bereits im Vorausgegangenen in ſeiner bäueriſchen Anwendung reichlich genug aufgezeigt? Mehl und Frucht ſtellt der Landmann beim Seelgottesdienſte auf die Trauertumba, die Zweckbrode des Seellaibchens, der Zöpflein und Spitzwecken verſchenkt er an die Begehrenden, Altar und Kirchencruzifix überſchüttet er reichlich mit jeder von ihm gewonnenen Körnerfrucht — Alles, um im Namen der Verſtorbenen die Armen zu ſpeiſen; bis etwa auf die armen Vögelein. Doch auch ſie bleiben bei ihm nicht vergeſſen. Ihnen ſtellt er um Weihnachten eine ungedroſchene Korngarbe auf die Stange vors Haus, damit auch ſie das ihrige mit am Weihnachtsſchmauſe haben. Und indeß wir denken, dieß möchte zwar irgendwo, aber doch nur als eine gutherzige Ausnahme geſchehen, wird es uns von der Allgem. Augsb. Ztg. (1858, Nr. 7) als ein ſtehender Bauernbrauch aus Schweden gemeldet, während man durch Birlinger (Volksthümliches aus Schwaben 2, 8) genugſam wiſſen könnte, daß es bei unſerem eigenen Landvolke gleichfalls noch niemals vergeſſen worden iſt.

Dies ſind die für den Ruhm und Frieden der Abgeſchiedenen geſtifteten und den Ueberlebenden gewidmeten Kornſpenden. Nun von dem allgemeinen Todtenopfer zum beſondern übergehend, berichten wir im Folgenden noch von der vielfachen Art und Form unſerer landſchaftlichen Seelbrode.

II. Das Kuchenopfer.

Die Sorge katholischer Landleute für das Seelenheil ihrer Abgeschiedenen bleibt das ganze Jahr über eine stillgeübte Pflicht, die sich mit stummen Zügen allen gedenkbaren Hausgeschäften einprägt. Wenn man die Brosamen des Eßtisches eine Woche hindurch in der Tischtruhe gesammelt hat, schüttet man sie Samstags Nachts ins Herdfeuer; denn so dienen sie für den kommenden Feiertag den Armenseelen zur Absättigung. Was beim Herausschöpfen aus der Suppenschüssel auf den Tisch abfällt, jene Milchstraße von der Schüssel bis zum Kindsteller hin, darf nicht wieder in den Teller herein genommen werden, sondern verbleibt den Armenseelen. Macht die Frau den Brodteig an, so wirft sie eine Hand voll Mehl hinter sich, ein Stückchen Teig in den Backofen, beim Küchleinbacken erst etwas Schmalz aus der Pfanne, dann auch das erste Küchlein ins Feuer. Sogar die Holzhauer im Walde legen ihr zu hart gewordenes Brodstückchen auf die Baumstämme hin: Alles für die Armenseelen. Wenn die Hofbäuerin am Samstag ihr frisches Kleinbrod zu backen hat, wie man es für jeden Feiertag begehrt, so werden aus den Teigresten der Backmulde klotzförmige Brödchen geknetet, Mutschen, Spend- und Almosenbrödlein genannt. Man verschenkt sie an vorüberziehende Fremde und Arme.

Es ist dies ein hier an die Armuth, dorten an das Feuerelement hingegebener, geopferter Theil, damit dadurch dem übrigen Hausbrode die gesegnete Nährkraft verbleibe; zugleich aber geht der Empfänger die stillschweigende Verpflichtung ein, seine vorgeschriebene Anzahl Vaterunser für die Armenseelen abzubeten. Der Brauch ist eben so alt als landschaftlich weitreichend, er findet sich im Süden und Norden. So muß der schwäbische Lehensbauer auf Schloß Hohenkrähen im Namen des dortigen Burggeistes, so oft man backt, jedem vorbei kommenden Bettler einen Laib Brod schenken (Meier, Schwäb. Sag. Nr. 85), und der norddeutsche Edelherr, von welchem

Ad. Kuhn erzählt (in v. d. Hagens Germania 9, 94) hat teſtamentariſch verfügt, daß jedem Armen, der ſein Landgut betritt während man da backt, ein Brod verabreicht werde.

Noch viel lebhafter drückt ſich dieſelbe Sorgfalt für die Abgeſchiedenen aus, wenn die Zeit des Allerſeelenfeſtes naht. Dann brennt die Nächte durch ein Licht in jedem Hauſe, die Lampe iſt nicht mehr mit Oel, ſondern nun mit Schmalz gefüllt, die Wohnſtube wird vor Schlafengehen gekehrt, die innere Thüre, oder mindeſtens ein Fenſterſchalter bleibt geöffnet, das Feuer am Herde ungelöſcht, das Tiſchtuch unabgenommen, das Nachteſſen unabgetragen, ja man ſetzt noch Milch und Krapfen friſch hinzu, oder Wein und Fleiſch, anderwärts ſogar neunerlei vorgeſchriebene Speiſen, man geht frühzeitiger zu Bette, Alles um die lieben Engelein ungeſtört einkehren zu laſſen. Denn heute ſoll ihnen alles im Hauſe zu Gute kommen. Am Herdfeuer ſollen ſie, dieſe Weitgewanderten, ſich erwärmen, mit dem Weihwaſſer neben der Stubenthüre, mit dem Schmalz in der Hauslampe ſollen ſie ſich die Brandwunden des Fegefeuers kühlen, mit dem Nachtlichtlein ſich die müden Augen des Grabes erhellen; und obſchon ſie keine der neunerlei Speiſen berühren, ſo werden dieſe doch aufgetiſcht und Tags darauf mit neuem Korn, mit neuem Obſt und friſchem Moſt dieſes Jahrganges den Armen und fremden Kindern vertheilt, welche für die Armenſeelen um ſo mehr beten werden. So iſt es Bauernbrauch in den Landſchaften Tirols, Altbaierns, der Oberpfalz und Deutſchböhmens, über welche die ſittengeſchichtlichen Sammelwerke von J. V. Zingerle, Joſ. Lentner, Schönwerth und Grohmann vorliegen. Jedoch Aehnliches hat ehemals überall gegolten, es war neben und außer dem Chriſtenbrauche beim deutſchen und beim welſchen Bauern vorhanden, und ſo giebt es ſich durch weite Länderſtrecken noch in fühlbarer Uebereinſtimmung zu erkennen. Ove Thomſen berichtet, daß der nordiſche Bauer in den Julnächten, in denen die Himmliſchen ihren Umzug halten, die Speiſen am Tiſche ſtehen läßt und eine Oeſe Bier dazu ſetzt für die einkehrenden Alfen; ſogar der Schöpfbrunnen wird zugedeckt, damit Nachts kein Unter-

irdiſcher hinein falle. Der Ehſte, über deſſen Bräuche Boecler-Kreuzwald im Jahre 1854 beſonders geſchrieben hat, heizt am Allerſeelentag die Badſtube, richtet drinnen eine Mahlzeit an und ruft ſeine Verſtorbenen alle dazu mit Namen herbei. Die Speiſekammer und die Hausthüre bleibt ungeſchloſſen, jeder vorüberreiſende Unbekannte wird gaſtlich aufgenommen, in ſeiner Geſtalt könnte ſich ja der Abgeſchiedene verbergen, und heute ſoll der unſichtbare und der wirkliche Gaſt an nichts Mangel haben. Noch heut zu Tage legen die Ruthenen und Polen in Galizien Getreidekörner, ja auch Bratwürſte den Verſtorbenen in den Sarg. Die Serben legen am Montag nach dem Weißen Sonntag rothgefärbte Eier auf die Gräber. Am Allerſeelentage backt der Böhme das Gebäck dušičky, im Taborer Kreiſe ſchenkt man es Kindern und Bettlern, damit ſie für die Verſtorbenen beten. Grohmann, Aberglauben aus Böhmen und Mähren 1, pag. 190. In der heutigen Bretagne dauern jene uralten Todtenbräuche noch immer an, die einſt der heil. Germanus daſelbſt vorfand und als heidniſche vertilgt zu haben meinte. Als da der Heilige ſeinen welſchen Gaſtfreund, bei dem er Herberge genommen hatte, nach beendigter Abendmahlzeit abermals den Tiſch decken ſah und um ſein Vorhaben befragte, erhielt er die Antwort: den gûten fråwlin, die dô des nachtes varen, denen bereit man zů essen. So lautet die betreffende Lateinſtelle der Legenda aurea, überſetzt in der Aulendorfer Incunabel-Legende, die beide in Grimms Mythologie 1011 und im German. Anzeig. 1864, 248 zu dieſem gleichen ſittengeſchichtlichen Zwecke angeführt ſtehen. Es ſei hierauf, berichtet die Legende weiter, ein Schwarm von Nachtfahrern wirklich zu Tiſche erſchienen und von den Anweſenden für lauter Nachbarsleute angeſehen worden, bis Germanus ihnen ſie als Teufelsſpuk entlarvte. Dies waren aber dieſelben Armenſeelen, für welche bis heute in der ganzen Bretagne die Feſtnacht hindurch alle Glocken geläutet, alle Gräber bei Fackelſchein friſch geweiht, alle Höhlungen der Grabſteine mit Milch gefüllt werden. Während dann, berichtet Villemarqué weiter in den Bretoniſchen Volksliedern, die Mutter Gottes zur Labung der

Begrabenen einen Tropfen Muttermilch mit auf die Grabsteine gießt, deckt man zu Hause neuerdings den Tisch mit frischen Speisen; Bettler ziehen an den Thüren umher und singen im Namen der Todten ein Lied mit dem Refrain:

Ihr schlafet süß und weich zumal:
Die armen Seelen sind in Qual.
Ihr ruhet aus in sanftem Schlummer;
Die armen Seelen sind in Kummer.

So verwandelt sich dieses Tages die ganze Bevölkerung in Gebende und Gehrende, beiderseits zum Heil der Verstorbenen Gaben heischend oder vertheilend. Nicht anders ist in den katholischen Landschaften Oberdeutschlands der Allerseelentag ein allgemeiner Spendtag. Der Bauer beschenkt seine Dienstboten, der Pathe seine Pathenkinder, der Liebende den Schatz, die Gemeinde ihren Pfarrer. Arm und Reich, Alt und Jung empfängt oder giebt das Zweckbrod des Seelzopfes und Spitzweckleins. Nach diesem letzteren heißt in der Oberpfalz der Tag der Spitzelntag. Aus weit entfernten Gegenden kommen die Armen schaarenweis herbeigezogen, um unter dem Spruche: Gelobt sei Jesus Christus um e Spitz'l! das frische Weizenwecklein in Empfang zu nehmen. Niemand verweigert das herkömmliche Geschenk, das längst das Wahrzeichen der geschichtlichen Helden und Landesheiligen dieser Gegenden geworden ist. Drei solche Weißwecken führt der Schwabenherzog Hiltebrant im Schilde. Seine Tochter, die heil. Hiltegardis, die Erbauerin des zerstörten Klosters Hillemont in Kempten, wird abgebildet, in einer Hand das Modell des Stiftes tragend, in der andern das Kipfbrod des Spitzwecken, und Rader in der Bavaria sancta (München 1624. 2, 110) meldet, daß noch zu seiner Zeit im Kemptner Stifte jeden Montag und Freitag an 200 Menschen solche Wecken ausgetheilt erhielten. So trägt auch die heil. Notburga, ferner der Abt August von Einsiedeln und der Wettinger Abt Bernhardus auf Altarbildern und Glasgemälden einen solchen rautenförmigen, der Länge nach geschlitzten Kipf in der Hand. So vertheilt man in Tirol

auf Allerseelentag die Seelstück'l, Süßbrode, die für Knaben in Form eines Rößleins oder Hasen, für Mädchen in der einer Henne gebacken werden; in Altbaiern und Würtemberg machen die Bäcker das Mürbbrod der Seelzöpfe und der süßen Zuckerseelen auf den Verkauf. Die Zieltjenkoeken und Zielenbroodjens, Seelbrödchen, sind in Antwerpen kreuzverzierte Weißbrödchen, welche gesafrant sind, um die Flamme des Fegfeuers anzudeuten. In Flandern glaubt man so viele Seelen aus der Pein erlösen zu können, als man solcher Brode dieses Tages ißt. Daher stellen sich ärmere Kinder in Ypern vor den Thüren auf mit Marienbildchen und brennenden Kerzchen und betteln um einige Sous „zum Kuchen für die Armenseelen." Im Limburgischen wird das Seel- und Kreuzchenbrod in der Frühmesse geweiht und beim Frühstück zum Gedächtnisse der Todten verspeist. In Welschtirol und der romanischen Schweiz sind noch die sogenannten Todtenbeinchen, und in niederdeutschen Landstrichen die Stutenbrode altherkömmliche, für dieselbe Festzeit bestimmt gewesene Spendbrode.

Eine nachfolgende kurze Beschreibung dieser Brode beginnt mit dem kleinsten und nun seltensten, um mit dem größten und am meisten verbreiteten abzuschließen.

Man pflegt in Engadin ein Mandelbrod kipfförmig zu backen und in Dessertschnitten zum Nachtische zu verspeisen. Diese Schnitten nennt man „Todtenbeindli". Ein anderes länglich geformtes Süßbrod, das in Samaden in Graubünden beliebt ist, trägt zwar nicht mehr jenen widerwärtigen Namen, dagegen noch vollkommen die Gestalt eines förmlichen Röhrknochens. Es gleicht dem Mürbbrode der sogenannten Bubenschenkel, wie sie in Hessen üblich sind und namentlich an der Bergstraße auf den Verkauf gebacken werden. Auch in der westfälischen Mark, wie aus einer brieflichen Mittheilung von Dr. Woeste in Iserlohn zu entnehmen ist, namentlich in Breckersfeld, ist gleichfalls ein ähnliches Brodgebäcke üblich, das wegen seiner auffallenden Gestalt Quertreiber, twäers-trîwer, genannt wird. Diese Todtenbrode erinnern zunächst an die Beinhäuser, die auf katholischen Dorfkirchhöfen zur Aufschichtung der ausge-

grabenen Todtenschädel und Röhrknochen errichtet sind. Es steht außer Zweifel, daß diese Beinhäuser auf deutschem Boden ursprünglich heidnischer Abkunft sind, denn der germanische Knochencultus ist nachweisbar in unseren Landschaften älter als der christliche Grabcultus. An die Erhaltung der Knochensubstanz knüpfte der Germane die Fortdauer überhaupt und gab daher seinen Leichen Ersatzknochen und Ersatzschädel, sogar hölzerne, mit ins Grab. Es ist bereits jener Thonschädel im Vorausgehenden gedacht, welche der Verwundete mit Korn füllt und zu Opfer- und Heilzwecken an Kapellenbäume aufhängt. Man erinnere sich dazu jenes Kindermärchens vom Machandelbôm; das von der Stiefmutter ermordete und verscharrte Kind verwandelt sich alsbald in einen geflügelten Engel, sowie seine Knochen wieder aufgelesen sind. Und daher stammt ja das Volkslied im Goethe'schen Faust:

Mein Schwesterlein klein
Hub auf die Bein,
Da ward ich ein schönes Waldvögelein.

Diese Voraussetzungen sind durch den Gräberbefund bereits bewahrheitet. In dem Alemannischen Grabfelde am Lupfen, im Würtemberger Oberamte Tuttlingen, hat man solcherlei hölzerne Ersatzfüße in nicht geringer Anzahl erhoben; anderwärts findet man zwei Schädel zu einem einzigen Gerippe im Heidengrab, und eben dahin wird es zu rechnen sein, wenn irgendwo einmal ein kirchlich verehrtes Heiligengerippe, ausgestellt in seinem Glaskasten auf dem Altar, zwei linke Arme oder zwei rechte Beine zu sehen giebt. In der Pfarrkirche zu Hiltisrieden, Kanton Luzern, liegt ein heiliger Leib ausgesetzt, welcher zwei linke Beine hat. Obschon es hierüber manche Nachbarspöttereien giebt, entfernt man dieses eine unpassende Bein doch keineswegs. Ob nicht etwa die Errichtung der Beinhäuser auf Christenkirchhöfen erst erfolgt sei, um dadurch dem heidnischen Mißbrauch zu steuern, der in Form des Knochencultus ausnehmend weit um sich gegriffen hatte, läßt sich zwar noch nicht mit Bestimmtheit angeben; Thatsache indessen ist, daß für

Deutschland erst die späten Synoden von Münster i. J. 1279 und von Köln v. J. 1281 die Errichtung von Beinhäusern auf Kirchhöfen verordnen. Der ins Bessere umgeänderte und kirchlich geweihte Brauch führte zwar zu abermaligem Mißbrauch, nahm aber diesmal den Verlauf, daß es die Laienschaft war, welche einer zu weit ausgesponnenen Priesterlehre schließlich ein Ziel setzte. Noch vor dem Beginn der deutschen Kirchenreform begann der sittenreformierende öffentliche Geist gegen die gehäuften Spenden zu eifern, die man dem Clerus für die Ruhe der Verstorbenen gewidmet hatte und widmete, und namentlich die Todtenbeine sind es, die in den hierüber gewechselten Flug- und Streitschriften eine stehende Rolle spielen. Damals schrieb der erste deutsche Dramatiker des sechzehnten Jahrhunderts, der Basler Buchdrucker Pamphilus Gengenbach, ein jemerliche clag vber die Todtenfresser; er legt darin einer Nonne, d. h. der bei Begräbnissen bezahlten Leidfrau, die Worte in den Mund:

die todten bain schmecken uns wol,
dobei wir tag und nacht sind vol.

Gengenbachs Landsmann und Nachfolger in der Schauspieldichtung ist der Berner Nikolaus Manuel. Von ihm berichtet der Berner Chronist Valer. Anshelm zum Jahre 1522: „Es sind ouch diß Jahrs hie zu Bern zwey in wite Land ußgespreite Spil durch den Maler Niklausen Manuel gedichtet und offenlich an der Krützgassen gespilet worden; eins, namlich der Todtenfräßer, berührend alle Mißbrüch des ganzen Bapstthumbs, uff der Pfaffen Fasnacht". Damals begann man die Beinhäuser auszuleeren, die Knochen zu beerdigen, die Obrigkeit untersagte den Luxus der gehäuften Todtenopfer, Seelmessen und Leichenschmäuse. Wollte eine Landschaft nicht alsbald die hergebrachten rituellen Schwelgereien unterlassen, so zog sie sich den Scheltnamen Todtenfresser zu, wie er deshalb bis heute der Bevölkerung des Zürcherlandes verblieben ist; vergl. Meyer-Knonau, Beschreib. des Kt. Zürich 2, 154.

Das Stutenbrod, niederländisch stuite, das jetzt noch bei

oſtfrieſiſchen Leichenbegängniſſen vertheilt wird, gehört ſeiner Namensbildung nach dem niederdeutſchen Sprachkreiſe an und hat daher ſeine Verbreitung von Holland und Schleswig an bis Köln und Halle gehabt. Es iſt urſprünglich ein großes ſchenkelförmiges Weißbrod, das an ſeinen dicken Enden abgerundet, wie der Bäckerausdruck ſagt, geſtoßen iſt und alſo gar nichts mit dem Thiernamen Stute, niederdeutſch stoot, gemein hat, obſchon man Tiroler Todtenbrode auch in Form von Rößlein backt. Eine ganze Laſt ſolcher Stuten wird beim Begräbniſſe der reichen Frau Richmond in Köln an die Stadtarmen ausgetheilt. Firmenich 1, 449. Das Staudenbrod zu Halle iſt ein geklotzt ſtehendes Rundbrod und hat alſo ſeine urſprüngliche Form verloren; wogegen in Appenzell-Innerrhoden die alte Brodform, jedoch ohne Eigennamen, ſich erhalten hat. Bei dem Begräbniſſe einer Bäuerin im Hochthale des Sentis i. J. 1863 ſchritt die Nachbarsfrau dem Sarge voran mit einem koloſſalen Wachsſtock, dann folgte der Verſtorbenen Ehemann, der ein eben ſo koloſſales Langbrod auf einer Schüſſel nachtrug. Rieſtahl hat die Scene in einem hübſchen Oelgemälde dargeſtellt.

Das im deutſchen Süden am weiteſten verbreitete Weih- und Feſtbrod iſt der ſogenannte Züpfen, ein Eierwecken in Form einer ſpitz auslaufenden Haarflechte. In Handlänge halten es die Weißbäcker das ganze Jahr über feil, in Ellenlänge aber backt es die Haushaltung auf Weihnachten und Neujahr, und der Katholik auf Allerſeelen. Alsdann wird es in faſt unglaublichen Quantitäten verbraucht. Im Jahre 1860 berichteten die Berner Localblätter, daß am damaligen Neujahrstage einer der Stadtbäcker zu Bern bis zu 1300 Frcs. Züpfenwecken verkaufte. Der Tauf- oder Firmpathe beſchenkt ſein Pathenkind damit und ſteckt ihm heimlich ein neues Frankenſtück hinein, ebenſo der Bäcker ſeine Kunden, der Wirth ſeine Stammgäſte, der Herr ſein Geſinde. Gänd üs au ne Wegge mit sibezich Zöpfe! betteln da die Kinder ſelbſt guter Familien vor fremden Fenſtern herum. Keinem wird die Gabe abgeſchlagen, dem Dürftigen auch noch ein Geldſtück, ein Kleidungsſtück dazu verabreicht. Im Berner Kanderthale nennt

man dies Brod geradezu den Ziebel (Zipfel), in Baiern Seelzopf, Seelwecken und Seelzelten, die Schwaben zuckern es und nennen es Zuckerseelen; mit Bierhefe angemacht nennt man sie Hefenseelen, mit Eiweiß bestrichen und als mürbe Ringlein gebacken, sind es die nackenden Seelen. Freilich bedeutet das Wort Seele hiebei auch die überschüssige oder nicht richtig ausgebackene Brodfülle, woher denn auch die Bäckersatzung stammt: Bretzen sollen keine Seele (Teigfülle) haben; allein Name und Bestimmung des Gebäckes bleibt dadurch unangefochten, es ist ein Todtenbrod, dessen Verwendungs- und Benennungsweise besonders nach Südosten so weit über das deutsche Sprachgebiet hinaus sich erstreckt, als dorten deutsche Niederlassungen bleibende gewesen sind. Bei Ungarn und Serben sogar ist es einheimisch, nur ist es dorten einen Tag nach dem Allerseelenfeste auf Allerheiligen verlegt und trägt davon den Namen Allerheiligen-Strizeln. Eine Südslavin, die Tochter eines ungarischen Geistlichen in Szobb, hat ihren deutschen Verwandten in der Schweiz eine briefliche Beschreibung der Vorgänge gemacht, unter denen man in Ungarn dies Festbrod backt. Am Vorabend von Allerheiligen pflegen die Bäckermeister sämmtliche junge Leute ihrer Nachbarschaft zu sich ins Haus zu laden. Hier hat der Meister mit den Gesellen den Kolatschenteig bereits ausgeknetet, zu gleichen Theilen abgewogen, in lange Teigstriemen geschnitten und geordnet auf die blanke Tafel gelegt. An dieser bittet er die erschienenen Jungfrauen und ihre Galane Platz zu nehmen und aus je vier solcher Teigstriemen einen Zopf zu flechten. Man legt je ihrer zwei übers Kreuz, flicht davon vierfache Zöpflein und drückt sie an ihrem Ende in eine gerundete Schleife zusammen. Die kleinen einfachen kosten ein paar Kreuzer und entsprechen unserm oberdeutschen Marktbrod von ähnlicher Form; die mehrzöpfigen und größeren unserm ellenlangen Züpfenbrod. Während das Fräulein flicht, hat ihr der beigeordnete Galan den Hof zu machen; er nimmt ihr die fertigen Stritzeln ab, füllt damit das Einschußbrett und überbringt es dem Bäckergesellen, der es in den Ofen schießt. Dies dauert bis Mitternacht. Schlag zwölf

Uhr trägt die Beckenfrau den Kaffee und die ersten frischen Stritzeln auf, ein paar Stunden wird getafelt und gescherzt, dann geht es an den zweiten Theil der Arbeit. Den Mädchen werden nun längere und breitere Teigstriemen vorgelegt, aus denen fünftheilig gezöpfte Rosinenkuchen geflochten werden. Man nimmt an, dieser Brauch, der in den reformirten Gegenden Ungarns herrscht, stamme aus sehr alter Zeit. Ehedem, heißt es, da man hier zu Lande noch reicher und freigebiger war, hat man solche Stritzeln in jedem Hause die ganze Festnacht hindurch gebacken und sie Tags darauf an die Kinder und Armen verschenkt. Heute noch ist es daher dorten Kinderglauben, die lieben Heiligen brächten dies Süßbrod auf ihren eigenen Namenstag mit vom Himmel herab.

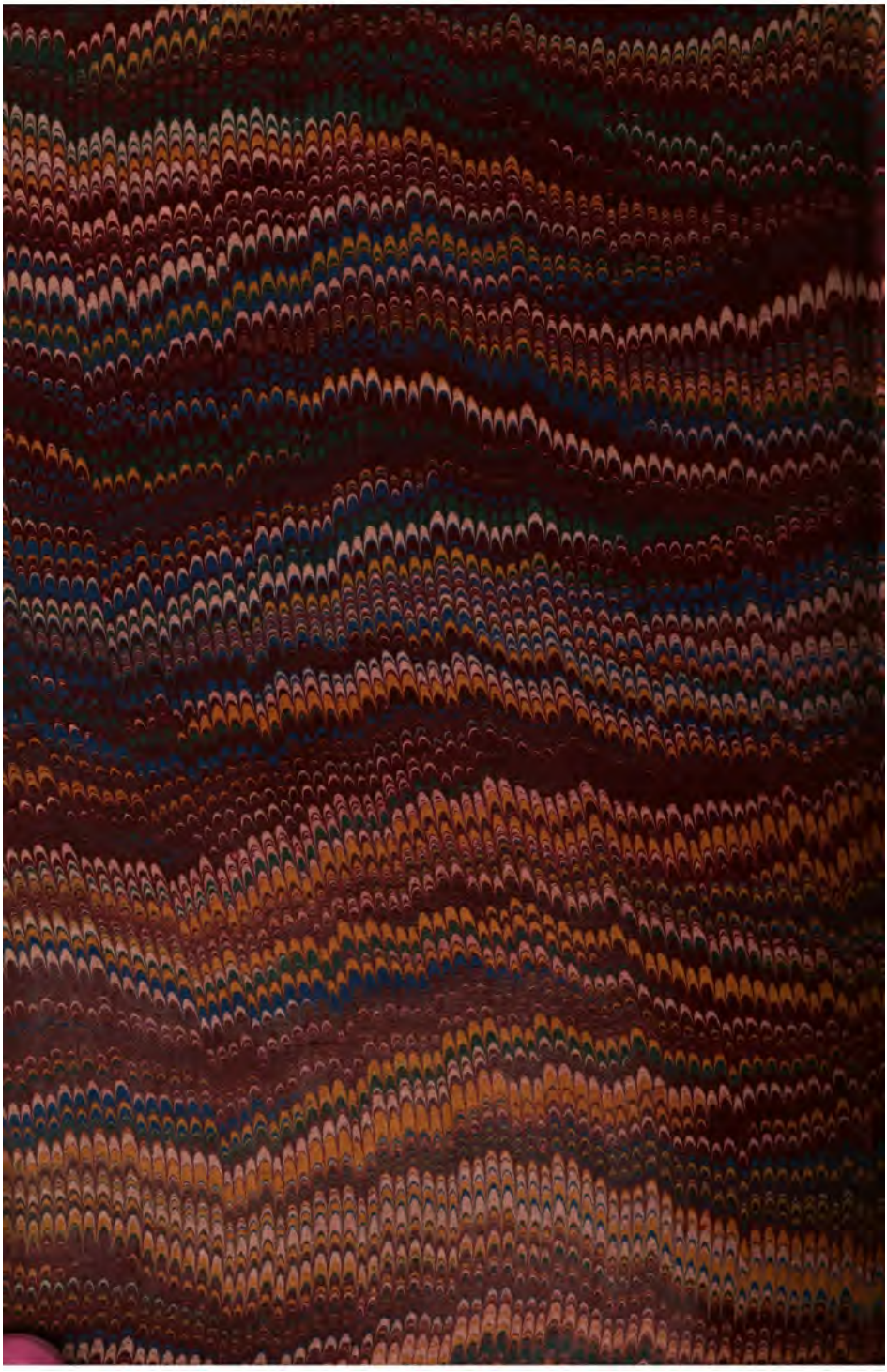
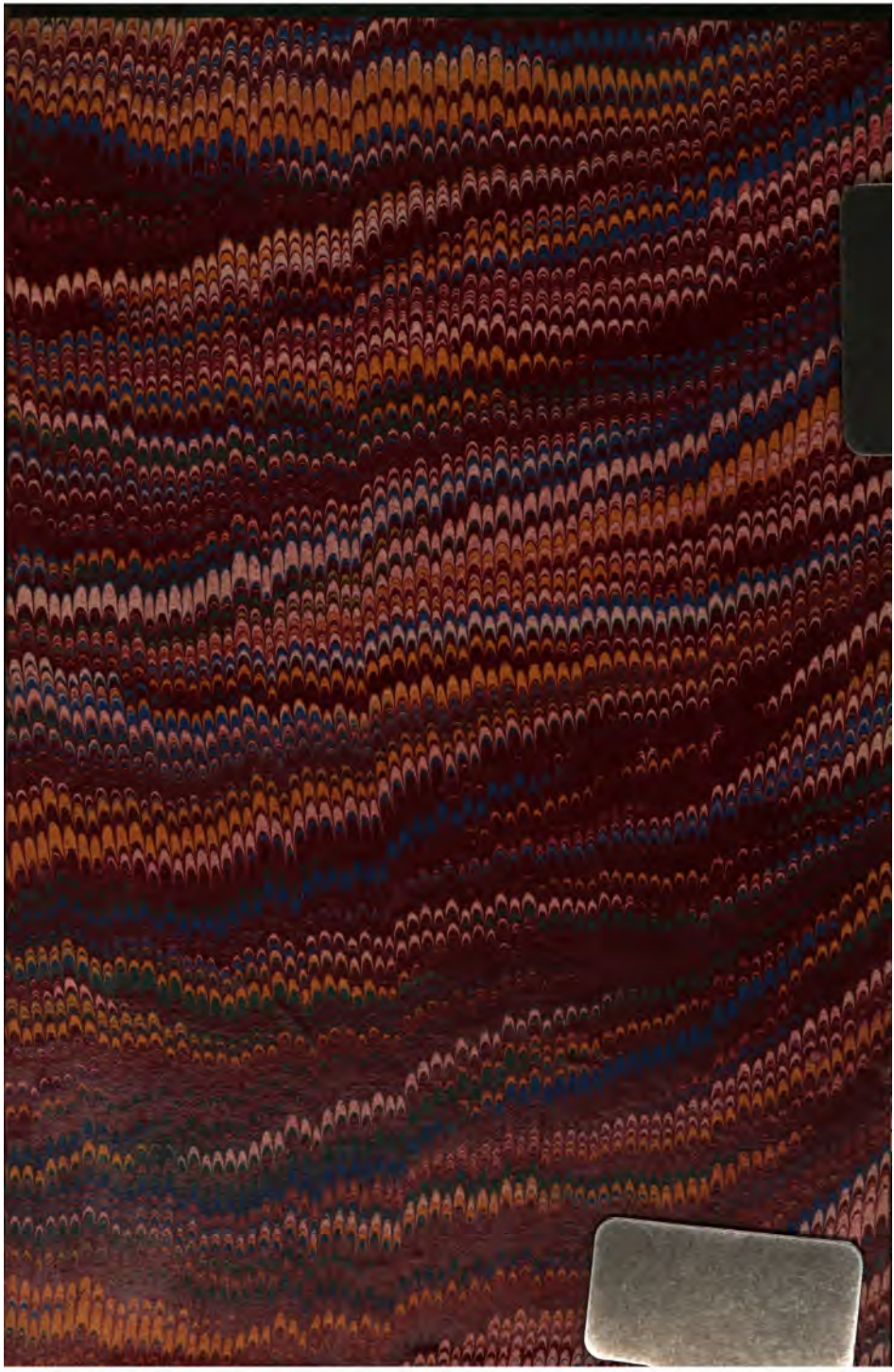
Auch dieses besondere Gebäcke der Stritzeln vermöchte hier seine eigene Geschichte zu erzählen, zieht sich doch sein Schmalzgeruch halb unangemessen bis in den Anbeginn der klassischen Periode unserer deutschen Litteratur herein. Da ist es Lessing, der Leipziger Student, der mittellos und bei harter Winterskälte von den Eltern nach Camenz heimberufen wird, um sich darüber zu verantworten, daß er die ihm von der Mutter überschickten Weihnachtsstritzeln mit den gottlosen Schauspielern der Neuber'schen Bande verzehrt hatte. Diese Anekdote lehrt mindestens, daß unsere Klassik, so häufig sie auch von den griechischen Göttern redete und mit Nektar und Ambrosia sehr verschwenderisch umgieng, in bäurischer Einfalt und Entbehrung aufwuchs und eben daher den verloren gewesenen Ton der Naturtreue und Wirklichkeit wieder anzustimmen vermochte. Doch anstatt hier noch weiter abzuweichen, ist es Zeit, das geschilderte Zweckbrod des Seelzopfes zu seiner noch ausstehenden Erklärung zu bringen und damit diesen Bericht abzuschließen.

Die Form der Haarflechte und des Frauenzopfes verräth sich außer an den eben geschilderten Seelzöpfen, als einem Opferbrode zum Angedenken an die Verstorbenen, auch noch beim Ernteopfer. Wenn man einen Kornacker bis auf ein paar letzte Aehrenbüschel, ein Flachsfeld bis auf wenige Stengel abgeschnitten hat, so läßt

der bairische Bauer die noch übrigen Halme durch seine Schnitterinnen in einen Zopf zusammenflechten und sie bekränzen; dafür lohnt er dann die Mädchen mit Jungfernmilch und Jungfernschmarren, d. h. er setzt ihnen außer dem Schnittermahl auch noch Milch mit Schmalzbrod vor. Jener geflochtene Aehrenbüschel wird der Aswald genannt, man umtanzt ihn singend, weiht ihm die letzten Krumen des Brodkorbes und eine Libation des Restes vom Schnitterbier; jener Flachsbüschel wird ausdrücklich zu Ehren der Flurgöttinnen und Waldfrauen geflochten, der Spruch dazu lautet in Panzers Baier. Sag. 2, 161:

Holzfräule, da flecht i dir ein Zöpfle,
So lang als wie Weiden,
So klar als wie Seiden.

Verwandte Volksvorstellungen in verschiedenen deutschen Landstrichen zeigen, daß man das besondere Merkmal eines Segensgeistes oder eines Koboldes je nach der Pflege oder Verwilderung seines Haupthaars bemaß. Dieses wallt bei guten Geistern lang und zart hinab, bei verwünschten ist es struppig und verworren. Schweizerischer Volksglaube ist es, daß die guten Hauszwerge den Rossen im Stalle Mähne und Schwanz höchst kunstvoll flechten, während der Hauskobold selbst den Kühen das Haar verfilzet. Der hübsch in einen Haarkranz gerundete Frauenzopf heißt nach Aargauer Benennung Aehrizopf, Kornzopf; das ungeordnete Haar dagegen Heuel und Holle. Dieselbe Anschauung herrscht in Thüringen, wo man den Wichtel- und Weichselzopf Saellocke nennt; auch in Bremen, wo er Selkensteert, Seelentost heißt und auf Sterz, Schwanz und Locke der verwünschten Geister bezogen wird; in Sachsen und der Mark heißt er Hollenzopf, in Schlesien Alpschwanz. Unter Aufsicht der Göttin Holle wird wohl das Haupthaar der Kinder und Mütter gestanden haben, so gut wie der Flachs, welcher in Oberdeutschland gleichfalls Haar heißt. Wer daher um Neujahr den Rocken nicht abgesponnen, das Haar nicht sauber geschlichtet hat, dem wird Beides von der durch den Ort ziehenden Göttin in einen Hollenzopf verzaust. Das am Aller-

seelentag in Zopfform gebackene Brod versinnbildlicht daher nur die Fortsetzung jenes Liebesdienstes, unter welchem man einst den Verstorbenen ins Grab gelegt hatte. Die Edda schreibt vor: „Ein Hügel soll dem Heimgegangenen erhoben, gewaschen und gekämmt soll er bestattet werden." Kämme und Scheermesser aus Bronze, in Heidengräbern aufgefunden, verzeichnet Weinholds Schrift, Heidnische Todtenbestattung 1, 89. Eiserne Haarscheeren sind in den Alemannengräbern zu bairisch Nordendorf und in der Gegend des mittleren Kochers in Würtemberg erhoben worden. Es ist noch Aargauer Bauernbrauch, dem Todten seinen Kamm mit in den Sarg zu geben; wer sich sonst damit kämmen würde, verlöre die Haare. Nur der eingefleischten Lieblosigkeit soll diese Pflicht der Pietät nicht gewidmet sein, der Hartherzige soll mit seiner Münze bezahlt werden; daher behauptet die Volksrede: Käufliche Richter und schlimme Waisenvögte werden einst von den Läusen gefressen. Aus solchem Grunde ist es schon bei Homer höchster Beweis liebender Hingebung, wenn Achilleus in Trauer um seinen geliebten Patroklos sich das Haupthaar abschneidet und es dem Grabe des Freundes weiht. Nicht bloß des eigenen Hauptes Sinn und Gedanke sendet man damit dem Verstorbenen zu den Schatten nach, sondern dieser soll unter ihnen erscheinen wie sonst im Leben, nach dem Ausdrucke der Hellenen als ein hauptumlockter Achäer, nach christlicher Anschauungsweise als ein goldlockiger Engel. Die griechische Mutter weihte vor der Niederkunft und für die Gesundheit des Neugebornen ihren Haarschnitt der Gesundheitsgöttin Hygieia; und so eifrig, versichert Pausanias, war die mütterliche Liebe bei solchem Opfer, daß manche Bildsäulen dieser Göttin vor der Fülle umgebundener Haare kaum zu erkennen waren. Der sich noch selbst überlassene deutsche Leichenbrauch weiht zwar den Todten nun keine Locke mehr, er schneidet sie ihnen wohl eher ab und bewahrt sie zum Angedenken; aber er überdeckt einmal des Jahres ihr Grab mit Opferbroden, in deren Form, Größe und Anzahl noch immer der Wunsch sich ausdrückt, wie vollkommen und stattlich das geliebte Haupt unter den Seelen erscheinen möge

in der Lockenfülle seiner Jugend oder Männlichkeit. So lebt die Sitte und Urtheilsweise der Ahnen, wenn die Geschichtsquellen nicht einmal ein nur kärgliches Zeugniß darüber ablegen, oft noch fort in dem unverstandenen Volksbrauche der Gegenwart. Diesen Brauch immer mehr verstehen und ihn in seinen humanen Gründen an die unsere Zeit bewegenden Gefühle anschließen zu lernen, ist deshalb ein gedeihliches Unternehmen, weil darüber nicht bloß unsere Heimatskunde, unsere Kunde aus der Vorzeit wächst, sondern zugleich auch deren bestes Kind, dieses patriotische Bedürfniß unserer Tage, unser deutsches Gesammtvaterland.